Zeitschrift

für

Schweizerische Kirchengeschichte

Revue d'Histoire Ecclésiastique Suisse

HERAUSGEGEBEN VON

JOH. PETER KIRSCH

Direktor des päpstlichen Instituts für christliche Archäologie, Rom

PUBLIÉE PAR

LOUIS WÆBER

Vicaire général du diocèse de Lausanne, Genève e Fribourg

OSKAR VASELLA

Professor an der Universität Freiburg i. Schw.

XXXIV. Jahrgang — XXXIV^me Année

1940

STANS 1940

JOSEF VON MATT, VERLAG

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/schweizerische-zeitschrift-fur-religions-und-kultur_1940_34

INHALTSVERZEICHNIS — SOMMAIRE

XXXIV. Jahrgang. — XXXIV^me Année.

1940

Aufsätze. — Articles de fond.

Seite-Page

Haid, Abt Kassian : Aus dem Tagebuch des Abtes Alberich Denzler von Wettingen (1759-1840) 161

Marmier, Henri : La « Petite Eglise » du diocèse de Lausanne et Genève 193

Müller, Alois : Zur Geschichte der Päpstlichen Garde in Ferrara und ihr Verhältnis zu Zug 177

Müller, P. Iso : Die Inkorporation der Disentiser Klosterpfarreien (1491) 241

Rösli, Joseph : Ulrich Ochsenbein prozessiert gegen das Kloster St. Urban (1839-43) 123

Scheiwiller, P. Othmar: Der hl. Valentin ein Apostel beider Rätien 1

Vasella, Oskar : Urkunden und Akten zur Reformationsgeschichte des Bistums Chur 81, 258

Vasella, Oskar : Zur Entstehungsgeschichte des 1. Ilanzer Artikelbriefs vom 4. April 1524 und des Eidgenössischen Glaubenskonkordates von 1525 182

Waeber, Louis : Liste inédite des églises et chapelles fribourgeoises ainsi que de leurs autels vers la fin du XVI^me siècle . . . 27, 99

Wind, P. Siegfried : Zur Geschichte der katholischen Pfarrei Kaiserstuhl im Aargau 14

Kleine Beiträge — Mélanges.

Blanke, Fritz : Erwiderung 285

Kilger, P. Laurens : Die Sendung von Kolumban und Gallus nach Alemannien 279

Löhr, P. Gabriel M. : Zu einer neuen Reformationsgeschichte Deutschlands 143

Meyer, L. : Die St. Jakobsbruderschaft in Münster, Goms . . . 57

Müller, E. F. J. : Zur Geschichte des neueren schweizerischen Staatsrechtes 138

Müller, P. Iso : Die Mitra in den Schweizer Klöstern 49

Niquille, Jeanne : Une lettre inédite de Charles-Louis de Haller à Mgr Pierre-Tobie Yenny 53

Waeber, Louis : Une nouvelle étude sur les origines du Gallicanisme 288

Rezensionen. — Comptes rendus.

Seite-Page

Bauschrift zur Einweihung der neuen katholischen Kirche St. Peter und Paul in Aarau (D. Planzer) 318
Besson, M.: L'Eglise et l'Imprimerie dans les anciens diocèses de Lausanne et Genève jusqu'en 1525 (O. Vasella) 69
Blanke, Fritz: Columban und Gallus (Fr. Streicher) 155
Bruckner, A.: Scriptoria medii aevi Helvetica (H. Förster) . . 305
Bulletin de l'Institut historique belge de Rome, 1938 et 1939 (L. Waeber) 302
Canisii, S. Petri: Meditationes seu Notae in Evangelicas Lectiones (L. Waeber) 311
Erdmann: Geschichte Rußlands (Max, Herzog zu Sachsen) . . 308
Etudes et documents inédits sur la Réformation en Suisse romande (R. Pittet) 60
Förster, Erich: Das Erbe der Flüchtlingsgemeinden (O. Vasella) 317
Folletête, E.: La paroisse de Porrentruy et son église St-Pierre (J. Niquille) 77
Galbiati, Giovanni: Ulrico Hoepli. Ein Lebensbild (P. Staerkle) 315
Graf, P. Theophil: Zur Entstehung des Kapuzinerordens (D. Planzer) 156
Heer, P. Gall: Johannes Mabillon und die Schweizer Benediktiner (K. Schönenberger) 62
His, Eduard: Zur Geschichte des neueren schweizerischen Staatsrechts (E. F. J. Müller) 138
Hüssy, Paul: Knappe Darstellung der neueren Papstgeschichte (L. Waeber) 79
Inventaire des Archives du Chapitre de St-Thomas de Strasbourg (E. Staehelin) 151
Joachim, Jules: Le Père Antoine Kohlmann (L. Waeber) . . . 66
Koch, Hans: Der Schwarze Schumacher. Der Harten- und Lindenhandel in Zug (1728-1736). (E. Gruber) 313
Löwe, E. A.: Codices latini antiquiores. A palaeographical guide to Latin Manuscripts prior to the ninth century (A. Bruckner) 310
Lortz, Joseph: Zu einer neuen Reformationsgeschichte in Deutschland (P. G. M. Löhr) 143
Martin, Victor: Les origines du Gallicanisme (L. Waeber) . . . 288
Müller, P. Iso: Geschichte des Abendlandes (L. Waeber) . . . 152
Murith, P. André: Jean et Conrad Grütsch de Bâle (P. G. M. Löhr) 316
Otto, Joseph Albert: Kirche im Wachsen (L. Waeber) 319
Pfarrkirche Uznach (D. Planzer) 318
Guaglia, L.: Saint Bernard de Montjou (L. Waeber) 303
Ritter, Gerhard: Der Oberrhein in der deutschen Geschichte (K. Schönenberger) 80
Schmidlin, Josef: Papstgeschichte der neuesten Zeit (L. Waeber) 71
Villiger, J. B.: Das Bistum Basel zur Zeit Johanns XXII., Benedikts XII. und Klemens VI. (O. Vasella) 75

Der hl. Valentin ein Apostel beider Rätien ?

Von P. Otmar SCHEIWILLER O. S. B.

In seiner ebenso gründlichen wie flott geschriebenen Geschichte der « Pfarrei und Kirche des hl. Valentin in Rüthi »[1] greift A. Kobler in einem interessanten Einzelfall ans Valentinsproblem, das schon Farner[2] auf breiterer Basis aufgegriffen hatte. Ohne Zweifel stoßen im Heiligtum auf dem Valentinsberg der « Apostel Rätiens », den man von jeher am 7. Januar gefeiert hatte, und der aus Italien eingewanderte Bischof und Martyrer, dessen Fest stets am 14. Februar begangen wurde, aufeinander. Kobler dürfte gut beraten sein, wenn er die von Mayer[3] geäußerte Vermutung eines Patroziniumswechsels als unbegründet zurückweist. Alles spricht dafür, daß der hl. Valentin von Terni nicht erst seit 1763, sondern schon ursprünglich Patron des Gotteshauses in Rüthi war. Die weitverbreitete Verehrung, die der « Apostel von Rätien » in und außer dem Bistum Chur von altersher genoß, selbst die Tradition, daß er in nächster Nähe Rüthis, in Feldkirch, gepredigt habe, vermag die Vermutung, daß er von Anfang an Patron in Rüthi war, nicht zu stützen, sondern beleuchtet nur recht grell die Berechtigung und den wissenschaftlichen Ernst des Problems. Kobler hat dieses auch in seiner vollen Schärfe herausgearbeitet, ohne indessen an seine Lösung heranzutreten. Schon frühzeitig ist auch die Verehrung des italienischen hl. Valentin in unseren Gegenden belegt[4]. « Die Martyrologien des Rhabanus Maurus aus dem 9. Jahrhundert und des Vienner Bischofs Ado aus dem 11. Jahrhundert, beide in der St. Galler Stiftsbibliothek, gedenken seiner mit ehrenden Worten. Die Mönche des Klosters St. Gallen sangen am 14. Februar sogar einen eigenen Hymnus zu Ehren der beiden Valentine, des Bischofs von Terni und des Priesters, der unter Kaiser Klaudius zu Rom den

[1] Altstätten 1938, 10 ff.

[2] *O. Farner*, Die Kirchenpatrozinien des Kantons Graubünden auf ihre Bedeutung für die Erforschung der ältesten Missionsgeschichte der Schweiz (München 1925), 61 ff., 166 f. (Sonderdruck aus « Jahresbericht der hist. antiq. Gesellschaft Graubündens » 1924.)

[3] *J. G. Mayer*, Geschichte des Bistums Chur I (Stans 1907), 43.

[4] *Kobler*, 17 f.

Martertod erlitt [1]. Auch in der Abtei Pfäfers, des Patronatsherrn der Rüthner Kirche, zollte man dem hl. Bischof von Terni öffentliche Verehrung. Wenigstens finden wir im dortigen Brevier aus dem 15. Jahrhundert seine Lebensgeschichte. Merkwürdig aber muß es uns berühren, daß der Apostel Rätiens in den Pfäferser Meßbüchern, Brevieren und Jahrzeitbüchern nicht einmal dem Namen nach erwähnt wird, obgleich Pfäfers im Churer Bistum lag. Aber noch viel sonderbarer mutet es uns an, daß der Apostel Rätiens nicht einmal im Churer Missale einen Platz gefunden hat, das vor der Reformation im Druck erschien ». Im ältesten Kalendarium der Churer Kirche stehen der Valentinus episcopus am 7. Januar und der Valentinus mart. am 14. Februar friedlich nebeneinander [2], während das wahrscheinlich aus der Diözese Konstanz stammende Kalendarium des Maienfelder Jahrzeitbuches aus dem Jahre 1475 nur das Fest « Valentini episcopi et martyris » am 14. Februar vermerkt [3]. Heute begeht die Diözese Chur am 7. Januar das Fest des hl. Bischofs Valentin gemeinsam mit dem des ersten Churer Bischofs Asinio.

Sicher war St. Valentin seit ältester Zeit in der Diözese Chur einer der häufigsten Kirchenpatrone [4]. Aber auch im Tirol sind ihm sehr viele Kirchen geweiht — Fink kennt 21 Kirchen und Kapellen —, auch in Bayern, namentlich der Diözese Passau, und in Oberösterreich [5]. Er gehörte überhaupt zu den beliebtesten Volksheiligen und galt in späterer Zeit als Patron der Pilger und Reisenden, der armen Leute und vor allem der geplagten Bergbauern und ihrer kostbarsten Habe, des Viehes. Auch wurde er als Nothelfer gegen das fallende Weh angerufen [6].

Deutlich zeichnen sich für die Verehrung des hl. « Apostels » Valentin zwei Ausstrahlungsherde ab. Zunächst das Grab des Heiligen auf dem Zenoberg über Meran ; später, nach der Übertragung seines

[1] Es handelt sich um die Cods 457 (Martyrol. Hrabani Mauri), 455 (Martyrol. Adonis) und 526 (Liber choralis) der St. Galler Stiftsbibliothek.

[2] *W. von Juvalt*, Necrologium Curiense (Chur 1867), 2, 15.

[3] *Jecklin*, Jahrzeitbuch der St. Amanduskirche zu Maienfeld (Chur 1912), 11.

[4] *Farner*, 61 ff. ; *Mayer*, 43 ; *Kobler*, 17. — In der übrigen Schweiz kommt er seltener vor. Ob St. Valentin in Jona erst später auftritt und auf welchen Valentin er sich bezieht, ist fraglich. (*M. Beck*, Die Patrozinien der ältesten Landkirchen im Archidiakonat Zürichgau [Zürich 1933], 76 f.) — In Baar war ihm ein Seitenaltar geweiht. (*R. Henggeler*, Die Patrozinien im Gebiete des Kantons Zug [Zug 1932], 178 f.)

[5] *Fink*, Die Kirchenpatrozinien Tirols (Passau 1928), 212 ff.

[6] *Kobler*, 18 f. ; *Fink*, 212 ; *H. Günter*, Legenden-Studien (Köln 1906), 124 f.

hl. Leibes nach Passau im 8. Jahrh., sein Grab im Passauer Dom. Der Kult des Heiligen in den Tälern und an den Alpenstraßen Graubündens hatte seinen Ausgangspunkt selbstverständlich in Meran, das ehemals mit dem ganzen Vintschgau dem Bistum Chur angegliedert war. Indessen dürfte nun das Beispiel Rüthis im Rheintal, das bis in die Neuzeit zu Chur gehörte, zur Vorsicht mahnen, nicht ohne weiteres ein jedes Patrozinium des hl. Valentin in dieser Diözese auf den « Apostel Rätiens » zu beziehen. Selbst im Tirol fand des öftern eine Verwechslung der beiden Heiligen statt [1]. Valentin war überhaupt in der römischen und frühmittelalterlichen Zeit ein nicht seltener Name. Auch im Heiligenkalender begegnet man ihm häufig. Auf den 14. Februar trifft es nicht weniger als drei hl. Valentine, und auch auf den 7. Januar tritt zum «Apostel Rätiens» nochmals ein hl. Bischof von Terni [2]. Mehrere Kirchen der Schweiz bewahren Katakombenheilige mit dem Namen Valentin (Wil, Lugano, Alpnach, Goldach, Disentis) [3]. Gerade die ausgedehnte Verbreitung des Namens, die natürlich auch im Schrifttum ihre Ablagerung gefunden hat, dürfte mitbeteiligt gewesen sein an der Confusion verschiedener Träger dieses Namens und an der Übertragung alles dessen, was man von mehreren Heiligen las, auf *eine* Persönlichkeit.

Die *Legende* des hl. Valentin von Rätien, die erst im Jahre 1120 auftaucht — ein unbekannter Geistlicher, der sog. Anonymus Passaviensis, soll sie damals anläßlich einer neuen Erhebung seiner Reliquien von einer im Sarge befindlichen zerbrochenen und fast unleserlichen Bleitafel entziffert und abgeschrieben haben [4] — macht ihn zu einem Apostel, der vom Ozean her nach Passau kam, in Rom die Bischofsweihe empfing und nach dreimaligem erfolglosen Wirken in Passau sich « ins Gebirge » verzog. Erst spätere Zeiten wissen auch seine Reiseroute genau anzugeben : über Feldkirch und Chur zog er bis zum Lukmanier hinauf, von dort durch das Engadin und den Vintschgau nach Mais bei Meran, wo er sich endgültig niederließ, ein Kloster gründete und am 7. Januar 475 sein Leben beschloß [5].

Bei einem so späten Auftauchen der Legende tut man gut, den streng *geschichtlichen Zeugnissen* nachzugehen, deren angesichts der

[1] *Fink*, 216. [2] Siehe bei *Farner*, 61 f.

[3] *Stückelberg*, Katakombenheilige der Schweiz (Kempten u. München 1904), 19.

[4] In deutscher Übersetzung vollständig abgedruckt bei *Kobler*, 15 f.

[5] *Kobler*, 17 f. ; *Mayer*, 43 ; *J. Krõß*, Austria sancta I : Die Heiligen und Seligen Tirols (Wien 1910), 89 ff.

frühen Existenz und hohen Verehrung des Heiligen gewiß einige sich müssen finden lassen. Heuberger[1] hat jüngst den geschichtlichen Fundamenten der — schon früher angefochtenen — Valentinslegende nachgegraben und ist dabei nur auf spärliche Überreste gestoßen, die sich auf drei zusammenhanglose Findlinge konzentrieren.

Die älteste, aber auch einzige Nachricht über einen Bischof Valentin findet sich im 41. Cap. der um 511 verfaßten *Vita s. Severini von Eugippius*[2]. Der Verfasser erzählt dort, wie St. Severin etwa zwei Jahre vor seinem Tode (gest. 482) in einem Gespräche mit seinem Gefährten, dem damals schon bejahrten Priester Lucillus, sein baldiges Ableben vorausgesagt habe, und berichtet über die Veranlassung dazu: « Epiphaniorum die, cum sanctus se Lucillus presbyter abbatis sui sancti Valentini, Raetiarum quondam episcopi, diem depositionis annua solemnitate in crastinum celebraturum sollicitus intimasset, idem famulus dei ita respondit: 'Si beatus Valentinus haec tibi celebranda sollemnia delegavit, ego quoque tibi in eodem die vigiliarum mearum studia observanda migraturus e corpore derelinquo' ».

Einzig in diesem Zusammenhange wird der Bischof Valentin, also nur gelegentlich, das erste und letzte Mal erwähnt. Man hat diese Stelle ohne Zweifel schon frühe auf den *heiligen* Valentin bezogen, der seit frühesten Zeiten im Volke eine hohe Verehrung genoß. Aus ihr geht hervor, daß im Jahre 480 dieser Bischof Valentin von Rätien bereits seit einiger Zeit tot war — indessen nicht allzu lange, weil der damals schon betagte Priester Lucillus in früheren Jahren sein Untergebener gewesen war. Sein Tod dürfte daher etwa im dritten Viertel des 5. Jahrh. erfolgt sein, und zwar am 7. Januar. An diesem Tage wurde auch von altersher das Fest des hl. Valentin gefeiert. Schon diese Übereinstimmung des Todestages dürfte Grund gewesen sein für die Identifizierung des von Eugippius erwähnten Bischofs Valentin mit dem bekannten hochverehrten Heiligen. Dabei ist eine Übertragung des Todesdatums aus der Vita s. Severini auf den hl. Valentin schlechterdings undenkbar, da Grab, Name und Todestag eines Heiligen stets zur sichersten und unveräußerlichen Überlieferung gehören.

Darüber hinaus enthält die Vita s. Severini keine eindeutige

[1] Rätien im Altertum und Frühmittelalter. Forschungen und Darstellung, Bd. I (Innsbruck 1932), 43, 170 f., 215 ff., 293 ff.

[2] Herausgegeben von *H. Sauppe* in MGH AA I (Berlin 1877), 27. — Vgl. *A. Stonner*, Heilige der deutschen Frühzeit (Freiburg i. Br. 1934), 3 ff., wo der kulturgeschichtliche Hintergrund des Wirkens des hl. Severin gezeichnet ist und auch der « Abtbischof Valentin von Rätien » Erwähnung findet.

Beziehung zum *bekannten* hl. Valentin, überhaupt zu einem *heiligen* Valentin. Jeder Bischof erhält von Eugippius das Beiwort « sanctus » — sogar der presbyter Lucillus — und zwar schon zu seinen Lebzeiten. Es kann also hier nicht eine ethische Qualifizierung im Sinne einer kanonischen Heiligsprechung bedeuten, sondern bezeichnet einen kirchlich-hierarchischen Ehrentitel etwa im Sinne von « Bischöfliche Gnaden » [1]. Eher ließe vielleicht das « beatus » einen Heiligentitel vermuten — wenn es nicht bloß den « selig im Herrn verschiedenen » sagen will.

Eugippius schreibt dem in Rede stehenden Valentin nach dem nächstliegenden Wortsinn die Doppelwürde eines abbas und episcopus zu.

Mit Heuberger [2] darf man berechtigten Zweifel hegen an einer wirklichen *Abts*würde dieses Bischofs Valentin. Aus dem Valentin hier beigelegten Titel eines abbas hat man später allgemein auf ein Klösterchen geschlossen, das der hl. Valentin in Obermais gegründet habe. Ein Kloster auf rätischem Boden um die Mitte des 5. Jahrh. dürfte als reichlich früh, wenn nicht als verfrüht erscheinen [3]. Auch die Tatsache, daß Lucillus in der Vita s. Severini konsequent als presbyter (vgl. cap. 19, 41, 44 f.) bezeichnet wird, legt die Annahme nahe, daß er eher aus dem Weltklerus als aus dem Mönchtum hervorgegangen ist [4]. Heuberger hat deshalb einen Doppelvorschlag zur Erklärung des « abbas Valentinus ». Abbas braucht nicht einen Klostervorsteher zu bezeichnen, sondern kann identisch sein mit pater [5] — und das würde die zwanglose Erklärung bieten für die sonst etwas befremdliche Benennung durch Lucillus nach dessen schon längst erfolgtem Tod : war er damals doch nicht mehr « sein » Abt, wohl aber noch « sein » Vater, umso mehr, als er ihn als « einstigen » Bischof von Rätien aufführt — man fragt unwillkürlich : « war er es später

[1] Vgl. *H. Delehaye*, Les Légendes hagiographiques, 3me éd. (Bruxelles 1927), 78. — *Ders.*, in Analecta Bollandiana, Bd. 28, 145 ff. : Sanctus.

[2] *Heuberger*, 294.

[3] Es ist dann auch merkwürdig, daß der hl. Korbinian in Mais bei Meran ein Kloster gründet (*Zimmermann*, Kalendarium Benedictinum I [Metten 1935], LXI).

[4] Wenn später Arbeo in seiner Vita s. Corbiniani ausschließlich von presbyteri und clerici spricht, so hat dies darin seinen Grund, daß der Bischof von Freising sich die Mitarbeiter Korbinians nach Analogie der Mönche seines Kathedralklosters denkt (*Zimmermann*, LXII). Eugippius, der Mönch, konnte aber nicht so schreiben.

[5] *Du Cange*, Glossarium mediae et infimae Latinitatis I, 11 sqq.

nicht mehr ? » Etwas gewagter will mir der zweite Vorschlag scheinen, der Lesart « abbati » in vereinzelten Handschriften den Vorzug zu geben ; es würde sich alsdann auf Severinus beziehen (abbati suo scil. Severino), wodurch das Zeitwort intimasset das ihm sonst fehlende Dativobjekt erhielte und der idem famulus dei ein ihm unmittelbar vorangehendes Beziehungswort hätte, während er sonst auf den vorhergehenden Satz bezogen werden müßte.

Der Ausdruck Raetiarum episcopus setzt Valentin in feste Beziehungen zu Rätien. Daher dürfte er die bisher übliche Auffassung außer Kurs setzen, Valentin sei Wanderbischof, d. h. ein mit bischöflicher Würde ausgestatteter Glaubensbote ohne festen Sitz gewesen. Das Institut der Wanderbischöfe in den Donauländern gehört denn auch im allgemeinen einer späteren Zeit an [1]. Unrichtig ist sicher die herkömmliche Übersetzung : « Bischof *beider* Rätien ». Seit der Teilung des rätischen Verwaltungssprengels in Raetia I und II um 400 wurde Raetia nur mehr in Mehrzahlform gebraucht [2], und für den Gesichtskreis des in Ufernorikum wirkenden Lucillus, aber auch des bei Neapel schreibenden Eugippius kommt doch nicht die Raetia prima, sondern nur die Raetia secunda in Betracht, die ihm die Raetia schlechthin ist (vgl. Vita s. Severini, cap. 3). Die Raetia prima besaß im Jahre 451 in der Kirche von Chur ihren geschichtlich sicher dokumentierten Bischofssitz. Valentin ist daher als Wanderbischof für Churrätien unmöglich. An sich ist nun freilich die Bezeichnung « Raetiarum episcopus » nur für einen Schriftsteller denkbar, der sich nicht an die technische Ausdrucksweise hält ; denn die abendländischen Bischöfe nannten sich von jeher nach dem Orte ihres Bischofssitzes. Ausgeschlossen ist, daß Valentin, wie z. B. Hauck [3] vermutet, Breonenbischof gewesen sei. Abgesehen davon, daß eine Beziehung dieses Bischofs Valentin zu den Breonen, die im mittleren tirolischen Inntal und dessen Umgebung ihren Wohnsitz hatten, geschichtlich keineswegs nachweisbar oder auch nur glaubhaft ist, steht zu jener Zeit auch nicht einmal die Existenz einer christlichen Gemeinde in jener

[1] *Stonner*, 38 f. Sie bilden den Übergang von den irischen Mönchen zum hl. Bonifatius.

[2] Vgl. Vita s. Severini, cap. 15, wo der Donauort Quintana (Künzig) als secundarum municipium Raetiarum bezeichnet wird. Auch bei *v. Mohr*, Codex diplomaticus I (Chur 1848), 20 : « Constantius quem territurio raetiarum rectorem posuimus » (dat. ca. 784). Auch die Vita s. Lucii (ca. 8. Jahrh.) spricht von der « provincia Retiarum » (MGH SS. Rer. Merov. III, 4).

[3] Kirchengeschichte Deutschlands I³, 360.

Gegend fest. Nach den sorgfältigen Untersuchungen Heubergers [1] gab es überhaupt zu keiner Zeit ein Breonenbistum. Das oströtische Alpenbistum war die ecclesia Sabionensis auf dem gegen Barbareneinfälle geschützten Felsen Säben hart an der italienischen Grenze, das 572-577 erstmals erwähnt wird, aber wohl ähnlich wie das Churer Bistum in die Römerzeit zurückgehen dürfte (vor 476), dann vielleicht in den Wirren gegen Ende des 6. Jahrh. unterging und im 8. Jahrh. wieder erstand, um dann vor 967 auf Brixen überzugehen [2]. Der Raetiarum episcopus dürfte seinen Sitz am ehesten in der Hauptstadt der Raetia secunda, Augusta Vindelicum (Augsburg), gehabt haben [3]. Es besaß schon in römischer Zeit eine christliche Gemeinde und dürfte zur Zeit Valentins von den Alamannen noch nicht zerstört gewesen sein [4]. An andern Orten der Raetia secunda gab es damals kaum einen Bischof. Gewisse Anhaltspunkte in der Vita s. Severini weisen zudem darauf hin, daß der presbyter Lucillus seine Jugendzeit im vindelikischen Flachland verlebt und wohl damals auch in Beziehung zu diesem Bischof gestanden hatte.

So läßt sich aus der Stelle in der Vita s. Severini eine direkte Beziehung des Bischofs Valentin zum Heiligen dieses Namens eindeutig nicht festlegen.

Zum zweiten Mal taucht ein Valentinus auf bei *Venantius Fortunatus*, der um 565 von Ravenna eine Wallfahrt zum Grabe des hl. Martinus in Tours machte, die er in seiner *Vita s. Martini* in Versen beschrieb [5]. Am Wege vom Pustertal ins Bayernland über die Alpen trifft er « Valentini benedicti templa » (IV, 647). Hier handelt es sich klar um den hl. Valentin, dem also damals schon ein Gotteshaus geweiht war. Die Frage ist nur, welches der Ort dieses Valentinsheiligtums war. Da der Dichter hier wider seine sonstige Gepflogenheit weder vom Grabe noch vom Leibe des Heiligen spricht, so wird die Annahme Heubergers [6] nicht unwahrscheinlich, daß er kaum von seiner Reiseroute weg den nicht unerheblichen Abstecher nach dem Grabe des hl. Valentin in Mais-Meran gemacht, sondern ein Heiligtum des Heiligen vielleicht auf dem Paßübergang auf dem Brenner — wo

[1] *Heuberger*, 159 ff., 171 f., 179 ff., 296 f.
[2] *Derselbe*, 168 ff. [3] *Derselbe*, 168, 298.
[4] Vgl. *Berther*, Der hl. Luzius. In dieser Zeitschrift 32, 109.
[5] MGH AA IV. — Vgl. *Perret*, Fontes ad historiam regionis in Planis, Heft 8, 463; vgl. 464. — *Heuberger*, 368.
[6] 40 ff. Vgl. *Bruno Krusch*, in MGH SS. Rer. Merov. VI, 501 f.

noch heute eine Valentinskirche steht[1] angetroffen habe. Offen aber bleibt die Frage, ob dieser Valentinus benedictus zusammenfällt mit dem Raetiarum episcopus bei Eugippius. Nur das eine ergibt sich aus der Stelle, daß der hl. Valentin schon frühzeitig hohe Verehrung genoß und offenbar um 565 schon außer seiner Grabstätte Patron einer Kirche war, einer Vorläuferin der später im Tirol so häufigen Valentinskirchen.

Ein Heiligtum des hl. Valentin spielt sodann eine wichtige Rolle im Leben und nach dem Tode des hl. Wanderbischofs Korbinian, später ersten Bischofs von Freising (um 640-730). Sein späterer Amtsnachfolger *Arbeo* kommt in der *Vita s. Corbiniani*[2] mehrfach darauf zu sprechen. Hier wird das Heiligtum auch genannt: es ist das Grab des Heiligen in Mais (castrum Maiense) selber — «beati Valentini confessoris Christi sepulcrum» (cap. 23). Und zwar befand sich das Grab «in ecclesia sancti Valentini confessoris Christi» (cap. 38). Das ist ein sicherer Beweis, daß der Leib des hl. Valentin in den ersten Jahrzehnten des 8. Jahrh. in Mais-Meran und zwar, wie neuere Forschungen dartun, auf dem Zenoberge sich befand. Besteht auch kaum ein Zweifel — schon aus geographischen Gründen —, daß der Valentinus benedictus bei Venantius Fortunatus und der beatus Valentinus confessor Christi bei Arbeo sich auf denselben *Heiligen* beziehen, so scheint — wie schon ausgeführt — nicht dasselbe *Heiligtum* gemeint zu sein. Heuberger[3], der hier äußerst kritisch ist, findet es schon unsicher, daß das Grab des hl. Valentin von Anfang an sich in Mais befunden habe, da bei den damaligen Völkerverschiebungen viele Kirchen zerstört wurden und die Bevölkerung fliehen mußte. Tatsächlich darf hier zum Vergleich die Mitteilung Eugippius in der Vita s. Severini (cap. 40, 44) herangezogen werden, nach der der hl. Severin die Seinen vor seinem Tode gebeten habe, seinen Leichnam nach Italien mitzunehmen, falls sie durch Einrücken der Germanen zur Auswanderung genötigt würden, was denn auch tatsächlich eintraf. So mußte auch für den Leib des hl. Valentin das Grab in Mais nicht notwendig die erste Ruhestätte sein, wie es ja auch nicht seine letzte blieb.

Die Unsicherheit wird noch größer, wenn man nach der Beziehung

[1] *Fink*, 218.

[2] Ausgabe *Bruno Krusch*, in MGH SS. Rer. Merov. VI (1913), 560 ff.; vgl. 500 ff. — Vgl. *Stonner*, 39 ff.

[3] *Heuberger*, 215 f., 295.

des beatus Valentinus confessor Christi bei Arbeo zum Raetiarum episcopus bei Eugippius fragt — obgleich man diese bisher allgemein identifiziert hat. « Diese Ansicht beruht jedoch lediglich auf der Tatsache, daß diese beiden Männer auf rätischem Boden lebten und denselben Namen trugen, auf der Meinung, der Raetiarum episcopus sei als Heiliger bezeugt, sowie auf der Voraussetzung, daß der hl. Valentin die bischöfliche Würde besessen und zu jener Zeit gelebt habe, in die der Bischof dieses Namens gehörte. Letztere Annahmen sind aber unbeweisbar ; Bischof Valentin für einen Heiligen zu halten, fehlt jegliche Veranlassung ; Rätien war groß und der Name Valentin nicht selten. Unter diesen Umständen hängt die gangbare Gleichsetzung der beiden Valentine in der Luft »[1]. Der beatus Valentinus confessor Christi wird nun freilich von Arbeo nie episcopus genannt. Das ist aber kein absolutes Hindernis, daß er es nicht dennoch sein konnte ; war es doch Arbeo, der dem hl. Bischof Valentin von Passau eine Kirche weihte[2]. Tatsächlich wurde der hl. Valentin von Mais nie anders denn als Bischof verehrt. Es besteht auch kaum ein Zweifel, daß die Folgezeit den episcopus Raetiarum als « Heiligen » betrachtet hat, indem sie das Beiwort « sanctus » bei Eugippius nicht mehr im hierarchischen, sondern im ethisch-kanonischen Sinn verstanden hat. Einer solchen Verwechslung verdankt wohl auch der erste Bischof von Chur, Asinio, seine Kanonisation, indem eine spätere Zeit die ihm vom Bischof von Como zu Lebzeiten beigelegte Amtsbezeichnung « sanctus frater » im Sinne eines heiligen Lebenswandels aufgefaßt hat[3]. Wird sich auch die Frage nie mit absoluter Sicherheit lösen lassen, so dürfte doch eine Identifizierung des Raetiarum episcopus, der am wahrscheinlichsten Bischof von Augsburg war, mit dem beatus Valentinus confessor nicht bloß im Bereiche des Möglichen liegen, sondern sogar einen nicht geringen Grad von Wahrscheinlichkeit beanspruchen. Das Einrücken der Alamannen in die vindelikische Ebene dürfte zahlreiche Bewohner zur Flucht aus der Heimat veranlaßt haben. Unter ihnen konnte sich auch der Bischof von Augsburg befunden haben, der im südlichsten Orte Rätiens oder anderswo in den osträtischen Alpen eine Zuflucht suchte[4], um entweder hier seine Tage in stiller Weltabgeschiedenheit zu beschließen, oder aber seine Bischofstätigkeit hier fortzusetzen bzw. seinen Bischofssitz hier neu aufzuschlagen. Die obigen Angaben über die Anfänge des Bistums Säben würden

[1] *Heuberger*, 295.
[2] *Fink*, 217.
[3] Text z. B. bei *Mayer*, 47.
[4] *Heuberger*, 299.

damit stimmen, und wenn die Behauptung Perrets[1] über eine Verlegung des Bischofssitzes von Augsburg nach Säben den Tatsachen entspricht, so würde die Annahme eine starke Stütze erhalten. Auch die Identität des Todestages der beiden Valentine ist nicht bedeutungslos.

Das ist alles, was die *Geschichte* vom hl. Valentin weiß. Die Nachrichten über sein Leben stehen also auf brüchigem Boden. Die *Legende* taucht, wie bemerkt, erst im 12. Jahrh. in Passau auf. Die Grabesruhe des hl. Valentin in Mais-Meran war nämlich von kurzer Dauer. Arbeo, der davon berichtet, erzählt nämlich in derselben Vita s. Corbiniani (Cap. 41), daß der Leib des Heiligen in den mittleren Jahrzehnten des 8. Jahrh. von den Langobarden nach Trient und von dort vom letzten Agilolfingerherzog Tassilo III. und Bischof Josef von Freising (gest. 764-65) nach Passau überführt wurde. Daraus erklärt sich, weshalb die Legende aus ihm einen ursprünglichen Bischof von Passau macht, der wegen Erfolglosigkeit sein Wirken aufgab und schließlich bis ins südlichste Osträtien gelangen konnte. Es ist aber wohl nicht belanglos, wenn Eugippius (Cap. 19, 22) um die Mitte des 5. Jahrh. wohl von Priestern in Passau, nie aber von einem Bischof spricht. Und die zur Zeit Karls d. Gr. abgefaßten Salzburger Versus de ordine comprovincialium pontificum[2] nennen als ersten Passauer Bischof Vivilo, einen Zeitgenossen des hl. Bonifatius[3].

Wenn sich der Verfasser der Legende des hl. Valentin auf eine Bleitafel beruft, worauf die Lebensgeschichte des Heiligen aufgeschrieben war, so liest ein jeder, der mittelalterliche Legenden zu lesen versteht, aus diesem sehr durchsichtigen Täuschungsmanöver das Zugeständnis der freien Kompilation des Lebens durch den Legendenschreiber heraus[4]. Die Stelle bei Eugippius scheint ihm, wenigstens in ihrem Zusammenhang und nach ihrem genauen Wortlaut, unbekannt gewesen zu sein. Jedenfalls dürfte schon der Name Valentin die von der Legende behauptete Herkunft «vom Ozean» unwahrscheinlich machen. Die spätere Bestimmung der Reiseroute entspricht den Valentinspatrozinien längs dieses Weges. In Wirklichkeit war er den umgekehrten Weg gegangen: die Valentinskirchen sind Ausstrahlungen

[1] Heft 8, 465.

[2] MGH Poetae Latini aevi Carolini II, 639.

[3] *Heuberger*, 295 f.

[4] Als Mönche die Reliquien der hl. Märtyrin Julia nach der Insel Gorgona brachten, lag ein von Engelshand geschriebenes Buch über das Leben und Leiden der Heiligen dabei. (*H. Günter*, Die christliche Legende des Abendlandes [Heidelberg 1910], 194.)

des Grabes des Heiligen auf dem Zenoberg bei Mais. Sicher wurde das Fest des hl. Valentinus episcopus in Chur am 7. Januar gefeiert, bevor das Machwerk in Passau entstand. Auch daß das Leben eines so populären Heiligen unbekannt war und bis ins 12. Jahrh. hinein keinen Biographen fand, während über Severin und Korbinian weitläufige Lebensbeschreibungen erstanden, läßt darauf schließen, daß ein geheimnisvolles Dunkel den Gottesmann umgab, der seine letzten Tage in Mais verbrachte.

Immerhin darf der Heilige nicht bloß unter *allgemein*-hagiographischen Gesichtspunkten, er muß auch unter *lokal*-bündnerischem Aspekt betrachtet werden. Man darf nicht übersehen, daß im Bündnerland das Andenken an ihn besonders lebendig ist und daß er dort als bodenständiger und volksverwachsener Heiliger erscheint. Perret [1] teilt aus Decurtins « Rätoromanische Chrestomatie », II. Bd., alte Bräuche mit, die den hl. Valentin als Patron des Viehs ausweisen, auch eine alte Sage über den Fels des hl. Valentin in Panix, von dem er zu den Heiden gepredigt habe und auf dem seine Fußspuren eingedrückt sind. Dort steht heute noch die St. Valentinskirche, die seit dem Mittelalter vielbesuchter Wallfahrtsort war und namentlich von Fallsüchtigen und für Viehkrankheiten aufgesucht wurde. In Sent, wo der Heilige sich einige Zeit aufgehalten haben soll, stand einst auf den sog. « Valentinsfeldern » eine alte Valentinskirche [2].

Damit ist freilich für eine persönliche Beziehung des Heiligen zu Graubünden nichts bewiesen. Ähnliche Tatsachen sind auch für andere Orte bezeugt, an denen sich Valentinskirchen befinden. So z. B. berichtet Fink [3] von einer Valentinswallfahrtskirche zu Haselbach bei Braunau a. I., wo ein heilkräftiges Brünnlein fließt. Nach der nicht unwahrscheinlichen Tradition hängt es mit der Rast zusammen, die der Leib des hl. Valentin bei seiner Translation von Tirol nach Passau dort gemacht haben soll. Noch interessanter ist die Tatsache, daß auch die Valentinskirche in Rüthi im Rheintal Wallfahrtskirche war, wo der hl. Valentin von Terni als Patron verehrt wurde [4]. Im Laufe der Zeit war eben eine völlige Assimilierung der beiden hl. Valentine eingetreten. Sie wurden in ganz gleicher Weise in den gleichen Anliegen angerufen [5].

Die St. Valentin zugeschriebene Tätigkeit als Wanderbischof in

[1] Fontes ad historiam regionis in Planis, 6. Heft, 303 ff.; vgl. 3. Heft, 168.
[2] *Farner*, 62.
[3] *Fink*, 217.
[4] *Kobler*, 18 ff.
[5] *Fink*, 216.

Churrätien fällt völlig neben den gesicherten geschichtlichen Rahmen. Es besteht nicht der geringste Grund zur Annahme, daß der Bischof von Chur seiner Aufgabe zur intensiven Glaubenspredigt nicht persönlich vollauf nachgekommen wäre oder dazu nicht genügt hätte ; erweist doch die Provinzialsynode von Mailand (451) den Bischof Asinio, der Zeitgenosse Valentins war, als sehr aktiv[1]. Damit ist ja nicht behauptet, daß die Heidenmission in Churrätien damals schon abgeschlossen war ; aber sie stellte den ureigensten Tätigkeitsbereich des Diözesanbischofs dar. Wenn Perret[2] glaubt, aus der Tatsache, daß das Fest des hl. Bischofs Asinio von Chur mit dem des hl. Valentin am gleichen Tage gefeiert wird, schließen zu dürfen « auf ein gewisses Einvernehmen zwischen beiden », so fehlt dazu gerade die von ihm geforderte Grundlage : daß nämlich diese gemeinsame Feier « ursprünglich » ist. Der hl. Asinio wurde nicht von altersher gefeiert. Der älteste Churer Kalender enthält seinen Namen nicht, nie ist von seinem Grab, von seinem Leibe, von Reliquien die Rede, keine Kirche, keine Kapelle, kein Altar ist ihm geweiht. Offenbar wurde er erst mit Bekanntwerdung des Berichtes über die Mailänder Synode in Chur « entdeckt ». Die zeitliche Lebensnähe mag dann Veranlassung geboten haben zur Verlegung des Festes auf den alten Festtag des hl. Valentin — sie erscheinen im heutigen Brevier als « Apostel von Churrätien ». Der Wanderbischof ist eine Übertragung aus der Zeit des Legendenschreibers auf die des Heiligen. Sie wird verständlich aus der Vertreibung des Heiligen von seinem Bischofssitz und dessen eventuellen Wiederaufrichtung an anderem Orte.

Nimmt Mayer[3] ihn als Bekämpfer des Arianismus in Anspruch, so findet ein dahingehendes Bedürfnis in den Quellen keinen Anhaltspunkt. Bischof Asinio stand abwehrbereit dem Monophysitismus gegenüber, der in seiner Diözese kaum Eingang fand, wie auch das Schisma infolge des Dreikapitelsstreites, das in Aquileja und Osträtien eingedrungen war, sich in dem sehr bedrohten Churrätien nicht festzusetzen vermochte[4].

Auch die angebliche Reiseroute des hl. Valentin durch Churrätien weckt Bedenken. Die eingehenden Forschungen P. Iso Müllers über den Lukmanierpaß[5] zeigen, daß in der römischen und frühmittelalterlichen Zeit wohl vielleicht ein Pfad über den Paß geführt

[1] *Mayer*, 41.
[2] Heft 3, 168.
[3] *Mayer*, 43.
[4] *Perret*, Heft 8, 455 ff.
[5] Die Anfänge des Klosters Disentis (Chur 1931), 127 ff.

hat, kaum aber eine irgendwie verkehrsreichere Handelsstraße. Als der fränkische Einsiedler Sigisbert zu Beginn des 8. Jahrh. in der Desertina seine Zelle baute, war die Landschaft, wenn auch nicht völlig unbewohnt, so doch einsam und wenig besiedelt [1]. Man kann daher nicht leicht begreifen, weshalb der hl. Valentin seine Missionstätigkeit bis auf den Lukmanier ausgedehnt haben soll, und die Vermutung liegt auf der Hand, daß die spätmittelalterliche Legendenbildung an den Paßverkehr ihrer Zeit anknüpfte.

Der eigentliche Grund für die vielen und frühen Valentinskirchen in Churrätien liegt in seiner Verbindung mit dem Vintschgau in einer Diözese. Hier wie dort entstanden sie nicht auf Grund einer Wirksamkeit des Heiligen in diesen Gebieten, sondern weil das ursprünglichste Kultzentrum, das Grab, sich im Bistum befand. Muß auch der Heilige von jeher sich hoher Beliebtheit erfreut haben, so war doch nicht diese der Grund für seine häufige Patronatswahl, sondern die Existenz seines Grabes im Gebiete der Diözese Chur. Der hl. Severin stand beim rätischen Volke nicht in geringerem Ansehen ; er hat aber nur spärliche Spuren seines Wirkens hinterlassen, weil er sein Grab im fernen Italien fand [2].

Die schon früher aus Venantius Fortunatus belegte Tatsache einer sehr früh einsetzenden Verehrung im Volke ist auch für Churrätien bestätigt. Wie im Südtirol, so finden sich auch in Graubünden die Valentinskirchen im Altsiedlungsland [3], dürften also neben den römischen Patronaten zu den ältesten gehören. Die Lagerung der Valentinskirchen an den Paßstraßen, besonders der Lukmanierstraße, mag ihren Grund haben im Pilgerpatronat des Heiligen, zu dem später besonders das Patronat der armen Bergbauern kam [4]. Hier dürfte Farner [5] recht behalten : « Die Legende vom Bündner Heiligen dieses Namens macht bei dem gänzlichen Fehlen aller originellen Züge so sehr den Eindruck einer nachträglichen Konzeption, daß Geneigtheit zu der Annahme besteht, es möchte schon vorher in Rätien Valentinskirchen gegeben haben und diese könnten ihrerseits dann erst der Grund einer lokalen Legendenbildung geworden sein ».

Als Glaubensbote der Südostecke unseres Landes dürfte der heilige Valentin, wenn nicht alles trügt, außer Betracht fallen.

[1] *Müller*, 63 f., 132 f.
[2] *Fink*, 214 f.
[3] *Derselbe*, 217, 219.
[4] *Derselbe*, 219 f. ; vgl. 212.
[5] *Farner*, 61.

Zur Geschichte der katholischen Pfarrei Kaiserstuhl im Aargau.

Von P. Siegfried Wind O. M. Cap.

Ist Kaiserstuhl eine neue oder eine alte Pfarrei? Auf diese Frage gibt uns das Historisch-biographische Lexikon der Schweiz folgende Antwort: « Kirchlich war Kaiserstuhl, das eine Kapelle besaß, bis 1816 eine Filiale von Hohenthengen. Damals wurde es von [!] Fisibach [1] abgelöst und seine Kapelle wurde zur Pfarrkirche erhoben. Die endgültige Errichtung der Pfarrei erfolgte 1842 » [2].

Kaiserstuhl wäre also eine neuere, nicht einmal 100 Jahre alte Pfarrei. Doch läßt sich nachweisen, daß Kaiserstuhl schon seit dem 13. Jahrhundert eine eigene, selbständige, weitläufige Pfarrei war, welche auf beiden Seiten des Rheins eine schöne Zahl von Ortschaften umfaßte und an deren Spitze Pfarrherren oder Leutpriester standen, und daß es sich 1842 lediglich um eine Reorganisation dieser Pfarrei gehandelt hat, oder, wie es im betreffenden Dekrete des aargauischen Großen Rates vom 9. Nov. 1842 heißt, um die « Erneuerung und Umschreibung der *vormaligen* Pfarrei Kaiserstuhl ».

1. Alter der Pfarrei Kaiserstuhl.

Die erste mittelbare Kunde von der Pfarrei Kaiserstuhl erhalten wir aus dem berühmten Zehntenverzeichnis des Bistums Konstanz vom Jahre 1275. Hier wird nämlich ein « Dekan in Kaiserstuhl » erwähnt [3]. Weil aber damals nur ein Pfarrer Dekan sein konnte, ist es klar, daß derselbe zugleich auch Pfarrer war, Pfarrer in und von Kaiserstuhl. Derselbe wird im Verzeichnis auch als « Dekan in Tengen »

[1] « ... *von* Fisibach » ist offenbar ein leidiger Schreib- oder Druckfehler. Es sollte heißen: « ... *samt* Fisibach », oder dann « von *Hohenthengen* ».

[2] HBLS, 4. Bd., S. 439. — Als Quelle wird dort an erster Stelle das Werklein von *Al. Wind*, Pfarrer in Jonen: « Kaiserstuhl in Bild und Geschichte » zitiert. Tatsächlich finden sich darin (S. 29, 2. Alinea) die oben erwähnten Angaben fast wörtlich vor.

[3] « Liber decimationis cleri Constantiensis pro papa de anno 1275 » im Freib. Diöz.-Archiv, 1. Bd., S. 176 und 194. (S. 176: « In Cleggovia: Decani in *Kaiserstuol*, in Wile, in Svaningen ».)

bezeichnet. Schon damals bestanden die gleichen eigenartigen Verhältnisse, wie wir sie in der ganzen Folgezeit bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts antreffen. Der Pfarrer oder Leutpriester von Kaiserstuhl wohnte nämlich in Kaiserstuhl, im Städtchen. Dort war das Pfarrhaus. Die Pfarrkirche dagegen lag außer dem Städtchen, in Thengen, jetzt Hohenthengen, eine kleine Viertelstunde ennet dem Rhein.

Und das ist nicht verwunderlich. Weiß man doch: « daß in ältester Zeit die Pfarr- und Leutkirchen außerhalb der Städte sich befanden, selbst solche, welche wir heutzutage mitten im Umkreise einer Stadt erblicken, z. B. der Dom zu Konstanz, ferner das Großmünster zu Zürich »[1]. Die Pfarrkirche von Bern war in Könitz, jene von Rapperswil in Bußkirch usw.

Eine Bestätigung dieser Sachlage finden wir in der Weiheurkunde der Kaiserstuhler Pfarrkirche vom Jahre 1520. Sie ist auf der Rückseite überschrieben: « Weichbrief der Pfarrkirchen Keiserstuol zuo Tengen gelegen ». Wir vernehmen daraus: « Am 2. Dez. 1520 hat Melchior, Bischof von Ascalon [Weihbischof und Generalvikar von Konstanz] die Pfarrkirche des Städtchens Kaiserstuhl, welche *außerhalb seiner Mauern gelegen ist*, zu Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria mit drei Altären ... von Grund auf und aufs neue geweiht und überdies am folgenden Tage, am 3. Dez., drei weitere Altäre der gleichen Kirche ... ebenfalls aufs neue geweiht und den Friedhof der genannten Kirche rekonziliert »[2].

Im Jahr 1275 gehörte Kaiserstuhl zum Archidiakonat Klettgau und zum Dekanate, welches zuerst abwechselnd je nach dem Pfarr- oder Wohnsitze des Dekans: Dekanat Tengen (1275) Eglisau oder Griesheim (1360) und schließlich Jahrhunderte lang *Dekanat Neukirch* hieß.

Wie nun die Benennung der Dekanate oder Priesterkapitel im 13. und 14. und selbst noch bis ins 15. Jahrhundert herab noch *schwankte* und erst um die Wende des 15. Jahrhunderts, jedenfalls

[1] *S. Vögelin*, Geschichte des Großmünsters in Zürich. S. A. aus den Mitteilungen der antiq. Gesellschaft Zürich, S. 5. — Als Beispiel eines Landstädtchens sei auch *Sempach* hervorgehoben, dessen Pfarrkirche früher ebenfalls außerhalb der Stadt auf dem Kirchbühl sich befand. HBLS, Bd. 6, S. 338 und Bd. 4, S. 494, Art. « Kirchbühl » mit dem Bilde dieser einstigen Pfarrkirche von Sempach.

[2] « ... *Ecclesiam parocchialem opidi Keiserstuol*, extra muros eiusdem situatam ... funditus et de novo consecravimus ... ». Der ganze Weihebrief abgedruckt bei *Welti*, Rechtsquellen des Kt. Aargau, I, 3, S. 73 f.

vor der Glaubensspaltung feste Gestalt angenommen hat [1], so zeigt sich anfänglich etwas ähnliches auch in der Benennung unserer Pfarrei. Wenn 1275 der damalige Pfarrer und Dekan bald als « Dekan in Kaiserstuhl » und bald als solcher « in Tengen » Erwähnung findet, so wird im « Liber marcarum » von 1360-1370 unter den Pfarreien des Dekanates Eglisau oder Griesheim genannt : « ... Ecclesia ... Keiserstuol vel Tiengen » [2]. Später aber in den amtlichen Verzeichnissen und Aktenstücken heißt die Pfarrei gewöhnlich : *Pfarrei Kaiserstuhl* und der Pfarrer : Pfarrer oder Leutpriester von *Kaiserstuhl.*

So schon in den Registern der Liebessteuer (Subsidii charitativi) für die Diözese Konstanz von 1497 und 1508 [3], ebenso in den gedruckten Katalogen der Diözese Konstanz von 1744, 1755, 1769, 1779 und 1794 [4]. In allen diesen Verzeichnissen wird Kaiserstuhl als eigene, selbständige Pfarrei angeführt [5]. Von einer Pfarrei Hohenthengen im Klettgau ist damals noch nicht die Rede.

Es ist freilich zu beachten, daß es noch eine Stadt und Pfarrei Thengen im Hegau, Dekanat Engen, gibt, ferner eine Pfarrei Thiengen im Amt Waldshut, endlich ein Hohenthengen im Saulgau (Diengen 1275 und 1360-1370, Hoëndiengen 1508), womit unser Hohenthengen im Klettgau (Tengen 1275, 1360-1370 und 1508) leicht verwechselt werden kann und tatsächlich schon wiederholt verwechselt worden ist [6].

[1] Ein Beweis dafür ist die Tatsache, daß gerade das Landkapitel, zu welchem Kaiserstuhl gehörte, *auch nach* der Reformation den Namen Neukirch beibehalten hat, trotzdem die Pfarrei Neukirch selber evangelisch geworden ist. Es folgt daraus, daß dieser Name schon vor der Reformation sich eingebürgert hatte.

[2] Freib. Diöz.-Archiv, Bd. 5, S. 92.

[3] A. a. O. Bd. 27, S. 139 f. und N. F. Bd. 8, S. 108.

[4] *Catalogus Personarum ecclesiasticarum et Locorum Dioecesis Constantiensis :* vom Jahre 1744, S. 180 ; vom Jahre 1755, S. 147 ; vom Jahre 1769, S. 140 ; vom Jahre 1779, S. 115 und vom Jahre 1794, S. 86. Vgl. ferner : *Meyer v. Schauensee,* Eidgenössisch-catholisches Kirchenregiments erster Theil, auf das Jahr 1761, S. 143 ; *Neugart,* Episcopatus Constantiensis. St. Blasien 1803, I, p. C.

[5] Vgl. auch Sammlung der Eidgen. Abschiede vom Jahre 1608, im 5. Bd., Abt. I, S. 878 : « Die *Pfarrei Kaiserstuhl,* in welcher die Pfandschaft [Schwarz-Wasserstelz] gelegen, sei nicht im Landfrieden begriffen ». — Das alte Jahrzeitbuch von Kaiserstuhl (jetzt im Pfarrarchive Hohenthengen), welches « Pfarrer Joh. Hoch im Jahre 1639 aus den alten Büchern getreulich und wörtlich abgeschrieben » hat, trägt den Titel : « Annales Anniversariorum *Parochiae Keiserstuol,* ambarum ecclesiarum, Matricis in Deingen et s. Catharinae in Kaiserstuol filialis necnon s. Antonii citra Rhenum. Conscripti ex veteribus libris fideliter de verbo in verbum per M. Joannem Hoch, tunc *parochiae Keiserstuol* vicarium indignum 1639 ».

[6] Auf eine solche Verwechslung von *Holzhalb* im Supplement zu Leu's Helv. Lex. wird weiter unten aufmerksam gemacht, wo von der angeblichen Inkorporation der Kaiserstuhler Pfarrkirche in Thengen « ad mensam Episc.

Die gegenwärtige Pfarrei *Hohenthengen* im Klettgau ist erst vor etwas mehr als 100 Jahren entstanden, als infolge der Säkularisation des Fürstbistums Konstanz (1803) und der späteren Auflösung dieser großen Diözese (1821) die bisherige alte und weitläufige Pfarrei Kaiserstuhl gewaltsam auseinander gerissen worden ist.

* * *

Es ist schon verschiedentlich behauptet worden, Papst Johann XXII. habe im Jahre 1331 unter Bischof Rupert III. (sic !) die Pfarrkirche [von Kaiserstuhl] in Thengen dem Tische des Bischofes von Konstanz (« ad mensam Episcopi ») einverleibt [1].

Das ist wohl eine *Verwechslung*. Nirgends nämlich in den Akten, Pfarrbüchern u. dgl., soweit ich sie habe einsehen können, finden sich irgendwelche Anhaltspunkte dafür vor.

Im « Registrum subsidii charitativi » der Diözese Konstanz vom Jahre 1497, desgleichen in jenem von 1508, werden die Inkorporationen der Pfründen oder Kirchen fleißig vermerkt, allein bei Kaiserstuhl-Thengen im Dekanate Neukirch verlautet nicht das Geringste davon [2]. Wohl aber heißt es in beiden Registern bei Thiengen (« Tüngen ») im Dekanate *Waldshut*, diese Kirche sei : « ad mensam reverendissimi domini Constantiensis » inkorporiert [3].

Vermutlich hat Holzhalb, der unseres Wissens diese Nachricht zuerst gebracht hat, Thiengen mit Thengen verwechselt. Und Spätere haben es ihm nachgeschrieben, ohne die Sache zu überprüfen. Das erhellt unter anderem daraus, daß sie genau wie Holzhalb diese Inkorporation « unter Bischof Rupert III. » geschehen lassen. Einen solchen aber kennt das Verzeichnis der Konstanzer Bischöfe gar nicht. 1331 war Rudolf III. von Monfort Bischof von Konstanz.

Constant. » die Rede ist. *Nüscheler* hat sie in sein Werk : « Die Gotteshäuser der Schweiz » II, 11, übernommen. Als Patron der Pfarrkirche in Thengen sodann gibt Nüscheler den hl. Laurentius an. Eine neue Verwechslung. Der hl. Laurentius war niemals Patron der Pfarrkirche Kaiserstuhl in Thengen, Amt Jestetten, wohl aber der Pfarrkirche Thengen, Amt und Dekanat Engen. Tatsächlich nennt Nüscheler als Quelle für seine Angabe den Catalogus Dioec. Constant. vom Jahre 1779, S. 62. Dort aber ist die Rede von Thengen im Dekanat Engen. — Titulare in Thengen bei Kaiserstuhl waren Mariae Himmelfahrt und Kreuzerhöhung. Siehe die gedruckten Kataloge von Konstanz.

[1] So *Holzhalb* im Supplem. zu Leu's Helv. Lex. III, 327, und zwar ohne Quellenangabe. — Ferner *Nüscheler*, Die Gotteshäuser der Schweiz II, 11. — *Al. Wind*, Kaiserstuhl in Bild und Geschichte, S. 27.

[2] Freib. Diöz.-Arch. Bd. 27, S. 139 f. und N. F. Bd. 8, S. 108.

[3] Freib. Diöz.-Arch. Bd. 25, S. 100 und N. F. Bd. 8, S. 17.

2. Umfang der Pfarrei Kaiserstuhl.

Wie die meisten alten Pfarreien, war auch diejenige von Kaiserstuhl einstens groß und weitläufig, namentlich in der Zeit vor der Glaubensspaltung. Sie umfaßte eine beträchtliche Zahl von Ortschaften dies- und jenseits des Rheins. Durch Gründung neuer Pfarreien aber und infolge der Reformation ist sie in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. nicht wenig zusammengeschmolzen. Immerhin hatte sie auch da noch eine ansehnliche Ausdehnung.

Kern und Mittelpunkt der Pfarrei war von jeher das Städtchen *Kaiserstuhl* mit dem Schlosse *Röteln* an der Brücke. Ferner gehörten dazu von alters her bis auf den heutigen Tag das Dorf und die Gemeinde *Fisibach* diesseits des Rheines, sowie, bis zu seinem Abbruche vor ungefähr einem halben Jahrhundert, das *Schloß Schwarz-Wasserstelz* mitten im Rheine.

Bis in das erste Viertel des 19. Jahrhunderts gehörten zur Pfarrei Kaiserstuhl jenseits des Rheins: « ... die Gemeinden *Tengen* [jetzt Hohenthengen], *Herdern*, *Stetten*, *Oberhoven*, *Oeschingen* [Bergöschingen] und *Küßnach*, ferner die Höfe *Güntzgen*, *Weiler*, *Berchen* und *Türnen* »[1].

Noch größer war, wie schon angedeutet, der Umfang der Pfarrei vor der Reformation. Damals umfaßte sie auch die jetzt auf Zürcher Gebiet gelegenen Ortschaften *Weiach*, *Wasterkingen* und *Hüntwangen*. Im November 1532 gehörten sie noch sicher zur Pfarrei[2]. Ihr Ausscheiden aus dem Pfarrverbande durch Annahme der Reformation wird erst nach diesem Datum stattgefunden haben.

Bis 1421 sodann war auch die Gemeinde *Glattfelden* nach Kaiserstuhl-Thengen pfarrgenössig. Im genannten Jahre aber ist sie zu einer selbständigen Kirchgemeinde mit eigenem Seelsorger erhoben worden[3].

Endlich hätte, laut Pfründenprotokoll der Stadt Zürich, auch *Lienheim* (« Lienen » jenseits des Rheins) « vor ziten gen Keis[erstuol] gehört »[4]. Es mag sein, aber wohl nicht sehr lange, mehr vorübergehend, da in der zitierten Quelle selber Lienheim als « alte Pfarr » bezeichnet wird.

[1] Stadtbuch von Kaiserstuhl, S. 59. Siehe *Welti*, Rechtsquellen des Kt. Aargau I, 3, S. 156. — Ferner: Catalogus Person. et Locorum dioec. Constant. Auch: *Neugart*, Episcopatus Constant. I, p. C und besonders die alten Pfarrbücher.

[2] *Strickler*, Aktensammlung zur Reformationsgeschichte, IV. Bd., Nr. 1955; ferner III. Bd., Nr. 214; 266, 6 und 1138.

[3] *Näf*, Geschichte der Kirchgemeinde Glattfelden, Bülach 1863, S. 96 ff.

[4] *Strickler*, a. a. O. III, Nr. 951.

Ein ansehnliches Gebiet diesseits und ein noch bedeutend größeres jenseits des Rheins gehörte also zur Pfarrei Kaiserstuhl. Die daselbst wohnenden Leute werden in den Akten als « gen Keiserstuol kilchhörig » oder « kilchgnössig », als « Kirchgenossen von Kaiserstuhl » und ihre Pfarrei als : « Pfarr Keiserstuol » ausdrücklich bezeichnet [1].

3. Verzeichnis der Pfarrherren von Kaiserstuhl bis zur angeblichen Errichtung der Pfarrei im Jahre 1842.

I. Vor der Reformation.

1275 . . . ? Der Pfarrer im Zehntenverzeichnis erwähnt. Er war zugleich Dekan. Sein Einkommen betrug 30 ℔ Basler Währung, wovon er als Zehnten für den Papst 3 ℔ gesteuert hat [2].

Um 1365 : *Rudolf Hager*, Schwager des Joh. Escher, Schultheißen von Kaiserstuhl. Als « Leutpriester zu Kaiserstuhl » erwähnt in der Familiengeschichte der Escher von Zürich und im alten Jahrzeitbuch von Kaiserstuhl in der Jahrzeit der Familie Escher.

1400 : Der « Leutpriester zu Kaiserstuhl » in einer Schenkungsurkunde des genannten Jahres erwähnt [3].

1446, Sept. 12 : « Am Leutpriester von Kaiserstuhl » hat sich ein gewisser Hs. Wigel von Stammheim tätlich vergriffen [4].

1485-86 und 1479 : *Georg Messen von Mengen* [5].

1508 : *Nikolaus Reber* [6].

? (Um diese Zeit) *Heinr. Huser* [7].

II. Seit der Reformation.

2. Mai 1528 – 12./13. Okt. 1531 (öfters erwähnt) : *Matthias Bollinger*. Neugläubig. Hat Kaiserstuhl im März 1531 vorübergehend auf Seite

[1] *Strickler*, an den in der Fußnote 2, S. 18, angegebenen Orten und überdies : IV. Bd., Nr. 1619.

[2] Freib. Diöz.-Arch., I. Bd., S. 194.

[3] *Nüscheler*, Die Gotteshäuser der Schweiz, II, 14.

[4] Archiv f. Schweiz. Gesch. II. Bd., S. 115.

[5] Freib. Diöz.-Arch., 27. Bd., S. 139 f. ; Altes Jahrzeitbuch Kaiserstuhl, S. 77. — Zum Registrum Subsidii charitativi der Diözese Konstanz vom Jahre 1508 vergleiche die wichtige Feststellung Rieders im Freib. Diöz.-Arch., N. F., 8. Bd., S. 1 ff. Darnach ist es mit Vorsicht zu gebrauchen, da es in der vorliegenden Fassung nur zum Teil Eintragungen vom Jahre 1508 enthält, währenddem die andern Teile schon aufs Jahr 1497 und sogar 1485-86 zurückgehen. Im Einklang damit werden die obigen Jahreszahlen als die wahrscheinlichsten genannt.

[6] Freib. Diöz.-Arch. a. a. O.

[7] A. a. O. und Altes Jahrzeitbuch Kaiserstuhl, S. 59.

der Neugläubigen herübergezogen. Aber nach dem Siege der Katholiken bei Kappel (11. Okt. 1531) hat er das Weite gesucht [1].

Vor 3. Febr. 1538: *Othmar Frowys* [2].

Vor 20. April 1554: *Peter Kick von Trient* [3].

Vor 1563: *Rudolf Greder* [4].

1. Sept. 1567 – Ende 1574: *Heinr. Vögeli.* Hat als « Pfarrer von Kaiserstuhl und Kammerer des Kapitels Neukirch » an der Diözesansynode in Konstanz (1.-5. Sept. 1567) teilgenommen [5].

Ca. 1579-1598: *Georg Wagner von Kaiserstuhl.* Geb. 23. April 1535. War ein Neffe des Wolfgang Wagner « Pfarrherrn in Haslich, später Kaplan in Kaiserstuhl ». Priester wahrscheinlich seit 1559. Gestorben zwischen dem 20. Juli und 12. August 1598 [6].

1600: *Peter Steuri,* Pfarrverweser [7].

1604, Dez. 4; 3. März 1607 und 1608: *Jakob Seitz,* Pfarrer. Unter ihm ist 1608 die Kirche vergrößert worden [8].

1611, Juni: *Jos. Jöslin* [9].

1613-1627: *Balthasar Carlin von Assmanshausen.* (? « Assemonsis » heißt es in der lateinischen Eintragung seines Hinscheidens: Gestorben in Hüningen bei Basel, am 2. Mai 1636. Ältestes Totenbuch von Kaiserstuhl unterem 2. Mai 1636).

1627-1638 [10]: *Beat Jakob Frickart von Zug.* Hat die Pfarrbücher angelegt.

[1] *Strickler,* Aktensammlung zur Schweiz. Reformationsgesch. I. Bd. Nr. 1980; III. Bd. Nr. 214; 226, 6; 265; IV. Bd. Nr. 64. — Eidgen. Absch. IV. Bd., Abt. 1 b, S. 496 und S. 519 Nr. 13.

[2] *Huber,* Gesch. d. Stiftes Zurzach, S. 250 f., Nr. 139 und 140. Eidg. Absch., IV. Bd., Abt. 1 c, S. 930.

[3] *P. Alex. Schmid,* Die Kirchensätze und die Geistlichkeit des Kt. Solothurn. Solothurn 1857, S. 262.

[4] Stadt-Archiv Kaiserstuhl. Ratsprot. I (1557-83.) Gegen Ende September 1563.

[5] Constitutiones et decreta synodalia civit. et dioec. Constant. A. 1567 statuta, fol. 285 b. — Freib. Diöz.-Arch., 22. Bd., S. 218. — Ferner Ratsprot. I, von Kaiserstuhl, unterem 20. Juni 1571; Juli 1572 und 5. Dez. 1574. — Endlich Altes Jahrzeitbuch Kaiserstuhl, S. 115.

[6] Ratsprot. II, von Kaiserstuhl (1583-1601), unterm 1. Nov. 1557; 2. Februar und Anfang Mai 1559; 17. Februar 1593; 16. Juni und 12. August 1598; 21. Januar 1599. — Altes Jahrzeitbuch von Kaiserstuhl. — In der gleichen Jahrzeit, wie Pfarrer Wagner, kommt auch, und zwar an erster Stelle, vor: *Andreas Specklin,* Pfarrer in Kaiserstuhl. Wann er es aber gewesen ist, wird nicht gesagt; vermutlich vor Pfarrer Wagner im Laufe des 15. oder 16. Jahrh.

[7] Ratsprot. III (1601-1629). [8] Ratsprot. III.

[9] Ratsprot. III und Altes Jahrzeitbuch, S. 115.

[10] Mit dem Jahre 1627 beginnen die *Pfarrbücher von Kaiserstuhl.* Deshalb fließen fortan die Nachrichten über die Kaiserstuhler Seelsorger auch reichlicher

Anf. Sept. 1638 – Sept. 1654: *Joh. Hoch von Elzach i. Br.* War zugleich Dekan des Kapitels Neukirch. Hat das alte defekte Jahrzeitbuch der « Pfarrei Kaiserstuhl » sorgfältig abgeschrieben und durch einige neue Jahrzeiten ergänzt.

Sept. 1654 – Sept. 1655: *Pfarrhelfer Joh. Ott,* Pfarrverweser.

12. Sept. 1655 – 1662: *Jost Bünti,* Pfarrer.

19. Nov. 1662 – Anf. 1666: *Jost Ulr. Hinna von Jestetten.*

Anf. 1666 – 1669: *Beat Jakob Wagenmann.*

Februar oder März 1669 – Anf. März 1670: *Joh. Caspar Wagner,* Dr. beider Rechte, Protonotarius Apostolicus und Dekan.

1670-1699, Mai 25: *Jos. Franz Roth von Konstanz.* In Kaiserstuhl gestorben am 25. Mai 1699. Unter ihm ist, vor 1683, aus der Kirche die Monstranz gestohlen worden [1].

Juni 1699 – Anf. 1738: *Jos. Riedlinger,* Dr. Theol. und Deputat. Im März 1739 gestorben. Nachdem er die Pfarrei als « überaus wachsamer Seelsorger » 38 Jahre lang betreut hatte, scheint er auf sie resigniert und sie mit der St. Anton- oder Frühmesserpfründe an der Stadtkirche von Kaiserstuhl vertauscht zu haben [2].

Mai 1738-1744: *Karl Jos. Henseler von Bremgarten,* Kammerer. Früher Pfarrer in Balterswil (1720-1730) und in Rheinheim (1730-1738) [3].

Ende Juni 1744 bis gegen Ende Februar 1759: *Jos. Ignaz, Anton, Freiherr von Schrofenberg, aus Konstanz.* Dr. Theol. Geb. 1716. Im Jahre 1755 zum Chorherrn in Zurzach ernannt; aber infolge ernster Einsprache von seite Berns ist die Wahl kassiert worden. Ist 1759 von Kaiserstuhl als Pfarrer nach Riedböringen (Landkapitel Villingen) gezogen [4].

und bestimmter. Es ist daher möglich, von jetzt an eine lückenlose Reihe derselben zu bieten. *Die nun folgenden Angaben sind, falls keine andere Quelle genannt wird, den Pfarrbüchern entnommen.*

[1] Laut Ratsprotokoll scheint zwischen Pfarrer Roth und dem Stadtrate nicht immer der beste Friede geherrscht zu haben. Besonders in bezug auf die St. Anton- und die Dreikönigspfründe an der Stadtkirche St. Katharina hat es Meinungsverschiedenheiten gegeben. (Ratsprot. IV [1674-1689. *NB.* Die Ratsprotokolle von 1629-1674 fehlen], ferner V [1689-1696] und VI [1696-1701].)

[2] Im alten Jahrzeitbuch heißt es: « Anniversarium nob. et excellentissimi Domini Jos. Riedlinger ... 1arii [wohl Primissarii, d. h. Frühmesser] ac annos 38 parochi vigilantissimi ».

[3] Im Taufbuche ändert sich die Schrift Mitte März 1744. Henseler wird also um diese Zeit fortgezogen oder vielleicht gestorben sein. Im Catalogus Constant. von 1744-45 findet er sich nämlich nicht mehr erwähnt.

[4] Catalogus ... dioeces. Constant. vom Jahre 1744, S. 180; vom Jahre 1755, S. 147, und vom Jahre 1769, S. 229. — Ferner *Huber,* Gesch. d. Stiftes Zurzach, S. 272.

25. Februar 1759-1764 : *Franz Ant. Wunderle von Konstanz*, Lizenziat des Rechtes. Geb. 1708. Früher Pfarrer in Riedböringen, seit 1764 Kuratkaplan in Rielasingen, welches zu $^2/_3$ nach Ramsen und zu $^1/_3$ nach Singen pfarrgenössig war [1].

1764-1783, 3. Februar : *Matthäus Frank von Markdorf*, Deputat. Geb. 1727. Als Pfarrer von Kaiserstuhl gestorben am 3. Februar 1783 und am 5. Februar in der Pfarrkirche zu Thengen begraben worden [2].

1783-1794 : *Franz Karl Rorschach von Arbon*, geistlicher Rat des Bischofs von Konstanz. Geb. 1742. War 1768-1783 Helfer und Kuratkaplan in seiner Heimatpfarrei Arbon [3].

Dez. 1794-1808, Ende Februar : *Joh. Michael Trummer von Wolmatingen*. Geb. 1757. Priester seit 1782. Vor seiner Wirksamkeit in Kaiserstuhl Pfarrer in Horn, nach derselben Pfarrer in Hagenau (Els.) und Stadtpfarrer in Markdorf (Sept. 1820 bis zu seinem Tode am 15. Juli 1833) [4]. Ist im Jahre 1806 rasch nach einander Kammerer und Dekan des Kapitels Neukirch geworden.

12. März 1808 – Februar 1824 : *Fridolin Roder von Rheinheim*. Geb. 1775. Priester seit 1799. Früher Conventual von St. Blasieu (O. S. B.), dann Professor am Lyzeum in Konstanz [5]. Von Februar 1824 bis zu seinem am 9. Okt. 1833 erfolgten Tode wirkte er als *erster Pfarrer des neugegründeten Pfarrei Hohenthengen* [6].

Auf ihn folgten in Kaiserstuhl zunächst drei *Pfarrverweser*.

Februar 1824 – Anf. April 1834 : *Johann Fricker*. Er war schon seit 1818 in Kaiserstuhl als Kaplan der Dreikönigspfründe. Nach der endgültigen Übersiedlung von Pfarrer Roder nach Hohenthengen wurde er an dessen Statt zum Pfarrverweser von Kaiserstuhl ernannt. Anf. April 1834 folgte er einem Rufe nach Obermumpf, ebenfalls als Pfarrverweser [7].

[1] Catal. Constant. von 1744, S. 300 ; von 1755, S. 255, und von 1769, S. 204.

[2] Catal. Constant. von 1769, S. 140, und von 1779, S. 115.

[3] Catal. Constant. von 1769, S. 197 ; vom Jahre 1779, S. 165, und von 1794, S. 86. — Ferner : *Kuhn*, Thurgovia sacra, Gesch. der kathol. Pfarrgemeinden des Kt. Thurgau, I. Bd., 2. Lieferung, S. 19.

[4] Catal. Constant. vom Jahre 1794, S. 140. — Schematismus des Bistums Konstanz vom Jahre 1821, S. 53, und Freib. Diöz.-Arch., Bd. 16, S. 300, wo aber seine Wirksamkeit in Kaiserstuhl vergessen worden ist.

[5] Schematismus des Bistums Konstanz vom Jahre 1821, S. 66, und Freib. Diöz.-Arch., Bd. 16, S. 303.

[6] Pfarrbücher von Hohenthengen. Nach Freib. Diöz.-Arch. a. a. O. wäre Pfarrer Fridolin Roder am 9. Okt. 1834, also ein Jahr später, gestorben (?).

[7] Akten über die Dotation der Pfarrei Kaiserstuhl im Pfarrarchiv Kaiserstuhl. Hier wird Fricker stets Johann genannt. In den Pfarrbüchern dagegen schreibt

April 1834 – Juli 1839: *Joh. Kihler von Unterwil,* vorher Pfarrvikar in Leuggern [1].

12. Nov. 1839 – 21. Mai 1843: *Jos. Brunner von Bettwil.* War vorher Pfarrverweser in Lengnau.

4. Die Reorganisation der Pfarrei vom Jahre 1842.

Bei der schweren Katastrophe, welche am Anfange des 19. Jahrh. über die Diözese Konstanz hereingebrochen ist: 1803 Säkularisation und 1821 Auflösung, ist die alte große Pfarrei Kaiserstuhl so stark mitgenommen worden, wie wohl wenige andere Pfarreien dieses großen Bistums.

Durch ein Apostolisches Breve vom 2. Nov. 1814 ist bekanntlich der ganze schweizerische Teil der Diözese von dieser abgetrennt und dem damaligen Propste von Beromünster, Franz Bernhard Göldlin von Tiefenau, als « Apostolische Administration » unterstellt worden. Für die meisten Pfarreien dieses Gebietes hatte diese Maßnahme keine schwerwiegenden Folgen. Sie bedeutete einfach den Übergang von der Jurisdiktion des Bischofes von Konstanz zu jener des vom Papste ernannten Apostolischen Administrators. Die innere Organisation und die Lebensfähigkeit dieser Pfarreien wurde dadurch nicht im geringsten berührt. Ganz anders aber bei der Pfarrei Kaiserstuhl. Der eine Teil dieser Pfarrei, und zwar der größere, rechtsrheinische Teil, der durch die Säkularisation einem anderen Staate, dem Großherzogtum Baden, einverleibt worden war, verblieb vorerst noch bei der Diözese Konstanz bis zu ihrer Auflösung, 1821, und kam alsdann zur neuen Erzdiözese Freiburg i. Br., währenddem der andere kleinere Teil auf Schweizerseite: die Stadt Kaiserstuhl und das Dorf Fisibach, politisch dem Kanton Aargau und kirchlich der neuen Apostolischen Administration zugewiesen war. Die Pfarrei wurde also durch diese Ereignisse gewaltsam auseinander gerissen. Kaiserstuhl, welches bisher Pfarrort, Sitz und Mittelpunkt der Pfarrei gewesen war, verlor seine Pfarrkirche,

er sich « Dominik », z. B. unterm 9. Februar 1824 im Ehebuch: « A. R. D. Dominicus Fricker, t. t. parochiae Vicarius ». Vermutlich hatte er einst in der Taufe beide Namen erhalten.

[1] Schreiben von Dekan Rohner in Kirchdorf an Gemeinderat von Kaiserstuhl vom 3. April 1834. (Pfarrarchiv Kaiserstuhl, *Aktenbündel über die Dotation der Pfarrei Kaiserstuhl.*)

NB. Dieser Quelle sind auch, soweit nichts anderes bemerkt wird, die nun folgenden Angaben namentlich über die *Reorganisation der Pfarrei* Kaiserstuhl entnommen.

seinen Friedhof und einen Teil seiner Kirchengüter, welche eben auf der anderen, nunmehr badischen Seite des Rheins lagen. Seine kirchlichen Verhältnisse mußten also notwendig neu geordnet werden, was aus verschiedenen Gründen geraume Zeit in Anspruch genommen hat und erst gegen Ende des Jahres 1842 zum Abschlusse gekommen ist.

Vorerst zwar blieben die Pfarrgenossen von Kaiserstuhl dies- und jenseits des Rheins noch beieinander und wurden von ihrem bisherigen Seelsorger, Pfarrer Fridolin Roder, weiter gemeinsam betreut. Nach den Pfarrbüchern hätte die tatsächliche Trennung zwischen beiden Teilen erst am 28. Februar 1824 stattgefunden (« Separati a [die] 28. Februarii » heißt es dort zum Jahre 1824). - Pfarrer Roder beschränkte seither seine Hirtentätigkeit auf den rechtsrheinischen Teil der früheren Pfarrei, auf die neue Pfarrei Hohenthengen. Für den schweizerischen Teil, für Kaiserstuhl und Fisibach, wurde der bisherige Kaplan der Dreikönigspfründe in Kaiserstuhl, Johann Fricker, zum Pfarrverweser ernannt, und diente die bisherige Stadtkapelle St. Katharina fortan als Pfarrkirche.

Laut Verordnung der Aargauer Regierung vom 23. Februar 1824 sollte der aufgestellte Pfarrverweser künftighin: «den pfarrlichen Gottesdienst für die Gemeinden Kaiserstuhl und Fisibach ausschließlich in der Pfarrkirche zu Kaiserstuhl halten und alle seelsorglichen Verrichtungen in beiden Gemeinden ausüben. Er sollte ferner über die Schulen in beiden Gemeinden die Aufsicht halten, die aargauischen Gesetze und Verordnungen von der Kanzel verlesen, die vom Staate angeordneten Kirchenbücher führen, endlich den Sitzungen des Sittengerichtes, der Kirchen- und Armenpflege in beiden Gemeinden beiwohnen »[1].

So waren aus der alten Pfarrei Kaiserstuhl zwei Pfarreien geworden: Kaiserstuhl und Hohenthengen. *Letztere* war Tochterpfarrei, nicht umgekehrt[2]. Beide besaßen seit Februar 1824, da der alte Pfarrverband faktisch aufgelöst worden, was zu einer Pfarrei notwendig

[1] A. a. O., Fußnote 9, S. 20.

[2] Dem steht nicht entgegen, daß im « Schematismus des Bisthums Konstanz vom Jahre 1821 » unter dem Bistumsverweser *Wessenberg* beim Landkapitel Neukirch Hohenthengen als Pfarrei und Kaiserstuhl gleichsam als ihre Filiale angeführt werden. *Rechtlich* war ja Kaiserstuhl seit dem 1. Januar 1815 von der Diözese Konstanz getrennt. Es gehörte also eigentlich nur der rechtsrheinische Teil der ehemaligen Pfarrei zum Bistum. Weil aber 1821 beide Teile *faktisch* noch immer im alten Pfarrverbande beieinander waren und noch immer von Pfarrer Roder gemeinsam pastoriert wurden (wie schon erwähnt, geschah es bis Februar 1824), wurden auch noch beide im Schematismus angeführt. Weil es aber nicht wohl unter dem Namen « Pfarrei Kaiserstuhl » geschehen konnte, da

gehört: ein bestimmtes, abgegrenztes Gebiet, eigene Kirchgemeinde, eigene Pfarrkirche und eigenen Seelsorger. Nur eines fehlte ihnen noch, freilich etwas Wichtiges, Unerläßliches, um die Genehmigung und Sanktion der Kirche und des Staates zu erhalten, nämlich die *Dotation*, die Ausstattung mit den notwendigen Subsistenzmitteln, mit einem hinreichenden Pfarr- und Kirchenfonds.

Es liegt auf der Hand, daß zur Schaffung eines solchen in erster Linie der alte Pfarrfonds, das gemeinsame Vermögen der alten Pfarrei dienen mußte. Durch gerechte Verteilung sollte jedem Pfarrteile zukommen, was ihm gebührte.

Das *Teilungsgeschäft*, das von den beiden zuständigen Regierungen, Baden und Aargau betrieben wurde, begann schon 1816, geriet aber wieder ins Stocken und gelangte erst 1830 zum Abschluß. Es erhielt dann: «in allen Teilen die Genehmigung» der Aargauer Regierung, wie diese unterm 3. Juni (1830) durch den Bezirksammann von Zurzach nach Kaiserstuhl berichten ließ. Im Anschluß daran wurden die Unterhandlungen zur Reorganisation der Pfarrei weiter geführt. Sie erwiesen sich aber sehr mühselig und langwierig und führten erst Ende 1842 zum Ziele.

Die einschlägigen Aktenstücke darüber befinden sich im Pfarrarchiv Kaiserstuhl. Sie sind in einem Bande vereinigt, der den Titel führt: «Akten über die Dotation der Pfarrei Kaiserstuhl».

Es ist zu bedauern, daß diese ergiebige und zuverlässige Quelle nicht benützt worden ist, als es sich darum gehandelt hat, die kirchlichen Verhältnisse von Kaiserstuhl zu beschreiben. Sonst wäre Kaiserstuhl niemals als eine neue, erst 1842 endgültig errichtete Pfarrei bezeichnet worden.

In diesen Akten ist nämlich immer und immer wieder die Rede: von der «*Wiederherstellung* der Pfarrei Kaiserstuhl», von der «Umschreibung der *ehemaligen* Pfarrei». Es ist darin gesagt, daß Kaiserstuhl «von den ältesten Zeiten an» Pfarrei war, daß es «sich hier nicht um die Gründung eines neuen, sondern um die Erhaltung oder Umschreibung eines schon längst bestehenden Parochialbegriffes handle». Von Fisibach, welches von jeher zum Kirchspiel Kaiserstuhl gehörte,

Kaiserstuhl selber eigentlich vom Bistum losgelöst war, weil anderseits die Pfarrei Hohenthengen bereits im Entstehen begriffen war und sich die Pfarrkirche dort befand, ist dieser Ausweg eingeschlagen worden. *In Wirklichkeit* ist Kaiserstuhl niemals, auch nicht vorübergehend, eine Filiale von Hohenthengen gewesen. Man beachte, daß der *alte Pfarrverband* rechtlich am 1. Januar 1815 und faktisch erst am 28. Februar 1824 aufgelöst worden ist.

wird festgestellt, daß diese Gemeinde 1816, zur Zeit der Teilung des Kirchenvermögens: «eine Filiale nicht etwa der erst im Jahre 1824 faktisch ins Leben gerufenen Pfarrei Hohenthengen, sondern der *uralten, immer gleichförmig bezeichneten Pfarrei Kaiserstuhl* war, die zwar — was früher nicht zu den seltenen Erscheinungen gehörte — ihre Mutterkirche außer den Mauern des Pfarrortes beim Dorf Hohenthengen, ihren Mittelpunkt aber und ihren vollen Machtbegriff im gesetzlichen Sitze der Pfarrei, d. h. in der Gemeinde Kaiserstuhl hatte»[1].

Das definitive Dekret des aarg. Großen Rates vom 9. Nov. 1842, mit welchem die Reorganisation gekrönt wurde, hebt daher folgendermaßen an:

«Da der kirchliche Verband der im Großherzogtum Baden gelegenen Ortschaften mit den Gemeinden Kaiserstuhl und Fisibach aufgehoben worden, so haben wir, um die *vormalige Pfarrei Kaiserstuhl* für den diesseits des Rheins liegenden Pfarrteil zu erneuern und zu umschreiben, im Einverständnis mit dem titl. bischöflichen Ordinariat, verfassungsmäßig beschlossen:

§ 1. Die Gemeinden Kaiserstuhl und Fisibach bilden fortan eine besondere Pfarrgemeinde, welche den Namen: «Pfarrei Kaiserstuhl» führt.

§ 2. Die Pfarrei Kaiserstuhl umfaßt die Gemeinden Kaiserstuhl und Fisibach mit der katholischen Bevölkerung innert ihrer Gemarkung...

§ 3. Hauptort der Pfarrei und Wohnsitz des Pfarrers ist Kaiserstuhl, zu welchem die Gemeinde Fisibach mit allen daherigen Rechten und Pflichten im Verhältnis einer Filiale steht. Usw.».

Die durch das erwähnte großrätliche Dekret vom 9. Nov. 1842 beschlossene Reorganisation der Pfarrei Kaiserstuhl «erhielt durch feierliche, übereinstimmende Urkunde vom 20. Dez. die bischöfliche Institution und Sanktion»[2].

Der bisherige Pfarrverweser von Kaiserstuhl, *Josef Brunner von Bettwil*, wurde nun zum Pfarrer ernannt. Seine Installation als solcher, so erzählt ein Augenzeuge in der «Schweizerischen Kirchenzeitung» (1879, S. 257 f.), «war ein großes Freuden- und Jubelfest»[3].

Die Reorganisation der «uralten» Pfarrei Kaiserstuhl war vollendet.

[1] Memorial an die Regierung des Kt. Aargau vom Juni 1833. — Schreiben des Gemeinderates von Kaiserstuhl an Kirchenrat A. Keller in Lenzburg vom 21. Okt. 1840, a. a. O. (Der Aktenband ist nicht paginiert.)

[2] Schreiben des Bezirksammann von Zurzach an den Gemeinderat von Kaiserstuhl vom 28. Dez. 1842.

[3] Weiteres über H. H. Jos. Brunner bei *Huber*, Urkunden des Stiftes Zurzach, S. 443, und Schweizer. Kirchenzeitung vom Jahre 1879, S. 242.

Liste inédite des églises et chapelles fribourgeoises ainsi que de leurs autels vers la fin du XVI^me^ siècle.

Par L. WAEBER.

Le tableau que nous publions n'a, semble-t-il, jamais été signalé, et s'il a passé inaperçu, c'est sans doute parce qu'il se trouve là où personne n'aurait eu l'idée d'aller le chercher : dans les Constitutions que, un peu après 1580, le prévôt Schneuwly rédigea pour le Chapitre de Saint-Nicolas à Fribourg.

Ces constitutions, assez volumineuses, sont demeurées manuscrites. Elles sont conservées en deux exemplaires aux archives de Saint-Nicolas : une copie récente, adaptée aux circonstances, qui se sont modifiées, et augmentée d'un certain nombre de décisions capitulaires. Dans ce volume, les constitutions Schneuwly occupent 347 pages. L'autre exemplaire, de 292 pages, d'une écriture assez fine et très lisible et que, à première vue, on ne croirait pas aussi ancienne, remonte certainement à la fin du XVI^me^ siècle, puisque plusieurs passages portent des annotations de la main de Schneuwly [1]. C'est dire qu'il faut y voir une copie exécutée de son vivant et sur son ordre. En l'absence du texte écrit de la main du prévôt, manuscrit qui non seulement n'est pas conservé mais qui n'a peut-être jamais existé qu'à l'état de brouillon, il sera permis de considérer ce volume comme l'édition primitive, dictée par l'auteur ou transcrite, à sa demande, d'après la rédaction originale ou la première ébauche.

Les constitutions capitulaires du prévôt Schneuwly se composent de cinq parties. C'est du moins la subdivision adoptée dans une table des matières toute récente, mise en tête de la copie moderne dont il vient d'être question, table dans laquelle on s'est efforcé de coordonner et de grouper l'ensemble avec plus de précision que ne l'avait fait l'édition primitive. Cette dernière — la seule qui compte — débute par ce titre : *Liber I. De ministris ecclesiasticis collegiatæ et parochialis*

[1] Principalement les pages 75-76.

ecclesiæ S. Nicolai. Ce Livre I comprend deux parties : *Titulus 1. De vocatione ministorum* (p. 1-43 ; 15 chapitres) et *Titulus 2. De vocatorum ministrorum collegiatæ et parochialis ecclesiæ officiis* (p.44-65 ; 13 chapitres). Suivent quelques pages blanches, comme pour ménager de la place en vue d'adjonctions ultérieures ; puis vient une troisième partie, mais qui n'est pas précédée du mot : « titulus 3 » et qui est, par son contenu, étrangère à ce qu'annonçait le Livre I. Elle est intitulée : *De bonis ecclesiasticis et redditibus* (p. 73-121 ; 26 chapitres). Ce sont des considérations tout à fait générales sur les biens et les revenus ecclésiastiques, sans aucun rapport particulier avec le Chapitre de Saint-Nicolas. Il en va différemment de la subdivision qui suit (après de nouveau quelques pages blanches) : *De bonis et redditibus Capitulo quomodolibet pertinentibus* (p. 129-235 ; 60 chapitres). Elle est précédée de la mention : « Titulus 1 », et c'est pourquoi l'auteur de la table y a vu la première moitié d'un Livre II, autrement dit la quatrième partie des constitutions.

De tout le reste, la table a fait, sous la rubrique : *Titulus 2. De locis sacris*, la deuxième moitié du Livre II. En réalité, voici comment se présentent ces pages dans l'édition primitive : après un titre général, *De locis sacris*, vient un chapitre très court (ils le sont d'ailleurs presque tous) : *De locorum sacrorum varietate* (p. 237-38). C'est, selon une gradation descendante, l'indication des différentes espèces de sanctuaires qui se rencontrent dans le canton de Fribourg. Suivent (p. 238-51) huit tables [1] renfermant, pour chaque décanat, les noms des églises paroissiales, avec les filiales et les chapelles, ainsi que leurs autels. Ce sont ces listes que nous publions, avec le chapitre qui les précède et qui leur sert partiellement d'introduction et d'explication. Puis, sous les titres : *De ecclesia* (p. 252-78) et *De sacra suppellectili quoad varia vasa et alia utensilia* (p. 282-92), Schneuwly a groupé, en 21 et 9 chapitres — la table moderne les réduit à 23, car il en est qui ne contiennent qu'un seul article — des prescriptions empruntées, en partie mot à mot et ailleurs en résumé seulement, aux pages 66 à 121 du volume édité par Bonomio après la visite du diocèse de Côme [2]. Cette dernière partie des cons-

[1] Portant chaque fois le titre : *Tabula* (ici le numéro) *parochialium ecclesiarum, filialium, sacellorum et altarium in eis contentorum, cum eorum collatoribus sub decanatu* (ici le nom du décanat). Nous nous contenterons de reproduire le numéro et le nom du décanat.

[2] *J. Francisci Bonhomii... Episcopi Vercellarum et visitatoris Apostolici in civitatibus et diœcesibus Novariae et Comi... decreta generalia in visitatione Comensi edita.* Vercellis... M.D.LXXIX. Cf. cette Revue, 1937, p. 110.

titutions capitulaires de Schneuwly est inachevée ; mais si notre prévôt avait l'intention de s'inspirer exclusivement des règles données par son illustre ami, il n'y doit manquer que peu de chose. Ajoutons enfin qu'il a modifié en partie l'ordre adopté par le texte qui lui sert de modèle ou dont il s'inspire et qu'il y a inséré quelques considérations supplémentaires.

Les listes des décanats sont disposées en forme de tableaux synoptiques. Une première colonne — c'est plutôt la marge de gauche — mentionne le bailliage auquel appartient la paroisse [1]. La deuxième est intitulée : *Parochiales ecclesiæ, filiales et sacella, sancti patroni eorumdem, cum collatoribus, dedicationibus.* Elle renferme le nom de la paroisse, le patron de l'église et l'indication du ou des collateurs [2]. En dessous sont mentionnées, quand il en existe, les filiales et chapelles qui se trouvent dans le rayon de la paroisse. Une troisième colonne, intitulée : *altaria parochialium ecclesiarum extra chorum cum patronis eorumdem,* contient la liste, numérotée, des autels érigés dans l'église paroissiale ainsi que, s'il y a lieu, dans les filiales [3]. Enfin, une quatrième colonne, sous le titre : *Collatores altarium et sacellorum,* indique, mais assez rarement, vis-à-vis de l'autel, le nom de la famille ou du particulier qui en a la collature.

Pour des raisons techniques, nous avons dû disposer ces tables autrement. Nous indiquons, en caractères espacés, le nom de la paroisse. Il est suivi, entre parenthèses, de la mention du bailliage auquel elle appartient. Vient ensuite le nom du patron de l'église, puis, précédé d'un tiret, celui du collateur. A la ligne suivante figurent les autels de l'église paroissiale, avec, entre parenthèses, dans les quelques cas où il est donné par Schneuwly, le nom de la famille qui possède le droit de patronat pour tel ou tel de ces autels. Enfin, en dessous, nous indiquons, en caractères italiques, les noms des églises d'hôpital, des filiales et des chapelles de la paroisse, avec le nom du patron, qui est parfois celui

[1] « Sub dominio »... Le copiste écrit : « præfectura » à côté de la paroisse, lorsque celle-ci est le lieu de résidence du bailli.

[2] Et la mention : « dedicatio », c'est-à-dire le jour où se célèbre l'anniversaire de la consécration de l'église. Pour la seule paroisse de Bulle — la première du premier décanat — cette date de la dédicace est indiquée. Ailleurs, il y a régulièrement le mot *dedicatio* — sauf, probablement par oubli, pour Estavanens et Courtion — mais sans indication du jour où elle se célèbre. Nous supprimons dès lors cette mention dans notre transcription.

[3] Dans ce cas, le nom du patron de cette filiale est mentionné dans la colonne précédente.

sous lequel ce sanctuaire est désigné dans la contrée. C'est en même temps, dans ce cas, le vocable du titulaire de l'autel — de même que, dans l'église paroissiale, c'est celui du maître-autel, sans que nos tables prennent la peine de le mentionner. Lorsque la filiale ou la chapelle possèdent, elles aussi, des autels latéraux, ceux-ci sont énumérés à la suite, avec également, retour à la ligne.

* * *

De locorum sacrorum varietate.

Imprimis est ecclesia Collegiata S. Nicolai Fryburgi certo constans numero canonicorum, eaque unica in ditione Fryburgensi.

Dein sunt aliæ ecclesiæ clericales, in quibus cultui divino deserviunt aliquot clerici instar collegiatæ, quales olim plures fuere, hodie tantum quatuor, ut Bulensis, Grueriensis, Rotundimontana, Staviacensis ad lacum.

Tertio parochiales ecclesiæ, quibus præficitur parochus unus, qui verbo ibidem pascat populum, et sacramenta administret, et reliqua quæ ad divinum pertinent cultum.

Quarto sunt filiales ecclesiæ, quæ a matricibus et parochialibus fere nil differunt, cum omnia superiora ibidem peragantur, nisi quod proprium non habeant parochum, sed per coadiutorem ibidem administrentur omnia fere sicut in parochialibus.

Quinto sunt capellæ, sive eæ sint in ecclesia, sive seorsim ædificata, habentes ad minus unum altare super quo nonnunquam missæ officium celebratur, et ipsa altaria capellarum loco.

Sexto sunt oratoria, exstructa in viis, in quibus non consuevit offerri sacrificium corporis domini, sed sunt memoriæ sanctorum, quibus adjicimus stativas memorias.

Septimo sunt cœmiteria, vel separata vel annexa ecclesiis, in quibus humantur corpora fidelium, dormitoria latinis dicta.

Hiis iunguntur ossaria, in quibus conduntur effossa fidelium ossa, constructa in cœmiteriis.

Ecclesiis adiunctus locus, ad asservationem supellectilis ecclesiæ, dicitur sacristia.

Sepulchra quoque mortuorum inter sacra loca computantur.

De aliis locis in monasteriis, xenodochiis, quia ad nos nihil, de his tractare supersedebimus, nisi forte de xenodochialibus ecclesiis, leprosariis, quatenus ad curam nostram spectare videbuntur.

1. Sub Decanatu Bollensi.

I. Bollensis. (Præfectura). Pa[tronus] S. Petri ad vincula. – Clerus cum parocho [1]. – Dedicatio post Assumptionem B. M. V. vel prima septembris.

1. SS. Fabiani et Sebastiani (Cives). 2. SS. Georgii et Margaretæ (Luy Grangier). 3. S. Johannis Baptistæ (Cives). 4. SS. Trinitatis (Heredes Jehan Vorgier). 5. S. Gorgonii (Les Demorit) [2]. 6. S. Jacobi Apostoli (De Lustri vel Torny) [3]. 7. S. Fœlicis (Les Rippauz) [4]. 8. B. Mariæ Virginis (Cives). 9. S. Crucis, non sacratum [5]. (Ex devotione comm[uni]).

Hospitale: S. Theodoli.

Sacella : *Wadens.* S. Sylvestri.

à *Morlun.* S. Grati.

Marsing. S. Nicolai.

II. Riacensis. (Sub dominio Bulensi). S. Michaëlis. – Collator: clerus B. Virginis in urbe [6].

1. S. Mariæ Magdalenæ. 2. S. Antonii. 3. S. Michaëlis.

[1] On aurait attendu « clerus cum parochianis », si cette mention devait désigner les collateurs. A Bulle, le droit de patronat appartenait jadis au Chapitre de Lausanne ; et lors de sa suppression, le curé l'avait abandonné au clergé et aux paroissiens (qui possèdent d'ailleurs encore aujourd'hui le droit de présentation, sous réserve des restrictions que le nouveau Code y a apportées). En 1585, lors de la résignation d'un curé, une plainte fut déposée auprès de Messeigneurs par le clergé et les bourgeois de Bulle contre le Prévôt et Vicaire général Pierre Schneuwly, qui avait déclaré nulle l'incorporation à laquelle on avait procédé (Ratsman. 130, 11 décembre 1585). On remarquera d'ailleurs que, pour les trois autres villes : Gruyères, Romont et Estavayer, dans lesquelles, ainsi qu'il le rappelle dans l'introduction qu'on vient de lire, le service religieux était assuré par un certain nombre de clercs, « à l'instar d'une collégiale » (ce qui fait qu'il appelle leurs églises des « ecclesiae clericales »), au lieu de mentionner un collateur, comme pour les autres, Schneuwly se contente d'écrire : « ecclesia parochialis cum clero », ou encore, pour Bulle : « clerus cum parocho ». Or, selon les principes de l'époque — ceux-là mêmes que les chanoines de Saint-Nicolas, à Fribourg, revendiqueront si fort, un siècle plus tard, lors du conflit avec Mgr de Strambin — dans toute église ayant à sa tête un clergé auquel la paroisse a été incorporée, c'est ce clergé qui est le curé primaire et perpétuel, avec latitude pour lui de choisir dans son sein celui qui, en son nom, doit remplir les fonctions de plébain. C'est dire qu'il ne pouvait être question pour ces églises d'un droit de patronat s'exerçant de l'extérieur : en d'autres termes, pour des collégiales ou quasi collégiales, le problème de la collature ne se posait tout simplement pas.

[2] La famille de Mury ou Demoret. Notre copiste écrit souvent les noms de famille sans majuscule. Nous corrigeons.

[3] La visite de 1453 nous apprend que cet autel avait été fondé par feu « Johannes Tornerii » ASHF. *(Arch. soc. d'hist. du canton de Fribourg)* I, p. 191.

[4] La famille du Rippoz probablement.

[5] Chaque fois que revient cette mention, nous l'abrégeons comme suit : « n. s. »

[6] C'est-à-dire le clergé de Notre-Dame à Fribourg.

III. Grúningensis [1]. (Sub dominio Wippingensi). Assumptionis Mariæ. – Capituli Friburgensis.

1. S. Antonii. 2. S. Nicolai. 3. S. Crucis.

IV. Wippingensis. (Præfectura). S. Sulpitii. – Beneficium nunc liberum [2].

1. S. Catharinæ. 2. S. Jacobi, n. s.

V. Salensis. (Sub dominio Woru). SS. Stephani et Magdalenæ. – Scholæ Friburgenses.

1. S. Nicolai, n. s. 2. S. Gorgonii, n. s.

VI. Wauruensis. (Præfectura). S. Margaretæ. – Liberum beneficium [3].

1. S. Johannis Baptistæ. 2. SS. Antonii et Elogii, n. s.

VII. Vallis S. Martini. (Sub dominio Woru) ; eiusdem. – Liberum, pension[atum] tamen [4].

1. S. Mariæ Magdalenæ. 2. B. Mariæ et Joh. Baptistæ. 3. S. Antonii. Sacellum à *Porse* [5]. S. Gorgonii.

VIII. Attalensis. (Sub dominio Bossoning). B. Mariæ. – Cleri Rotundimontani.

1. S. Nicolai, n. s. (Des Curtiliers de Vivey). 2. S. Petri, n. s. (DD. de Willarste) [6]. 3. SS. Gregorii et Mauritii (Id.).

[1] Echarlens.

[2] C'était l'abbé du monastère d'Humilimont qui avait la collature de Vuippens. L'abbaye avait été supprimée le 21 décembre 1580, et c'est pourquoi le bénéfice est libre. Cette date nous fournit un *terminus a quo* pour déterminer l'époque de la rédaction de nos listes.

[3] Schneuwly inscrit cette mention : « liberum beneficium » principalement lorsqu'il s'agit de paroisses dont le droit de patronat appartenait jadis à l'Evêque ou au Chapitre de Lausanne ou encore à un Prieuré du Pays de Vaud. La Réforme ayant entraîné le départ de l'Evêque ainsi que la dissolution de son Chapitre et des maisons religieuses de la partie vaudoise de son diocèse, c'était le gouvernement de Fribourg qui, depuis lors, s'était arrogé la collation de ces bénéfices. Le Nonce Bonomio, au cours des diverses visites qu'il fit chez nous en 1579 et en 1580, avait protesté énergiquement contre cette usurpation, combattant cette prétention du pouvoir civil d'instituer un clerc et lui rappelant que son rôle se bornait tout au plus à un droit de présentation. Le prévôt Schneuwly soutint de toutes ses forces le Visiteur apostolique dans cette campagne, et c'est pourquoi, la question n'étant pas encore réglée, et Leurs Excellences continuant à nommer les curés dans un grand nombre de paroisses, chaque fois qu'il s'en rencontre une de cette catégorie, il note régulièrement : « liberum beneficium ».

[4] « Eiusdem », c'est-à-dire que le patron de cette église est le même saint Martin. Le copiste avait écrit d'abord : « liberum beneficium ». Il a corrigé ensuite le second mot et ajouté « tamen ».

[5] Porsel.

[6] Il s'agit de Charles de Challant, bourgeois de Fribourg, conseiller et cham-

Sacella : *Remuffens.* S. Mauritii, n. s.
Bossonens in castro. S. Andreæ.

IX. Castrum S. Dionisii. (Præfectura) B. Mariæ Virginis. – Capitulum Friburgense [1].

1. S. Dionisii. 2. S. Antonii, n. s.

X. Synsalensis. Prioratus. [2] (Sub dominio Castri S. Dionisii). S. Nicolai Episcopi. – Hospitalis Fryburgensis.

Unum, SS. Fabiani et Sebastiani, n. s.

2. Sub decanatu grueriensi.

I. Grueriensis. (Præfectura). S. Theoduli. – Parochialis cum clero.

1. B. Mariæ Virginis (Le Mensye). 2. SS. Michaëlis et Sebastiani (Senatus Friburgensis). 3. S. Crucis (Cives). 4. S. Antonii (De Clery Frib.). 5. B. Virginis dolorum, n. s. (Franciscus de Mynoly) [3]. 6. S. Andreæ (Parochiani). 7. S. Petri (Les Casteles [4] et Violeys). 8. S. Georgii (Corpateur). 9. S. Catharinæ (Jehan de S. Germano). 10. S. Laurentii (Les Gremions et les Portey [5] de Bulo).

Filialis, *Turris Trema.* S. Dionisii.

1. B. Mariæ. 2. Annunciationis Mariæ (Gazet, Corpasteur, Pillicier [6]).

Sacellum castri. S. Johannis Baptistæ.

Hospitale. D. Mauritii.

Capella *Neurive.* S. Francisci, n. s.

bellan de Charles III, duc de Savoie. Il avait acquis Villarsel en 1530, Attalens en 1533, Billens et Villariaz en 1538 et Le Châtelard en 1549. Cf. Pierre de Zurich, Histoire de la seigneurie de Billens (*Rev. d'Hist. suisse* 1922, p. 168).

[1] Donnant suite à la demande qui avait été formulée par le Chapitre de Saint-Nicolas, le Nonce Bonomio, lors de la troisième visite qu'il fit dans notre ville, agissant au nom de Grégoire XIII, incorpora au Chapitre, en date du 20 août 1580, les cinq paroisses de Châtel-Saint-Denis, Vuisternens-devant-Romont, Montbrelloz, Farvagny et Saint-Aubin. Aussi bien, pour les cinq, nos tables indiquent-elles comme collateur le Chapitre de Fribourg.

[2] Cf. p. 35, n. 3.

[3] « Mynoly » doit être une erreur. S'agirait-il des de Myolan, qu'on rencontre parfois sous la forme : « Myolani » ?

[4] La famille Castella. [5] La famille Portier.

[6] Notre copiste n'avait pas indiqué de collateur pour cette chapelle. Il avait réparti, par contre, entre les trois sanctuaires qui suivent, les noms des trois familles qu'une autre main a ensuite biffés, pour les reporter tous trois à côté de la chapelle de l'Annonciation. Le texte primitif indiquait les Gachet comme patrons du « sacellum castri » (la chapelle des Comtes de Gruyères, près du château), les Corpataux comme collateurs du sanctuaire de l'hôpital de Gruyères, et les Pellicier comme patrons de la chapelle de Neirivue.

II. Albaquensis. (Sub dominio Bolensi). Assumptionis B. Mariæ. – Liberum.

1. S. Andreæ. 2. S. Antonii. 3. S. Stephani.

Sacellum à *Montbovon*. S. Grati, unicum.

III. Granwilarensis. (Sub dominio Grueriensi). S. Jacobi. – Liberum beneficium [1].

1. S. Nicolai. 2. S. Sulpitii. 3. S. Michaëlis. 4. B. Mariæ Annunciationis.

Sacellum *D. Bartholomæi*, unicum.

Filialis *Lessot*, quoad cœmiterium, non autem quoad baptisterium. S. Martini.

IV. Estavanensis. (Sub dominio Grueriensi). B. Magdalenæ. – Olim filialis de Proch [2].

S. Claudii, unicum.

V. Jounnensis [3]. (Præfectura). S. Stephani. – Liberum benef.

1. B. Mariæ Virginis. 2. S. Sebastiani.

[1] L'ancienne église, dédiée à saint Jacques, se trouvait dans un endroit assez isolé, entre Grandvillard et la Sarine, là où se dresse la chapelle de la Daudaz. La contrée qu'elle devait permettre de desservir ayant été détachée de Broc, où le droit de patronat était exercé par le Prieuré de Lutry, celui-ci l'avait conservé également pour l'église de Saint-Jacques. Le Prieuré fut supprimé à la Réforme, de telle sorte que ce fut le gouvernement de Fribourg qui nomma désormais le curé. C'est la raison pour laquelle Schneuwly, selon ce qui a été expliqué plus haut, écrit : « beneficium liberum ». Par contre, en date du 20 février 1585, comme compensation pour Broc et Vuisternens que le clergé de Gruyères avait demandés en vain, le Conseil lui passa le droit de collature pour Grandvillard. (Ratsmanual 129, 20 février 1585 : « Commis du clergé de Gruyère. Denselben ist die Collatur der Chur von Grandvillard, in bedacht der vertrostung so innen hie vor der Chur von Vuistarnens halber gethan worden, vergönth und zugelassen, solang es mynen Herren gevellig, soveer das sy dieselbige Pfar mitt geschickten, glerthen priestern, die das volck christlich underwysen khönnind, versechind ». Voir dans le Ratserkanntnussbuch, t. XIX, f. 18^{v}, l'arrêté correspondant, en date du 21 février, reproduit dans Dellion, *Dictionn. des paroisses*, t. VI, p. 561.) C'est dire que la table que nous publions est antérieure à cette date. La chapelle de Saint-Barthélemy, mentionnée ensuite, se trouvait à Grandvillard, à l'emplacement de l'église qui lui succéda lorsque le siège de la paroisse eut été, une dizaine d'années plus tard, transporté au village même. Cette église fut dédiée aux deux patrons réunis : saint Jacques et saint Barthélemy.

[2] Broc. Ailleurs (p. 2 du même volume) le copiste écrit Brock. Lorsqu'il s'agit d'une église qui, après avoir été la filiale d'une autre, est ensuite érigée en paroisse, la question du droit de collature ne se pose ordinairement pas, parce que, en principe, le « patron » de l'église-mère garde également ses droits sur la fille.

[3] Bellegarde.

VI. Galmensis[1]. (Sub dom. Corberiensi.) S. Crucis vel S. Laurentii[2]. – Liberum benef. ; olim filiale de Pröch.

1. B. Mariæ Virginis. 2. S. Laurentii. 3. Michaëlis, n. s.

VII. Brochensis. (Sub dominio Grueriensi). S. Othmari. Parochialis et Prioratus[3]. – Capitulum Friburgense.

1. S. Yvonis. 2. B. Mariæ. 3. S. Sebastiani. 4. S. Nicolai. 5. B. Mariæ dolorum.

VIII. Willarvolarensis. (Sub dominio Corberiensi). S. Sulpitii. – Capitulum Friburgense.

S. Antonii, unicum.

IX. Altævillensis. (Sub dominio Corberiensi.) S. Stephani. – Liberum beneficium.

Unum, B. Mariæ Magdalenæ, n. s.

Filialis, *Corberiæ*. B. Mariæ.

1. S. Joh. Baptistæ. 2. S. Laurentii. 3. S. Antonii, n. s. 4. S. Elogii.

X. Bunnendorffensis[4]. (Sub dominio Bollensi.) B. Mariæ. – Liberum beneficium.

1. S. Antonii. 2. S. Jacobi.

Sacellum de *Servy*[5]. B. Mariæ.

[1] Charmey.

[2] Anciennement, l'église de Charmey était placée sous le seul vocable de la Sainte-Croix. Lors de la visite de 1453 (ASHF. I, p. 205) il est demandé que, conformément à l'usage, un grand crucifix soit placé au haut de la nef, ou que l'on y mette du moins celui qui se trouve sur le maître-autel. Il est parlé, à la même occasion, d'un autel latéral dédié à saint Laurent, que signale également, ainsi qu'on le voit, le prévôt Schneuwly. Les visites de 1654 et de 1663 énumèrent, elles aussi, comme titulaires ou patrons de l'église de Charmey : la Sainte-Croix et saint Laurent. Celle de 1666, par contre, ne parle plus que de ce dernier. La visite de 1654 fut ordonnée par Mgr Knab, tandis que les suivantes furent entreprises par Mgr de Strambin en personne. Sous le titre : *Acta Visitationis*, les procès-verbaux et recès de ces visites sont conservés aux archives de l'Evêché : ceux de 1663 en triple exemplaire et ceux de la visite de 1666 (qui ne se termina qu'en 1668) également en partie à double, les recès de certains décanats se retrouvant dans le volume intitulé : *Status Episcopatus Lausanensis. Pars I.* C'est dans ce même recueil que sont consignées les remarques se rapportant à une troisième et dernière visite entreprise par Mgr de Strambin au cours des années 1675-1678.

[3] Il y avait eu, à Broc, un Prieuré clunisien, dont l'église, dédiée à saint Othmar, était devenue, dans la suite, l'église paroissiale. Le curé de Broc porte, aujourd'hui encore, le titre de prieur. C'est également le cas de celui de Semsales, parce que, dans sa paroisse, se trouvait naguère un Prieuré du Grand Saint-Bernard.

[4] Pont-la-Ville.

[5] Scherwil (ou Serwil) est un hameau qui, avec d'autres, fut, en 1651, détaché de Pont-la-Ville pour former la paroisse de La Roche.

3. Sub decanatu Rotundimontano.

I. Rotundimontana. (Præfectura). Assumptio B. Mariæ. – Parochialis cum clero.

1. SS. Johannis Evangelistæ et Rochi. 2. S. Catharinæ et Martini [1]. 3. SS. Sulpitii, Tiburtii, Valerii. 4. S. Elogii. 5. S. Mauritii. 6. S. Pauli. 7. S. Margarethæ et S. Georgii [1]. 8. S. Barbaræ, Laurentii [1]. (De Brangetes) [2]. 9. S. Francisci. (Id.) 10. S. Stephani. 11. S. Annæ. 12. S. Ludovici. (De Clery). 13. B. Mariæ in porticu [3]. 14. S. Claudii. 15. S. Wolffgangi. 16. S. Fælicis. 17. S. Theoduli. 18. S. Petri. 19. S. Mariæ Magdalenæ. 20. SS. Trinitatis. 21. S. Christophori. 22. S. Antonii [4]. 23. S. Michaëlis. 24. S. Johannis Baptistæ. 25. S. Gregorii. 26. S. Crucis. 27. B. Mariæ dolorum.

Hospitale. S. Antonii.

II. Villensis [5]. (Sub dom. Rotundim.) S. Petri. – Cleri Rotundimont.

1. ..... 2. ..... [6].

III. Bellensis [7]. S. Mauritii. – Liberum beneficium.

1. ..... 2. S. Johannis Baptistæ, n. s. (De Villarsten) [8].

IV. Syviriecensis. (Sub dominio Rotundimontano). S. Sulpitii. – Cleri Rotundimontani.

S. Petri, unicum.

V. Morlensis [9]. (Sub dom. Ruwensi). S. Mauritii. – Liberum benef.

1. S. Catharinæ. 2. S. Theoduli (Malliardi Rotundimontani). 3. S. Johannis Baptistæ. (Johannis Malliard).

VI. Promasensis. (Sub dom. Ruwensi). S. Petri. – Liberum benef.

1. S. Johannis Baptistæ, n. s. 2. S. Antonii. 3. S. Mauritii, n. s.

[1] Le second nom a été ajouté de la main de Schneuwly.

[2] La famille de Grangettes. [3] Notre-Dame du Portail.

[4] Cet autel et les cinq qui suivent ont également été ajoutés de la main de Schneuwly.

[5] Villaz-Saint-Pierre.

[6] Schneuwly sait donc que l'église possède deux autels latéraux, mais il ignore leurs noms. C'étaient vraisemblablement les deux que signalent déjà les visiteurs de 1453 : l'autel de saint Jean-Baptiste et celui de sainte Marie-Madeleine. (ASHF. I, p. 307). La visite de Mgr de Watteville parle en outre d'un autel dédié à la Vierge et à saint Benoît. (Arch. Evêché, cart. 20, liasse 4.)

[7] Billens. Schneuwly a omis d'indiquer que cette localité relevait de Romont, et il ignorait également le nom du saint auquel était dédié le premier autel ; le cas se renouvelle encore une fois ou l'autre.

[8] Cf. p. 33, n. 1.

[9] Morlens. Depuis le siècle dernier, l'église paroissiale se trouve à Ursy.

Filialis *Ruensis*. S. Nicolai, n. s.

1. S. Antonii. 2. S. Elogii. 3. B. Mariæ dolorum. 4. SS. Trinitatis (Malliard).

Sacellum de *Gond* [1], absque ornatu et ædificio. S. Johannis.

VII. Wistarnensis. (Sub dom. Rotundimontano). B. Mariæ. – Capitulum Fryburgense.

1. S. Sylvestri. 2. S. Georgii. 3. S. Jacobi, n. s.

Filialis à *Grangetes*. S. Mauritii.

Sacellum *B. Mariæ* (D. de Lullins) [2].

VIII. Villarabonensis. (Sub dom. Rotundimont.). S. Laurentii [3].

S. Johannis Baptistæ, unicum.

IX. Meseyrensis. (Sub dominio Rotundimontano). S. Petri ad vincula. – Liberum beneficium.

1. S. Trinitatis. 2. S. Antonii.

X. Berlingensis. (Sub dominio Rotundimontano). B. Mariæ. – Liberum seu immune.

Unicum (Udlaricus de Englisperg).

4. Sub decanatu Staviacensi.

I. Staviacensis ad lacum. (Præfectura). S. Laurentii. – Parochialis cum clero [4].

[1] Nous ne savons pas de quelle chapelle il veut parler. Le copiste aurait-il écrit Gond au lieu de Gonel, famille dont plusieurs membres ont été des bienfaiteurs de Rue et de la paroisse de Promasens ? Il n'en serait pas moins curieux de voir une chapelle désignée par le nom de son fondateur.

[2] La seigneurie de Grangettes passa, au XVI[e] siècle, aux de Lullin de Genève et l'un d'eux, Prosper de Genève, seigneur de Lullin, la vendit, en 1592, à Pierre de Reynold de Fribourg (Dellion, VI, p. 528-9).

[3] Le collateur n'est pas indiqué. Comme c'était, naguère, le Prieuré de Burier près de Vevey (ASHF. I, p. 187), auquel se substitua, depuis la Réforme, l'Etat de Fribourg, Schneuwly, conformément à la règle qu'il suit dans les cas semblables, aurait dû écrire : « beneficium liberum ».

[4] Le copiste a ménagé, pour y inscrire les noms des autels de l'église paroissiale d'Estavayer, un espace équivalent à celui qu'il avait employé pour ceux de Gruyères ; mais il s'est contenté, ici, de tracer l'accolade : la colonne des autels n'y est pas. Il y a cependant moyen de suppléer approximativement à cette lacune : les 11 autels de l'église de Saint-Laurent sont énumérés, en effet, dans la visite de 1453 (ASHF. I, 288 sq.). Deux siècles plus tard, la visite de 1663 donne également la liste des autels de l'église paroissiale d'Estavayer : ils sont alors au nombre de 15, le maître-autel y compris. Or, il est bien évident que ceux qui se rencontrent dans les deux listes devaient exister également au moment où Schneuwly dressait la sienne, soit à une date qui se trouve à peu près au milieu

II. Fontana. (Præfectura). S. Sulpitii. — Liberum beneficium.

1. B. Mariæ (Fundator dominus de Font, Senat[or] Friburg.) 2. . . . .[1].

III. Ceyrensis[2]. (Sub dominio Fontanæ.) S. Nicolai. — Filialis alias de Yvenant, ditionis Bernensis.

1. B. Mariæ, n. s. ; 2. B. Mariæ (Fundator dominus loci).

IV. Morithensis.[3] (Sub dominio Fontanæ.) S. Petri.

V. Wissenensis. (Sub dominio Fontanæ.) S. . . . . [4]. Filialis alias de Demorit, ditionis Bernensis.

1. . . . . (Dominus de Wissens) . . . . . .

entre les deux autres. Sont communs aux deux listes : les autels de l'Assomption, de Saint-Nicolas (devenu, dit la visite de 1663, l'autel de Notre-Dame du Mont-Carmel), de Saint-Jacques (appelé, en 1663, de Saints Jacques et Christophe) de Sainte-Catherine, de Saint-Michel, du Saint-Esprit, de Saint-Pierre, de Saint-Georges (en 1663 : de Saints Etienne et Georges), de Saint-André, de Saint-Jean-Baptiste et de la Sainte-Trinité. La visite de 1453 a, en plus, un autel de Saint-Antoine, fondé, d'après Dellion (V, p. 153) vers 1430 et attesté encore en 1538. La visite de 1663 connaît en outre un autel de Toutes Ames ou des Trépassés (qui existait déjà au milieu du XV^me^ siècle selon Dellion), un autel de Saint-Blaise et un autre de Saint-Martin (Dellion V, p. 215 : ce dernier avait un chapelain déjà en 1503). Il y aurait lieu enfin d'y ajouter, d'après Dellion, un autel du Saint-Suaire, fondé en 1522 et enlevé en 1611, et peut-être un autel de Saint-Sébastien et un autre de Sainte-Anne. Il y avait, au cimetière, une chapelle de Saint-Claude ; en ville : la chapelle de l'Hôpital (avec la Sainte-Croix comme titulaire, d'après la visite de 1663), la chapelle de Rivaz, celle de Saint-Hilaire (qui existait du moins encore en 1526, d'après Dellion, 159) et, hors de ville, celle de Saint-Eloi (attestée déjà en 1441, selon Dellion, et mentionnée d'autre part dans la liste que donnent les *Decreta et Constitutiones synodales* de Mgr de Strambin en 1665, p. 168). Faisait en outre partie de la paroisse d'Estavayer la chapelle de Saint-Nicolas à Sévaz. Le clergé de la ville comprenait, au milieu du XVI^me^ siècle, une quinzaine de membres : comme, dès cette époque, le même chapelain desservait parfois plusieurs autels, ce chiffre cadre assez bien avec le nombre d'autels que devait renfermer alors la ville d'Estavayer.

[1] D'après la visite de 1453, l'autre autel latéral de Font était dédié à saint Nicolas, et il avait été fondé également par les seigneurs de l'endroit ainsi que par deux membres de la famille de Forel, coseigneurs de Font (ASHF. I, p. 294).

[2] Cheyres, qui, jusqu'à la Réforme, était filiale de la paroisse d'Yvonand.

[3] Murist. C'étaient, avant la Réforme, les chanoines de la chapelle de Saint-Nicolas du Palais épiscopal de Lausanne qui en avaient la collature (ASHF. I, 296), et par conséquent, après 1536, l'État de Fribourg qui se l'était attribuée : « Sub collatione incliti Senatus », note la visite de 1663. Celle de 1666 dit, plus exactement : « Ad præsentationem... Senatus ». L'une comme l'autre signalent, à Murist, deux autels latéraux : l'un ayant comme titulaire l'Assomption de la S. Vierge, et l'autre : le Rosaire. Notre copiste avait prévu les lignes nécessaires pour les inscrire ; mais, à leur place, il a introduit le nom du patron de l'église : saint Pierre.

[4] Avant la Réforme, la chapelle de Vuissens était filiale de la paroisse vaudoise de Démoret. La scission religieuse avait rendu nécessaire la construction d'une

Sacellum in castro. B. Mariæ dolorum.

Filialis *Profundæ vallis* [1], olim filialis de Dinisie, ditionis Bernensis. S. Umberti.

VI. Supra Petram. (Præfectura.) S. Magdalenæ. – Liberum benef. 1. S. Antonii. 2. S. Andreæ.

Filiales seu sacella : *Fetigny* [2].

Ceyri. S. Sylvestri [3].

Prope arcem. S. Nicolai [4].

VII. Culiana [5]. S. Martini. – Abbas Altæripæ.

1. S. Johannis Baptistæ et B. Mariæ (dominus de Cugie) [6]. 2. S. Nicolai (Parochiani). 3. S. Antonii (dominus de Cugie vetustim). 4. S. Elogii, n. s. (Confratria ibidem.)

Filiales eius : 1. de *Nuvillie.* S. Jacobi.

2. *Aulmont.* S. Theoduli.

3. *Cheyri* [7]. S. Georgii.

VIII. Rueyriana. (Sub dominio Staviacensi.) S. Sylvestri. Filialis olim S. Petri en Willie [8]. – Clerus Staviacensis.

église. Le collateur en était l'Etat de Fribourg (Acta Visit. 1663) et le patron : saint Vincent (Acta Visit. 1654). Schneuwly ignore le nom de ce dernier, mais il sait que l'église possédait plusieurs autels latéraux (deux, d'après la visite de 1654) et que, pour l'un d'eux, le droit de patronat était exercé par le seigneur de l'endroit. Enfin, le château renfermait une chapelle dédiée à Notre-Dame de Compassion.

[1] Prévondavaux, filiale, avant la Réforme, de la paroisse vaudoise de Denezy. La chapelle, qui daterait de 1583, d'après Dellion (XII, 191) est dédiée aujourd'hui à saint Hubert ; mais les anciens textes (ainsi encore les Actes de la visite de 1666) écrivent : S. Umbertus. La visite de 1654 note : « nescitur in cuius sancti honore ecclesia sit dedicata ».

[2] L'église de Fétigny, qui fut détachée de Ménières vers la fin du XVIII[e] siècle (c'est sans doute par erreur que notre table la rattache à Surpierre) est dédiée aujourd'hui aux Dix mille Martyrs. D'après la visite de 1654, la patronne en était sainte Marie-Madeleine.

[3] Cette chapelle de Saint-Sylvestre, à Cheiry, filiale de Notre-Dame des Champs, fut probablement la première église paroissiale de Surpierre.

[4] La chapelle du château de Surpierre, près de laquelle s'élève actuellement l'église paroissiale, tandis que celle-ci se trouvait alors à Notre-Dame des Champs.

[5] Cugy. Au point de vue politique, bien que Schneuwly ne l'indique pas, cette paroisse dépendait de la préfecture d'Estavayer.

[6] Les collateurs des quatre autels de Cugy ont été ajoutés d'une autre main.

[7] Seiry. Quand Montet se détacha de Cugy (1675), Seiry demeura avec la paroisse-mère. Cette localité fut rattachée ensuite à Montet, en 1734, et érigée enfin en paroisse indépendante en 1900.

[8] Rueyres-les-Prés, jadis filiale de Carignan. La visite de 1453 (ASHF. I, p. 286), pour autant que la transcription de M. Meyer est exacte, mentionne comme

IX. Lulliana. (Sub dominio Staviacensi.) S. Leodogarii. – Clerus Staviacensis ; est eius quasi filiale [1].

B. Mariæ Magdalenæ ; unicum.

X. Mombrellensis [2]. S. Joh. Baptistæ. – Capitulum Friburgense.

B. Stephani unicum, n. s.

Nuvilliana. S. Jacobi [3].

5. Sub decanatu Didingensi.

I. Didingensis [4]. SS. Petri et Pauli. – Capitulum Friburgi.

1. ..... 2. ..... 3. ..... [5].

Sacella habet 5 : 1. *S. Bartholomaei* [6].
2. *S. Wolffgangi.*
3. *S. Laurentii* [7].
4. *S. Crucis* [8].
5. *S. Catharinæ* [9].

II. Tavernensis. S. Martini. – Capitulum Friburgense.

1. ..... 2. ..... 3. ..... [10].

patron saint Séverin. Une chapelle dédiée à saint Loup, évêque de Troyes, serait attestée dans cette localité déjà en 1349 (Dellion X, p. 521). Schneuwly nous dit ici que le patron est saint Sylvestre. Un peu plus loin — car il reparle de Rueyres au sujet de Carignan (Cf. infra, p. 45) — il affirme au contraire que c'est saint Loup, et que saint Sylvestre avait un autre autel dans l'église, tandis que, ici, le copiste a laissé en blanc l'espace réservé aux autels latéraux. La visite de 1663, réunissant les deux noms, indique comme patrons : saint Sylvestre et saint Loup, tandis que celle de 1666 mentionne le seul saint Sylvestre. Actuellement, c'est saint Loup qui est invoqué comme patron à Rueyres-les-Prés.

[1] L'église de Lully, qui appartenait jadis au Prieuré de Romainmôtier, avait été annexée, non sans protestations de ce dernier, au clergé d'Estavayer en 1522, et c'était depuis la cité staviacoise qu'un prêtre venait desservir cette église. (Dellion VII, p. 292.)

[2] Comme Cugy, Montbrelloz faisait partie de la Préfecture d'Estavayer.

[3] La visite de Mgr de Watteville signale aussi, entre la mention qu'elle consacre à l'église paroissiale de Cheiry et celle qui parle de l'église paroissiale de Cheyres, une « capella dependens de Nivillie ». La distance qui sépare Nuvilly de Montbrelloz permet de se demander s'il n'y a pas là, de sa part, une erreur.

[4] Nous entrons, avec le décanat de Guin, dans les Anciennes Terres. Il n'y a donc — sauf pour Planfayon — plus d'indications de bailliages.

[5] Ces trois autels latéraux, dont Schneuwly ignore les noms, étaient, d'après les visites de 1654 et de 1663, ceux du Rosaire, de Saint-Antoine et de Saint-Jean-Baptiste.

[6] La chapelle de Saint-Barthélemy, aux portes de Fribourg.

[7] La chapelle de Schiffenen. [8] La chapelle de Schmitten.

[9] La chapelle de Bundtels.

[10] Ces trois autels, dont les noms sont restés en blanc, étaient, à s'en tenir

Sacella : 1. Super cœmiterium. S. Michaëlis.
2. *In[ferius] Montenach* [1]. S. Antonii.
3. *Alterswyl.* S. Nicolai et Ursi [2].
4. *Leprosorum* [3].

1. B. Virginis. 2. S. Crucis. 3. S. Annæ.

III. Plaffeyensis. (Præfectura.) S. Mariæ. – Liberum beneficium.
1. S. Johannis Evangelistæ. 2. S. Sebastiani.
Filialis in *Plaselb.* S. Martini.
Sacellum super cœmiterium. B. Mariæ.

IV. Rechthaltensis. S. Germani. – Liberum ; filiale olim Tavers.
1. S. Germani. 2. ..... 3. B. Virginis [4].
Sacellum super cœmiterium. S. Michaëlis.

V. Heytenriedtensis. S. Michaëlis. – Liberum. Juris patronatus de Diesbach Friburg.
1. S. Sebastiani, n. s. 2. B. Mariæ.
Filiale seu sacellum *Zů Wiler* [5]. S. Mauritii.

VI. Überstorffensis. S. Johannis Baptistæ [6].
1. B. Mariæ. 2. SS. Urbani, Antonii
Filiale in *Alblingen*, ditionis Bernensis [7].

VII. Wunnenwylensis. S. Margaretæ [8].

aux visites pastorales de Mgr de Strambin, ceux de Sainte-Anne, du Rosaire et de la Nativité du Sauveur.

[1] La chapelle de Niedermonten, à laquelle s'est substituée maintenant l'église paroissiale de Saint-Antoine.

[2] Le copiste a vraisemblablement groupé ici par erreur deux chapelles distinctes : celle de Saint-Nicolas, à Alterswil, et celle de Saint-Ours, au village de ce nom, toutes deux remplacées actuellement par des églises paroissiales.

[3] Bourguillon.

[4] La visite de 1654 parle aussi de trois autels latéraux, mais sans donner leurs noms. Celles de Mgr de Strambin n'en connaissent au contraire que deux : l'un dédié, comme le maître-autel, à saint Germain, et l'autre à la Vierge du Rosaire.

[5] Wiler vor Holz.

[6] Comme pour Bœsingen, c'était le Conseil de Berne qui avait la collature de la paroisse d'Ueberstorf.

[7] Cette chapelle d'Albligen était dédiée à saints Pierre et Paul.

[8] Schneuwly n'indique pas le collateur : c'étaient les Augustins de Fribourg. Ainsi qu'il l'avait fait pour les paroisses précédentes, le copiste a tracé l'accolade qui devait englober les noms de deux ou trois autels latéraux ; mais l'espace prévu pour ces derniers est demeuré vide. L'église consacrée en 1624 par Mgr de Watteville comprenait en tout trois autels, nous apprend la visite de 1663 ; et celle de 1666 précise que l'un des autels latéraux était dédié à saint Etienne et l'autre à Notre-Dame du Rosaire.

VIII. Besingensis. S. Jacobi Maioris. – Bernensium [1].
Ecclesia *S. Syri* prope templum. Bernensium.

IX. Gurmellensis. S. Germani. – Capitulum Friburgense [2].
Sacella : 1. *Zum Dirrenberg.* B. Mariæ.
2. *Wallenbuch.* S. Barbaræ.
3. *Lubistorpf.* S. Christophori.

X. Berfischensis [3]. S. Mauritii. – Liberum seu choralium [4].
Sacellum privatum versus Gurmels. S. ..... [5].
Aliud *S. Theoduli.*

[1] Là aussi, et de même pour l'église de Saint-Syr, la place prévue pour l'énumération des autels latéraux est demeurée blanche. La visite de Mgr de Watteville nous dit que l'un d'eux était dédié à la Sainte Vierge ; celle de 1663 nous apprend que l'autre était consacré à saint Antoine abbé. Quant à l'église de Saint-Syr, elle avait également deux autels latéraux (visite de 1654) : l'un dédié à la Sainte Vierge, et l'autre à saint Syr, comme le maître-autel (visite de 1666).

[2] La visite de 1453 (ASHF I, p. 263) signale deux autels latéraux dans l'église paroissiale de Cormondes : ceux de Saint-Théodule et de Saint-Antoine. Celle de 1654 en connaît trois et mentionne celui de la Sainte-Croix. Notre copiste a prévu, mais de nouveau sans le remplir, le même espace que pour les trois paroisses précédentes. [3] Barberêche.

[4] Pour doter la petite maîtrise de six choralistes qui, sous la direction d'un « chantre » ecclésiastique, avait été créée à Saint-Nicolas, quelques années avant l'érection de l'église en collégiale, on avait obtenu les revenus de deux ou trois paroisses. En 1503, deux gentilshommes — ou, plus exactement, leurs épouses — avaient, chacune pour moitié, abandonné dans ce but au gouvernement la collature de l'église de Givisiez. Un autre « patron » en fit autant, trois ans plus tard, pour l'église de Barberêche. Devançant cette dernière cession, le cardinal Reymond, Légat du Saint-Siège, avait, à la sollicitation du gouvernement, incorporé à la Chantrerie, en 1504, les trois paroisses de Givisiez, Barberêche et Courtion. De cette dernière, il ne fut plus question dans la suite. Par contre, en 1507, Jules II confirma cette incorporation, exigeant seulement que le patron, c'est-à-dire le gouvernement, donnât son consentement. Le clergé de Saint-Nicolas demanda la suppression de cette réserve, étant donné, faisait-il remarquer, que c'étaient peut-être des ecclésiastiques, et non pas des laïques, qui possédaient le droit de patronat sur ces églises. La supplique (Arch. vatic. Reg. Suppl. 1269, f. 239v ; elle est du 29 octobre 1507) porte la mention : « Accordé », mais une bulle corrigée dans ce sens ne semble pas avoir été expédiée, de telle sorte que le gouvernement conserva le droit de collature sur ces deux églises, affectant les revenus des deux paroisses, après défalcation des frais de desservance, à la Chantrerie de Saint-Nicolas. Ceci explique la rédaction de Schneuwly : « liberum, seu choralium ». Quant aux autels latéraux de l'église de Barberêche, Schneuwly — qui est décidément mal renseigné sur le décanat allemand — sait qu'il en existe, mais il ignore à quels saints ils sont dédiés. La visite de 1453 (ASHF. I, p. 264) parle d'un autel de la Sainte Vierge. Celle de 1654 sait que ces autels sont au nombre de deux, et les visites de 1663 et 1666 précisent que l'un est consacré à Notre-Dame du Rosaire et l'autre à saint Barthélemy.

[5] C'est vraisemblablement la chapelle du château de Grand-Vivy, proba-

6. Sub decanatu Faverniachensi.

I. Faverniacensis[1]. S. Vincentii. – Capitulum Friburgense.

1. B. Mariæ, n. s. 2. S. Crucis.

Filiale *Wistarnense devant Pont.* S. Johannis Evangelistæ.

1. S. Johannis Baptistæ. 2. B. Mariæ, n. s.

II. Staviacensis de Giblaux. S. Clementis. – Capitulum Friburg.

1. S. Alexii. 2. S. Sebastiani. 3. S. Jacobi et Christophori.

Sacellum : *S. Laurentii*[2].

III. Orsonensis. S. Petri. – Capitulum Friburg. ; habet vicarium.

1. S. Francisci (Dominus Antonius Alexius Friburg.). 2. Mariæ Magdalenæ. 3. S. Sebastiani. 4. Catharinæ, n. s.

Sacella : 1. à *Willar*[3]. S. Theoduli.
2. *Massonens.* S. Mauritii.
3. *Chava*[4]. S. Johannis Baptistæ.

IV. Oteniacensis. S. Mauritii. – Capitulum Friburgi.

1. S. Theodori. 2. S. Johannis, n. s.[5] (Des Schapuis.) 3. S. Nicolai.

Sacella à *Coting.* S. Martini.
Zeining[6]. B. Mariæ.

blement dédiée à saint Josse (Dellion II, p. 44). Nous ne savons pas, par contre, quel est le sanctuaire suivant de Saint-Théodule. Il y avait dans le voisinage, à Cormagens, une chapelle consacrée à saint-Théodule (Dellion II, p. 82) et le même évêque était l'un des titulaires de la chapelle de Bonn (Dellion VII, p. 108 et *Decreta et Constitut. synod.* de Mgr de Strambin, p. 173) ; mais le premier de ces deux sanctuaires faisait partie de la paroisse de Belfaux, et, du moins à l'époque où fut construit le second, soit vers le début du XVII^me^ siècle, Bonn relevait de Guin.

[1] Notre copiste omet désormais d'indiquer les bailliages. Farvagny était préfecture, et Estavayer-le-Gibloux, Orsonnens ainsi qu'Avry, après avoir appartenu jadis à la baronnie de Pont, dépendaient maintenant de ce bailliage de Farvagny. Les autres paroisses du décanat étaient toutes dans les Anciennes Terres, avec cette réserve que Ecuvillens et Treyvaux relevaient de la seigneurie d'Illens comme communes, tandis que les territoires de ces deux paroisses dépendaient également des Anciennes Terres. Cf. la notice explicative que M. Alfred Weitze a donnée de sa carte des Anciennes Terres et Bailliages du canton de Fribourg en 1798. Fribourg, 1914.

[2] Rueyres-Saint-Laurent. [3] Villarsiviriaux. [4] Chavannes-sous-Orsonnens.

[5] Cet autel avait été fondé en 1446 en l'honneur de saint Jean-Baptiste et de saint Antoine (Dellion I, 276).

[6] Chénens. On sait que, à cette époque, on emploie indifféremment le Z et le Ch. Nous trouverons un peu plus bas : Zandon, pour Chandon. La finale est également caractéristique : si l'on écrit Zening, Cotting — et nous avons déjà rencontré plus haut : Marsing et Bossoning — cela prouve que, contrairement à ce qui a lieu aujourd'hui (mais conformément à l'usage encore en vigueur dans le canton de Vaud) l'*s* finale de ces différents noms ne se prononçait pas.

V. Escuwilliensis. B. Mariæ. – Abbas Altæripæ.
1. S. Grati, n. s. 2. S. Antonii.

VI. Mertenlachensis. SS. Petri et Pauli. - Capitulum Friburgense.
1. S. Johannis Evangelistæ. 2. S. Antonii, n. s. 3. S. Eulogii.
Sacellum super cœmiterium. S. ..... [1]
Filiale *Giffers*. S. Tiburtii.
1. S. Mariæ dolorum. 2. S. Bartholomæi.
Filiale [2]. *S. Sylvestri.*
1. Mariæ Magdalenæ. 2. S. Theoduli.
Sacella : 1. à *Pierrefortia*. S. Mauritii (Monasterium macræ augiæ [3].)
2. Versus urbem. S. Sebastiani. In Mertelachen [4].

VII. Spinsensis [5]. S. Stephani. – Liberum beneficium.
1. SS. Barabaræ, Catharinæ. 2. S. Theoduli, n. s.
Filiale *Perroman*. S. Laurentii [6].

VIII. Ergenzahensis [7]. S. Jacobi. – Liberum beneficium.
1. S. Nicolai. 2. SS. Johannis Baptistæ, Antonii, n. s.

IX. Treffelensis [8]. S. Petri Apostoli. – Capitulum Friburgense.
1. S. Theoduli. 2. Mariæ, n. s.
Filialis in ipso vico : S. Petri Apostoli.
Sacellum zu *Ried* [9] : S. Georgii.

X. Affricensis. B. Martini. – Capitulum Friburgense.
1. S. Syxti. 2. S. Alexii, n. s.
Sacellum à *Pont*. S. Theoduli.

7. Sub decanatu sancti Albini.

I. S. Albini [10] ; eiusdem. – Capituli Friburgensis.
1. S. Antonii. 2. B. Mariæ. 3 . S. Crucis, n. s.

[1] Cette chapelle du cimetière de Marly est signalée également dans la visite de Mgr de Watteville.

[2] Schneuwly a corrigé et écrit au-dessus : « capella ».

[3] C'est Schneuwly également qui a ajouté ces trois mots, pour préciser que cette chapelle était la propriété du couvent de la Maigrauge.

[4] C'est encore Schneuwly qui précise en écrivant : « in Mertelachen ». Cette chapelle des saints Fabien, Sébastien et Roch se trouvait tout près de l'église paroissiale de Marly (Dellion VIII, p. 324).

[5] Ependes.

[6] Le copiste avait disposé une accolade pour y insérer les autels latéraux de l'église de Praroman ; mais les noms manquent.

[7] Arconciel. [8] Treyvaux. [9] La chapelle d'Essert.

[10] Saint-Aubin était préfecture ; les deux paroisses qui suivent dépendaient

sacellum *Villæ* [1].
sacellum de *Deley* [2].

II. S. Petri maioris [3]; eiusdem. – Staviacensis clerus.
1. B. Mariæ, Sebastiani, n. s. 2. S. Nicolai, n. s.
Filialis olim *Rueyre*. S. Lupi.
S. Sylvestri, n. s. [4].

III. Morensis. SS. Ferreoli et Ferrutii. – Liberum beneficium [5].
Sacellum in *Buschi* [6]. S. Mauritii.

IV. Miniriensis. S. Hilarii, n. s. – Liberum beneficium.
1. S. Nicolai, n. s.

V. Torniensis parva. [7] S. Martini. – Liberum; pensionem tamen dat.
1. S. Sebastiani, Antonii. 2. S. Catharinæ, n. s.
Filialis *Torny magnum*. S. Nicolai.

VI. Turris. [8] S. Mariæ. – Liberum beneficium.
1. S. Nicolai. 2. S. Crucis, n. s. 3. S. Jacobi, Joh. Evangelistæ, n. s.
Filialis à *Montenach*. Beatæ Mariæ; vicarium habet.
1. S. Petri (Chossi [9], Staviæ). 2. Mariæ Magdalenæ, n. s. 3. S. Antonii (Senatus Friburgi).

VII. Zandonensis [10]. S. Gangolfi. – Clerus B. Virginis in urbe.
1. S. Antonii, n. s.
Sacellum in *Lechièles*. S. Johannis Baptistæ.

VIII. Rûperswylensis [11], olim sub Donatière parochia.

d'Estavayer; Ménières relevait de Surpierre, et les autres, de Montagny, sauf Villarepos, qui faisait partie des Anciennes Terres.

[1] La chapelle de Villars-le-Grand, dédiée à saint Laurent.

[2] La chapelle de Delley était dédiée à saint Jacques.

[3] Carignan. Aujourd'hui, c'est Gletterens qui est le siège de la paroisse.

[4] Cf. p. 39, n. 8.

[5] Le copiste a prévu un espace — mais il est demeuré blanc — pour les autels latéraux. On peut se demander toutefois s'il y en avait : la visite de 1654 dit : « Altare maius et unicum non est consecratum ».

[6] Bussy, qui est devenu le siège de la paroisse en 1869.

[7] Torny-Pittet, dont Torny-le-Grand était la filiale.

[8] Tours. Montagny-les-Monts, la filiale d'alors, est actuellement le siège de la paroisse.

[9] Les Chaucy ou Chauce.

[10] Chandon. Le curé réside maintenant à Léchelles, l'ancienne filiale.

[11] Villarepos, qui, jusqu'à la Réforme, allait avec Donatyre. Les actes de la visite de Mgr de Watteville l'appellent encore une filiale. Le patron était saint Etienne et c'était le gouvernement qui nommait le curé. Schneuwly ignore quels

Sacellum prope *Ouleyri* [1]. S. Georgii.

IX. Domdidierensis. S. Desiderii. – Liberum beneficium.
1. S. Antonii et Barbaræ, n. s. 2. SS. Catharinæ et Dionisii.

X. Petri minoris [2], eiusdem sancti. – Capitulum Friburgi [3].
1. S. Johannis Baptistæ. 2. S. Antonii.

8. Sub decanatu Gumscheniano.

I. Gumscheniana [4]. S. Stephani. – Capitulum Friburgi.
1. B. Mariæ. 2. S. Sylvestri. 3. S. Alexii. 4. Sacellum defunctorum. B. Mariæ.

étaient les autels latéraux. Ils étaient au nombre de deux d'après les visites de Mgr de Strambin. [1] Cf. cette Revue, 1939, p. 153, n. 2. [2] Dompierre.

[3] On s'étonnera peut-être de voir le Chapitre de Saint-Nicolas désigné comme collateur de l'église de Dompierre, qu'aucune décision pontificale, à notre connaissance, ne lui avait incorporée. Ce n'est, malgré tout, pas une erreur de notre copiste. Voici, en effet, des textes qu'on peut citer à l'appui de cette affirmation. Le 26 juillet 1585, le Chapitre nommait un vicaire — soit donc un desservant — à Dompierre et fixait sa firme au même chiffre, 60 livres, que pour son prédécesseur (Arch. de Saint-Nicolas, *Man. Capit.* I, f. 29ᵛ). Un nouveau desservant fut désigné, l'année suivante, dans la personne de Dom François Cardinaux (Ibid., f. 31, séance capitulaire du 14 février 1586). Deux ans plus tard, le poste était de nouveau vacant (Ibid., f. 45ᵛ, séance du 30 septembre 1588) et le successeur de Dom Cardinaux comparut devant le Chapitre le 3 mars suivant, pour se plaindre des conditions matérielles dans lesquelles son prédécesseur avait laissé la cure (Ibid., f. 46ᵛ). D'autre part, et parallèlement à ces textes, un autre volume des archives capitulaires, qui contient, pour les années 1557-1647, des admodiations de cures du Chapitre, nous apprend que, le 7 mars 1584, celle de Dompierre fut admodiée à Dom Claude Piccand de Farvagny (f. 18), le 23 mai 1586, à Dom François Cardinaux (f. 22ᵛ) et, en 1588, à Dom Bernard Chevaley (f. 24). Il résulte de ces textes que, durant l'avant-dernière décade du XVI^me siècle, soit donc au moment où se placent les Constitutions capitulaires du Prévôt Schneuwly et les tables que nous en extrayons, la cure de Dompierre était la propriété du Chapitre de Saint-Nicolas, sans qu'on sache comment il l'avait acquise, ni pourquoi et quand il dut — assez vite après, semble-t-il, puisqu'il n'en est plus question dans la suite — y renoncer. Dellion (IV, p. 540), qui a eu connaissance des textes du Manual capitulaire, déclare que « le Chapitre de Saint-Nicolas, dont les prévôts exerçaient fréquemment l'office de vicaire général » élisait le desservant quand celui-ci n'avait pas été désigné par l'Etat ; cette explication toutefois n'en est pas une : pour les paroisses dont il nommait les curés, le gouvernement commençait par demander le *placet* du Vicaire général ; mais puisque, à cette date, Dompierre n'était pas un *beneficium liberum*, consulté pour tant d'autres, le Vicaire général ne l'aura pas été pour cette cure et ne sera intervenu dans la nomination de son desservant qu'en tant que chef du Chapitre.

[4] Belfaux ; en allemand : Gumschen. Toutes les paroisses de ce 8^me et dernier décanat faisaient partie des Anciennes Terres, sauf Villarimboud qui dépendait de Romont, et Lentigny qui relevait du bailliage de Montagny.

Sacellum à *Cormenbou* [1]. S. Georgii.

II. Grolley, filialis huius. S. Johannis Baptistæ.
1. S. Petri. 2. S. Antonii, n. s.

III. Curtionensis. S. Marcelli [2].
1. B. Mariæ. 2. S. Antonii.
Sacella : *Legier* [3]. S. Leodegarii.
Miserier [4].

IV. Grissachensis [5]. S. Joh. Evangelistæ, olim filialis de Gurmels [6].
1. S. Antonii. 2. ..... [7].

V. Zibenzachensis [8]. S. Laurentii. – Choralium [9].
1. S. Michaëlis, n. s.
Sacellum huius prope urbem. *S. Leonardi* [10].

VI. Matrangensis. S. Juliani. – Clerus B. Virginis Friburgensis.
1. S. Antonii. 2. S. Apolloniæ. 3. S. Agathæ.
Sacellum à *Heuru* [11]. S. Mariæ Magdalenæ.

VII. Willar ad Glanam. S. Petri. – Augustiniani Friburgi.
1. S. Sylvestri. 2. S. Alexii.
Sacellum in *Pygritz*. S. Bartholomæi [12].

VIII. Willarembonensis. S. Theoduli, filialis olim de Torny.
1. ....., n. s [13].

[1] Corminbœuf. On remarquera que notre copiste laisse assez souvent tomber la dernière consonne : nous avons déjà eu : « Porse » et « Chava », et nous trouverons encore : « Seydor ».

[2] Pour la collature, cf. p. 42, n. 4.

[3] La chapelle de Cournillens, dédiée à saint Léger (en latin : *Leodegarius*).

[4] Cela doit être la chapelle du château de Misery, dédiée à saints Jacques et Sébastien d'après la visite de 1663.

[5] Cressier-sur-Morat.

[6] Cette affirmation paraît sujette à caution.

[7] Lors de la visite de 1663, il y avait deux autels latéraux à Cressier : l'un dédié à Notre-Dame du Rosaire, et l'autre à saint Sébastien.

[8] Givisiez.

[9] Cf. p. 42, n. 4.

[10] La chapelle de Saint-Léonard, près du cimetière actuel de Fribourg.

[11] La chapelle de Neyruz.

[12] La chapelle de Saint-Barthélemy, dans le parc du château de Pérolles, aux portes de Fribourg.

[13] Il y avait, dans l'église de Villarimboud, deux autels latéraux lors des visites de 1663 et de 1666 : l'un dédié à saint Syr et l'autre consacré à Notre-Dame du Scapulaire.

IX. Lentenachensis. S. Petri. – Abbas Altæripæ.

1. S. Claudii. 2. S. ..... [1].

Filialis huius in *Oning* [2]. S. Andreæ, n. s.

1. S. Antonii, n. s. 2. S. ..... [3].

X. Preensis. S. Johannis Baptistæ. Altare chori B. Mariæ. – Pensionem dat Scholæ Friburgensi.

1. S. Johannis Baptistæ. 2. S. Hilarii.

Filialia seu sacella : 1. *Ponteux*.

1. S. Mauritii [4]. 2. S. Blasii, n. s.

2. *Corserey*. S. Sylvestri.

3. *Seydor* [5]. S. Nicolai.

[1] Le deuxième autel latéral de Lentigny était celui du Rosaire d'après les visites de Mgr de Strambin.

[2] Onnens. Quelqu'un a apporté une correction, écrivant « par[ochialis] » à côté de « filialis ». Onnens fut séparé de Lentigny et érigé en paroisse indépendante par acte du 15 mars 1588 (reproduit dans Dellion VIII, 263 sq.) ; mais, dans le *Status Episcopalis Lausanensis P. I*, p. 198, il est dit que la séparation fut prononcée déjà en 1585, par le Vicaire général Schneuwly.

[3] La visite de 1666 nous apprend que, en 1664, l'abbé d'Hauterive consacra dans l'église d'Onnens un des autels latéraux en l'honneur des saints Sébastien et Fabien et l'autre — celui qui servait à la confrérie du Scapulaire — à saint Bernard.

[4] C'était saint Maurice qui était le patron de la chapelle et plus tard de l'église de Ponthaux.

[5] La chapelle de Seedorf.

(A suivre.)

Kleine Beiträge. — Mélanges.

Die Mitra in den Schweizer Klöstern.

Die bischöflichen Insignien entwickelten sich langsam. Der Stab entstand im 6. Jahrh., die Sandalen im 8. Jahrh., Mitra und Ring im 10./11. Jahrh., die Handschuhe im 11. Jahrh., Segen und Thron im 12. Jahrh. Seit Beginn des 14. Jahrh. wurden immer alle Pontifikalien zugleich verliehen, sofern ein Abt noch keines dieser Insignien trug [1]. Hier sei die Frage untersucht, wann unsere schweizerischen Klöster das Recht der Mitra und damit das Recht der Pontifikalien erhielten. Weiter sollen die ältesten Mitren der Schweiz zusammengestellt werden.

1. Das Recht der Mitra.

Erstmals erteilte Papst Alexander III. an einen Abt in Canterbury 1063 das Recht der Mitra. In der Nähe erhielt zuerst die alte Inselabtei Reichenau im Jahre 1158 das Privileg der Infel und des Ringes [2]. 1196 erlaubte Papst Coelestin III. dem Abt Wilhelm von St. Maurice den Gebrauch von Mitra und Ring innerhalb der Kirche bei Festtagen [3]. Papst Innozenz IV. bestätigte dieses Privileg 1244, ohne jedoch die Einschränkung auf die eigene Kirche zu machen, sodaß die Äbte daraus folgern konnten, daß diese Erlaubnis auch für die ihnen unterstellten Kirchen galt [4]. 1247 erhielt St. Gallen das Recht der Mitra, des Ringes und der Sandalen [5]. In Einsiedeln erzielten zuerst zwei Äbte das Recht der Pontifikalien nur für ihre Person allein, nämlich Abt Hermann im Jahre 1052 und Abt Anshelm von Schwanden im Jahre 1251. Erst Abt Nikolaus I. von Gutenberg (1357-64) führte auf seinem Siegel erkennbar eine Infel [6]. Das Wappen des Abtes Johannes von Disentis (1371-1401)

[1] *Hofmeister Ph.*, Mitra und Stab der wirklichen Prälaten ohne bischöflichen Charakter. Kirchenrechtliche Abhandlungen von *U. Stutz*, Heft 104 (1928) 3-29. Dazu speziell über die Mitra: *Braun Josef*, Liturgische Gewandung (1907), S. 424-498; *ders.*, Handbuch der Paramentik (1912), S. 189-199; ferner wichtig noch *Beyerle K.*, Die Kultur der Abtei Reichenau (1925), S. 447.

[2] *Beyerle K.*, Die Kultur der Abtei Reichenau (1925), S. 446.

[3] Urk. abgedruckt bei *Aubert E.*, Trésor de l'abbaye de Saint-Maurice d'Agaune (1872), S. 223. Dazu *Brackmann A.*, Regesta Pontificum Romanorum: Helvetia Pontificia (1927), S. 147.

[4] Vgl. De jurisdictione Abbatiae St. Mauritii Agaunensis: Thesis S. 18, Documenta S. 133 (1927-1929). Freundl. Mitt. von Chan. L. Dupont-Lachenal, Saint-Maurice.

[5] *Wartmann H.*, Urkundenbuch der Abtei St. Gallen III, S. 114-115.

[6] *Ringholz O.*, Geschichte von Einsiedeln 1 (1904) 60, 100, 252.

zeigt eine Mitra und einen Stab [1]. Offenbar hatte der Abt vorher kein anderes Wappen und stammte daher aus nichtadeligem Geschlechte. Die Chronik von Bundi, so wie sie in der Redaktion von P. Benedikt Oederlin 1641-42 vorliegt, zeichnet ebenfalls dieses Abtswappen aus Mitra und Stab [2].

Das Zisterzienserkloster Wettingen empfing 1439 die Pontifikalien [3]. Wann die Äbte von Beinwil (später Mariastein) die bischöflichen Insignien erhielten, ist nicht zu ermitteln. Doch wurde 1462 Abt Johannes Molitor vom Bischof von Basel bestätigt und mit der Infel geschmückt. Abt Niklaus Ziegler nahm 1503 Stab und Mitra aus der Hand des Basler Bischofs entgegen [4].

Muri erhielt Infel, Ring und Kreuz 1507 von Papst Julius II. [5]. Das Zisterzienserkloster St. Urban erhielt 1537 von Papst Paul III. die Rechte infulierter Prälaten und zwar zu gleicher Zeit wie das süddeutsche Benediktinerkloster Weingarten [6]. Engelberg erlangte 1613 von Papst Paul V. dieses Recht und zwar in Erwägung, daß die Äbte schon «olim usum mitrae et baculi habuisse». Dies wurde nun endgültig und definitiv bestätigt [7]. Für Pfäfers konnte keine sichere Überlieferung ermittelt werden. Die Bulle Papst Gregors V. von 998 sah das Recht vor, Altäre und Kirchen zu weihen, was vielleicht auch auf bischöfliche Funktionen hindeutet. Da aber diese Urkunde eine Fälschung von 1656 ist, könnte sie eher auf das 17. Jahrh. hinweisen [8]. Doch ist das für ein so altes Kloster wie Pfäfers nicht ohne weiteres anzunehmen.

Auch wenn wir außerhalb unserer Landesgrenzen Umschau halten, so bei den bayrischen Benediktiner- und Zisterzienserklöstern, bemerken wir, daß die große Masse der Klöster erst nach 1400 die Pontifikalien erhielt. Sehr früh erlangte Ebersberg (1209) und Scheyern (1260) dieses Recht, später Raitenhaslach (1387), Ettal (1389) und Rott am Inn (1390). Die große Zahl aber empfing diese Auszeichnung erst im Verlaufe des 15. Jahrh., so z. B. Wessobrunn (1402), Weihenstephan (1430), Attel (1441), Fürstenfeld (1441), Münchsmünster, Andechs, St. Veit bei Neumarkt usw. [9].

[1] Urk. von 1399 in Quellen zur Schweizer Geschichte 10 (1891) 276, 303. Weniger deutlich in Urk. von 1391 im Staatsarchiv Graubünden in Chur, Siegelabdruck im Stiftsarchiv Disentis (= *Mohr*, Cod. diplomaticus IV, Nr. 160.)

[2] Stiftsarchiv Einsiedeln R 229; das Wappen trägt die Jahreszahl 1399.

[3] *Willi D.*, Album Wettingense (1904), S. 49.

[4] Chronica monasterii S. Vincentii von P. Vincenz Aklin († 1747) : III. 699, IV. 188, im Staatsarchiv Solothurn. Freundl. Mitt. von P. Willibald Beerli, Mariastein.

[5] *Kiem M.*, Geschichte der Abtei Muri-Gries 1 (1888) 241.

[6] Archiv St. Urban, Litterae papales speciales no. 21. Freundl. Mitt. von Staatsarchivar Dr. P. X. Weber, Luzern.

[7] *Durrer Rob.*, Die Kunstdenkmäler des Kt. Unterwalden (1899), S. 160, Anm. 3. Freundl. Mitt. von Abt Dr. Leodegar Hunkeler, Engelberg.

[8] Zeitschrift f. Schweiz. Geschichte 14 (1934) 149-155. Freundl. Hinweis von P. Rudolf Henggeler, Einsiedeln.

[9] *Hartig M.*, Die Oberbayrischen Stifte 1 (1935) 23, 38, 47, 53, 59, 65, 69, 72, 79, 106, 115.

2. Die ältesten Mitren.

Von den erhaltenen Mitren geht überhaupt keine über das 12. Jahrh. hinauf [1]. Reste einer Mitra des Bischofs Amedeus († 1159) in Lausanne, wurden 1911 in seinem Grabe in der Kathedrale gefunden [2]. Die älteste ganze Mitra der Schweiz scheint diejenige von Disentis zu sein. Wie schon bemerkt, trug Abt Johannes (1371-1401) in seinem Wappen Mitra und Inful. Diesem Abte weisen auch alle Chronisten des 18. Jahrh. die Einführung der Mitra zu, so P. Moritz van der Meer († 1795), P. Ambros Eichhorn (1797) und P. Placidus a Spescha († 1833) [3]. Zu dieser Tradition paßt die heute noch erhaltene alte Mitra, die zwar einfach ist, allein doch breite Goldborten aufweist. Stilistisch dürfte sie dem 14. Jahrh. zuzuweisen sein. Es ist ein gut erhaltenes, hochgotisches Textilstück [4]. Im 18. Jahrh. war wahrscheinlich noch das zugehörige Futteral vorhanden, denn die Disentiser Mönche fanden damals in Staub und Schmutz eine lederne Infel-Hülle und zwar mit dem Namen und dem Wappen (insignia) des Abtes Johannes [5]. Heute ist dieses Futteral nicht mehr vorhanden und ging wahrscheinlich in den Kriegszeiten von 1799 zugrunde [6].

Die Mitra selbst wird heute in einem Glasschrein der Empirezeit aufbewahrt und jeweils an der St. Plaziprozession am 11. Juli herumgetragen. Noch in einer alten Prozessionsordnung von 1850, welche das Stiftsarchiv Disentis aufbewahrt, wird diese Mitra als « La gniefla de S. Sigisbert » erwähnt. Die Mitra des Abt Johannes hat durch ihr ehrwürdiges Alter sich in der Legende zur Mitra des hl. Sigisbert gewandelt.

Abt Jakob Bundi († 1614) erzählt zuerst, der hl. Sigisbert sei zu Papst Gregor d. Gr. (590-604) gezogen, um die « Confirmation deß Closters » zu erreichen. Gregor habe ihn freundlich empfangen und zum Abte des neu erbauten Klosters gesetzt, ihm auch eine Infel gegeben, die « noch heütigen Tages gezeigt und bei anderem Heiligtumb aufgehalten würdt » [7].

[1] Siehe *Braun J.*, Liturgische Gewandung (1907), S. 467.

[2] Studien aus dem Gebiete von Kirche und Kultur. Festschrift G. Schnürer (1930), S. 15 und 22.

[3] Chronicon Disertinense von *v. der Meer*, Kopie Disentis, S. 61-62 : fertur etiam antiqua traditione, abbatem hunc ex nostris omnium fuisse primum, cui concessum sit privilegium utendi mitra. Dazu *Eichhorn A.*, Episcopatus Curiensis (1797), S. 239. Spescha P. Placidus, ed. Pieth-Hager (1913), S. 12, Anm. 1 unter Berufung auf Bucelin († 1681), doch fand sich bislang in dessen Werken keine bezügliche Stelle. Über die verschiedenen Äbte Johannes siehe Zeitschrift für Schweiz. Geschichte 13 (1933) 424, 457, 460.

[4] *Curti P. N.*, Alte Mitren in der Schweiz. Anzeiger f. Schweiz. Altertumskunde 26 (1924) 116-121.

[5] Chronicon Disertinense von *P. Moritz van der Meer* († 1795), Kopie des Stiftsarchivs Disentis, S. 61-62 : Eruimus enim ex pulvere et squalore nuper thecam pro condendis mitris ex coreo confectam, quae Johannis Zani et nomen et insignia impressa prae se fert. Diese Nachrichten hat van der Meer vom Disentiser Mönch P. Augustin Porta († 1795).

[6] Nicht zur Infel gehörte jenes Elfenbeinkästchen aus dem 13./14. Jahrh., das für Reliquien bestimmt war und von dem noch eine Zeichnung von 1847 erhalten ist.

[7] *Decurtins C.*, Die Kloster-Chronik des Abtes Jacob Bundi (1888), S. 23.

Schon die Passio Placidi aus dem 12./13. Jahrh. sah den hl. Gregor als einen Zeitgenossen des hl. Sigisbert an [1]. Bundis Erzählung fand im Volke reiches Echo und zwar um so mehr, als in der damaligen Barockwelt das päpstliche Rom in hellem Lichte erstrahlte. So gab auch das Plazilied von 1685 diese Episode weiter [2]:

Il Papa soing Gregorius
Soing Sigisbert termetta:
Enten quei ruch desiert tier nus
Per nies salit perpeten.
El dat er' à soing Sigisbert,
La Gniffla sularada:
Cun quella el en quei desiert,
Hà faig Messa cantada.
Ei salven si ounc oz el gi,
Quei grond, è niebel Scazzi:
A tgi che vult sche mussen ei,
Cul Piez dil bien soing Placi.

Der große Papst Gregorius
Schickt Sigisbert mit Ehren
In diese wilde Land heraus
Den Christlich glaub zu lehren.
Ein Inful auch so diser Mann
Getragen hatt bey leben:
Hatt ihm zu Rom mit eigner hand
Gregori Papst gegeben.
Die Inful alt von der ich sag,
Thut man noch heut verehren;
Zu Disentis auff diesen Tag,
Zur Zeugnuß diser Ehren.

Deshalb ist auch heute noch in der Klosterkirche der hl. Gregor im Chore 1913-14 durch Meister Fritz Kunz gemalt worden.

Bundi († 1614) läßt den hl. Sigisbert persönlich nach Rom zu Papst Gregor I. gehen, um dort die Mitra zu erhalten. In diesem Zusammenhange ist es interessant, daß zur Zeit des Abtes Johannes (1371 resp. 1368 bis 1401) auch ein Papst Gregor auf dem Stuhle Petri saß, nämlich Papst Gregor XI. (1370-78). Konnte Bundi Abt Johannes mit dem hl. Sigisbert zusammenbringen, warum nicht auch Gregor XI. mit Gregor I.? Das ist ja überhaupt sehr naheliegend. Übrigens mußte Abt Johannes event. gar nicht nach Rom reisen, da der Papst bis 1377 noch in Avignon weilte und erst 1377-78 nach Rom zurückkehrte. Beziehungen des Bündner Oberlandes zu Avignon würden auch nicht fehlen [3].

Der besondere Anlaß zur Verleihung der Pontifikalien an Abt Johannes dürfte vielleicht die Ermordung seines Vorgängers Abt Jakob von Buchorn sein. Papst Urban V. (1362-70), der 1368-70 in Rom war, stellte dort unter dem 3. März 1368 eine Bulle aus, wonach die an der Ermordung des Abtes nicht beteiligten Leute loszusprechen waren [4]. In diesem Zusammenhange läßt sich leicht das Recht der Mitra als Sühne und Ersatz an den Abt von Disentis begreifen, um dessen Ansehen und Würde wieder ins Licht zu setzen.

Die Mitra des Abtes Johannes zeigt starke Spuren des Gebrauches. Nach gut 100 Jahren schaffte sich Abt Johannes Schnägg († 1493)

[1] Passio Placidi (ed. Rousset), in Zeitschrift f. Schweiz. Geschichte 18 (1938) 264: ecclesiam regente beatissimo papa Gregorio.

[2] *Gadola W.* in Romanische Forschungen 40 (1927) 233.

[3] Bündnerisches Monatsblatt (1933), S. 331; *Mohr Th. v.*, Regesten der Abtei Disentis (1853), Nr. 114, 122, 128; *Bertogg H.*, Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte der Kirchgemeinde am Vorder- und Hinterrhein (1937), S. 119.

[4] Jahresbericht der historisch-antiquar. Gesellschaft von Graubünden 17 (1887), Nr. 24.

eine neue an, denn Bundi († 1614) meldet von ihm : « Dieser hat die schön Infel kauft vmb 160 R(entsch) »[1]. Als der hl. Karl Borromäus 1581 Disentis besuchte, trug Abt Christian Castelberg « una mitra in capo ornatissima di gemme et perle preciose »[2]. Diese Ende des 15. Jahrh. gekaufte Mitra war also viel reicher als die bescheidene des 14. Jahrh.

Aus der Periode dieser Prachtmitren sind in der Schweiz einige erhalten. Die Mitra von Kreuzlingen stammt aus der ersten Hälfte des 15. Jahrh. und ist mit Email, Stickereien in Gold und Perlen, ja selbst mit Behängen aus silbervergoldeten Platten versehen. Sie ist ein Geschenk des Papstes Johann XXIII. anläßlich des Konzils von Konstanz gewesen (1414)[3]. Ebenfalls Perlen und Edelsteine weist jene Mitra auf, welche der französische König Ludwig XI. 1482 dem Bischof von Sitten, Jost von Silenen, zum Geschenke machte[4]. Auch die Infel des Klosters Rüti aus den ersten Jahren des 16. Jahrh. war ein prächtiges Stück und weist vier goldene Sonnen auf[5].

All diese Mitren waren bedeutend reicher und glänzender als jene Disentiser Mitra des Abtes Johannes, die aber mit ihrem ehrwürdigen Alter und lieblichen Legende alle Infeln unseres Landes als « Mitra des hl. Sigisbert » überstrahlt.

Iso Müller.

Une lettre inédite de Charles-Louis de Haller à Mgr Pierre-Tobie Yenny.

La *Revue d'histoire ecclésiastique suisse* a publié, en 1907, les lettres de Charles-Louis de Haller à Mgr Yenny, qui se trouvaient aux archives de l'Evêché, à Fribourg[6]. Toutes étaient antérieures à la conversion de l'écrivain bernois, dont l'abjuration eut lieu au château de Jetschwil, près de Fribourg, en octobre 1820. Quand les magistrats de Berne apprirent

[1] *Decurtins C.*, Die Disentiser Kloster-Chronik des Abtes Jakob Bundi (1888), S. 30.

[2] *Cahannes J.*, Die Pilgerreise Carlo Borromeos nach Disentis. SA aus der Zeitschrift f. Schweiz. Kirchengeschichte (1924), S. 14.

[3] Abbildung im Anzeiger f. Schweiz. Altertumskunde 26 (1924) 118. Dazu Lexikon f. Theologie und Kirche 6 (1934) 260.

[4] Abbildung bei *Eggs J.*, Die Geschichte des Wallis im Mittelalter (1930), S. 208.

[5] Abbildung im Anzeiger f. Schweiz. Altertumskunde 26 (1924) 117. Die heute noch in St. Maurice (Wallis) aufbewahrte sog. Mitra des Papstes Felix V. (1439-1449) ist nach freundl. Mitt. von P. Notker Curti ein Stück aus der Barockzeit (17. Jahrh.). Felix V. trug aber bei seiner Krönung wahrscheinlich die grosso Mitra des Genfer Kapitels. Darüber Stutz J., Felix V., und die Schweiz (1930). S. 48-49, 72.

[6] Albert Vogt, *Charles-Louis de Haller et sa correspondance*, RHES. 1907, p. 183 et 286.

que Haller avait passé au catholicisme, ils l'exclurent du Grand Conseil (11 juin 1821). Haller se trouvait alors en séjour à Paris ; en 1822, il s'y installa avec sa famille et il y resta jusqu'à la Révolution de 1830 [1].

La lettre qui va suivre et qu'il écrivit de Paris, le 9 juillet 1828, à l'Evêque de Lausanne et Genève, mérite d'être publiée, car elle donne des renseignements précieux sur l'activité littéraire de Haller, spécialement sur la composition de son *Histoire de la révolution religieuse ou de la réforme protestante dans la Suisse occidentale.*

Cette œuvre, commencée en 1828, l'année du troisième centenaire de la Réforme à Berne, ne fut achevée que huit ans plus tard. L'édition allemande parut à Lucerne en 1836 [2]. Haller avait rédigé lui-même la version française, qui fut publiée à Paris en 1837. « Ce n'est point là, disait-il à son ami Hurter, une traduction, mais plutôt l'original que j'avais composé [3]. » Si donc l'édition allemande précéda l'édition française, la rédaction de l'ouvrage a été commencée en français.

A deux reprises, Haller parla de cette œuvre dans sa correspondance avec Lamennais. « Je travaille maintenant, disait-il, le 16 octobre 1828, à une histoire de la Réforme protestante dans le canton de Berne et je voudrais bien m'entretenir sur ce sujet avec vous [4]. » « Je mettrais un grand prix, répétait-il à Lamennais, le 8 janvier 1829, à soumettre à votre jugement ce petit manuscrit qui est déjà fort avancé. Son principal mérite — le seul peut-être où je peux faire mieux qu'un autre — sera de faire ressortir adroitement et pour ainsi dire à chaque ligne l'identité complète de cette réforme avec la révolution moderne. C'est, ce me semble, le coup le plus mortel que l'on puisse porter au protestantisme près des rois, des grands de la terre et des hommes de bien de toutes les classes [5]. » Les biographes n'ont pas dit jusqu'ici si cet entretien des deux écrivains avait eu lieu et si Lamennais avait exercé quelque influence sur cette publication de Haller.

[1] Le Dr Ewald Reinhard a rédigé deux biographies de Haller : la première, *Karl Ludwig von Haller. Ein Lebensbild aus der Zeit der Restauration*, Görres-Gesellschaft 1915, 2, Köln 1915 ; la seconde (citée Reinhard II), *Karl Ludwig von Haller, der « Restaurator der Staatswissenschaft »*, Münsterer Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Abhandlungen XVI, Munster, 1933. Reinhard se plaint dans la préface de ce dernier travail, p. X, qu'aucun article n'ait été consacré à Haller dans la *Sammlung bernischer Biographien ;* cette assertion est fausse : la biographie de Charles-Louis de Haller, rédigée par E. Blösch, se trouve dans le vol. II, Bern, 1889, p. 310-317. La biographie la plus récente de Haller, due à la plume de Kurt Guggisberg, a paru dans *Die Schweiz im deutschen Geistesleben*, Bd. 87-88 (1938) ; elle n'a apporté aucun détail nouveau.

[2] Le titre allemand est : *Geschichte der kirchlichen Revolution oder protestantischen Reform des Kantons Bern und umliegender Gegenden*, Luzern 1836.

[3] Emmanuel Scherer, O. S. B. : *Briefe Karl Ludwig von Haller's an David Hurter und Friedrich von Hurter*, Beilage zum Jahresbericht der Kantonalen Lehranstalt Sarnen 1913-1914, Sarnen, 1914, p. 43.

[4] Henri Flamans-Aebischer, *Deux conversions sensationnelles à Fribourg, il y a cent ans.* « Nouvelles Etrennes Fribourgeoises », 1925, p. 15.

[5] L'original de cette lettre se trouve aux Archives de l'Evêché, à Fribourg et m'a été communiqué par Mgr Waeber, Vicaire général du diocèse.

Paris, ce 9e juillet 1828 [1].

Monseigneur,

Je regarde comme un ordre reçu de Dieu l'invitation que vous m'adressez par votre lettre du 21 juin de contribuer à détruire ou à atténuer l'effet qu'ont pu faire les pamphlets protestants répandus à l'occasion de la triste fête qu'on vient de célébrer à Berne [2]. Seulement il m'a semblé qu'il ne faut pas se borner à réfuter quelques brochures et à paraître ainsi comme un accusé qui se justifie, mais qu'il convient de parler plutôt en maître, en supérieur, en juge et de réduire ainsi nos adversaires à la défensive ou au silence. C'est pourquoi, pressentant les intentions de Votre Grandeur, je travaille depuis trois mois à un *Précis historique, authentique et complet de la Réforme protestante du canton de Berne* [3] et de ses suites, qui formera un volume de 200 à 300 pages. Les réflexions, les comparaisons avec les révolutions modernes y sont incidemment mêlées aux faits, de manière qu'elles fassent plus d'effet. Je suis déjà à la centième page de mon manuscrit et parvenu à l'année 1532, ayant terminé l'examen des actes du Synode de 1532 où je fais ressortir l'embarras de son rédacteur (Capiton) et ses innombrables contradictions. J'ose me flatter que cet examen piquant et fidèle renfermera un grand fond d'instruction pour les protestans. Il ne me reste plus à ajouter que l'introduction du protestantisme dans le pays de Vaud, l'influence qu'il a exercée dans toute l'histoire de Berne jusqu'à nos jours et de terminer le tout par quelques réflexions sur le mal que cette prétendue réforme a fait aux Bernois sous le rapport religieux, moral, politique et même sous celui de leur existence temporelle. J'espère ainsi, qu'après les avoir souvent fait rire dans le cours de l'ouvrage, je finirai par les faire pleurer et que la joye factice du Jubilé sera suivie de larmes salutaires.

Je me nommerai comme auteur de cet ouvrage et je me propose même, ainsi que j'en ai eu l'idée devant Dieu, de le dédier à LL. EE. du petit et grand Conseil de Berne [4], parce que, d'une part, il est fait sans aigreur et sans rancune personnelle et que, de l'autre, cette dédicace est un moyen infaillible de le faire lire par ceux qui en ont le plus besoin et d'empêcher peut-être qu'on ne le prohibe comme un libelle. Sous ce rapport, il n'y a pas de mal que ce livre ne paroisse que quelques mois après le Jubilé protestant ; les passions seront alors calmées, l'amour-propre ne sera plus blessé ; plutôt *(sic)*, on l'eût regardé comme un écrit inspiré par la vengeance et la passion.

Quant aux brochures protestantes, dont Votre Grandeur me parle, M. d'Horrer [5] a eu la complaisance de me les envoyer presque toutes et

[1] Original aux Arch. Etat Fribourg, *Geistliche Sachen*, n° 1916, 4 p. 18 × 23,5 cm. autographe.

[2] Les fêtes de troisième centenaire de la Réforme protestante, célébrées à Berne, du 1er au 3 juin 1828.

[3] Le titre fut légèrement modifié dans la suite.

[4] Haller renonça à ce projet ; l'œuvre n'est dédiée à personne.

[5] Le chevalier d'Horrer était, en 1828, secrétaire à l'ambassade française

j'en rendrai peut-être compte dans un appendice. Il ne me manque que quelques chansons composées par des libéraux tels que les professeurs Hünerwadel [1], von Wyss [2] et le diacre Baggesen [3].

En attendant, j'ai adressé au *Mémorial catholique*, quoique sans me nommer, un article sur le Jubilé protestant de Berne ; il paroîtra probablement dans le numéro de juin qui n'est pas encore distribué [4].

L'*association pour la défense de la religion catholique* [5] ne manque ni de zèle ni de fonds, mais il me semble qu'elle n'est pas habilement organisée et que par timidité on ne lui donne pas assez d'étendue. Votre Grandeur pourra facilement y être associé pour dix francs par an et peut-être que ce seroit un moyen d'obtenir des secours pour la composition d'un livre ou pour quelque autre but utile. Je me chargerois au besoin d'en parler aux directeurs qui sont tous de mes amis.

La *Gazette de France* [6] a enfin inséré l'article que je lui avois adressé il y a plus de quatre mois sur le Pensionnat de Fribourg et la *Gazette de Lyon* vient de le copier. J'en ai envoyé un autre avec le prospectus à la *Quotidienne* [7] mais qui n'a pas encore été reçu. Je prie Votre Grandeur de dire cela à M. de Boccard [8], en lui présentant mes hommages.

Ma femme, quoique encore malade de corps, est très attachée à ses nouveaux devoirs [9]. Plus elle avance dans la religion catholique, plus elle éprouve de satisfaction et de consolation. Tout ce qu'elle désire encore

de Berne (*Repert. Absch. eidgen. Tagsatzungen* 1814-1848, II, p. 1066). Il fut le traducteur français de l'œuvre principale de Haller, *Die Restauration der Staatswissenschaft*. (Reinhard, II, p. 88.)

[1] Samuel Gottlieb Hünerwadel (1771-1848), membre du Conseil d'Eglise et professeur à Berne (*Sammlung bernischer Biographien*, IV, p. 67).

[2] Johann Rudolf von Wyss (1781-1830), professeur de philosophie à l'Académie de Berne, depuis 1803 (*Dict. Hist. Biogr. Suisse*, VII, p. 394).

[3] Karl Albrecht Reinhold Baggesen (1793-1873), curé de Berne. Baggesen était un parent de Haller ; son père, le poète danois Jens Baggesen, avait épousé Sophie de Haller. (Rytz, *Carl A. R. Baggesen, Pfarrer am Münster zu Bern*. Basel, 1884.)

[4] Paru dans le *Mémorial catholique*, t. IX, 1828, pp. 384-388.

[5] Le programme et les statuts de cette association, qui avait son siège à Paris, sont publiés dans le *Mémorial catholique*, t. IX, 1828, pp. 275-284. Voir aussi Lamennais, *Correspondance. Œuvres posthumes*, publiées par E. D. Forgues, Paris, 1863, I, pp. 78 et suiv.

[6] Le plus ancien des journaux français, fondé par Renaudot en 1631 (Eugène Hatin, *Biographie historique et critique de la presse périodique française*, Paris, 1866, pp. 3-10).

[7] Feuille royaliste qui parut à Paris de 1792 à 1847 (Hatin, *op. cit.*, pp. 234-235).

[8] Hubert de Boccard, de Jetschwil, était membre de la commission qui fit construire le Pensionnat des Jésuites, de 1826 à 1827 (A. de Rœmy, *Mémoires pour servir à l'histoire du canton de Fribourg*, 1796-1866, Fribourg, 1869, p. 145). Reinhard, II, p. 100, note 120, affirme faussement que la famille de Boccard est actuellement éteinte.

[9] Catherine de Watteville, née le 12 mai 1780, avait épousé Haller le 25 août 1806 ; elle s'était convertie au catholicisme le 3 avril 1828, après de très rudes combats intérieurs (Reinhard, II, p. 145).

dans ce monde c'est de venir s'établir soit à Fribourg, soit à Soleure et je pense moi-même à réaliser ce dessein aussitôt que mon fils aîné [1] sera placé et que je trouverai à acheter une maison ou une campagne convenable [2].

Je termine, Monseigneur, en vous priant d'agréer l'hommage renouvellé *(sic)* du profond respect avec lequel je suis

de Votre Grandeur

Le très humble et très obéissant serviteur,

Ch^s L^s de Haller.

[1] Charles-Louis, né le 20 avril 1807 (Reinhard, II, p. 52).

[2] Deux jours après l'envoi de cette lettre, le 11 juillet 1828, Haller partait pour Soleure ; le 15 juillet, il y achetait une maison, hors de la porte de Bâle. Il l'habita de 1830 à sa mort, qui survint le 20 mai 1854 (Reinhard, II, pp. 144, 154 et 207).

Jeanne Niquille.

Die St. Jakobsbruderschaft in Münster, Goms.

Der brüderliche Gemeinsinn der Christen, nach dem Worte des Heilandes : *Omnes autem vos fratres estis* (Mt. 23, 86) offenbarte sich seit den Zeiten der Urkirche in maßgebender Weise im Leben der Gläubigen und führte bald zu entsprechenden karitativen Schöpfungen und Einrichtungen der verschiedensten Art. Letztere treten besonders im Mittelalter, seit den Zeiten der Kreuzzüge, in allen Gegenden des christlichen Abendlandes als ein charakteristisches Merkmal des religiösen Gemeinschaftslebens hervor und bezogen sich auf die verschiedensten Lagen und Bedürfnisse des sozialen Lebens dieser Epoche, immer mit ausgesprochen religiösem Einschlag. Die zahlreichen für solche Zwecke im Geiste Christi gebildeten freien Vereinigungen erhielten vielfach den Namen « Bruderschaften » und ihre Mitglieder bezeichneten sich als « Bruder ». Die Religion war Triebfeder und religiöse Übungen Inhalt und Umrahmung : Durchwegs entstanden die Bruderschaften, auch die im weitesten Sinne diesen Namen trugen, mit Unterstützung und unter Zustimmung der kirchlichen Behörden ; sie hatten einen religiösen Zweck und wollten im Hinblick auf diesen Zweck tätig sein zum Wohle des einzelnen Bruders, der Bruderschaft oder der Allgemeinheit (Pfarrei, Gemeinde, Christenheit). Und mochten sie Bruderschaften, Innungen, Zünfte und später Vereine und dgl. genannt werden, der Stiftungsbrief und die Satzungen zeigen die religiöse Weihe : Verehrung des Schutzheiligen, gemeinsame Andachten, gegenseitige Unterstützung, besonders in Gebet und Fürbitte vor und nach dem Tode. Bruderschaftsfest, Opfer für Seelenmessen und fast ausnahmslos ein ewiges Jahrzeit in einer bestimmten Kirche, an einem bezeichneten Altare (Anniversarium) sind geradezu allen mittelalterlichen Vereinigungen eigen, sogar unsere Schneider-, Schuster-, Metzger-, Schmiede-, Kaufleute-, Schreiner-, Maurerbruderschaften, die natürlich besser Zünfte

hießen, aber neben « tribus » (Zünfte) gar oft « confratria et confraternitas » (Bruderschaft) genannt wurden und ihre Vettern noch in den bestehenden « Schützenbruderschaften » mit ihren « Schützenbrüdern » und sogar in den Wasserleitenbruderschaften — von Osterlamm- und Dreikönigsbruderschaft zu schweigen — bis heute erhalten sehen.

Papst Clemens III. hatte 1189 den Orden (die Bruderschaft) der « Brückenbrüder » bestätigt. Ohne Gelübde hatten sich Ritter, Mönche und Arbeiter unter Großmeistern zusammengetan, um Pilgern und Wanderern Wege und Stege gangbar zu machen. Mit ihnen teilten Ideal und Einrichtung die Hospitalbrüder, die im Jahre 1127 zuerst erwähnt werden, und die ihre gemeinsame Nächstenliebe durch Schutz der Reisenden ausübten ; ihr Mutterhaus war in Lucca : das Pilgerhaus S. Giacomo dell Alto Passo. So erhielten sie den Namen « Jakobusbrüder ». Papst Pius II. fand aber 1459 für gut, die Brückenbrüder und die Hospitalbrüder mit den Bethlehemiten unter einem rechten Kreuzfahrernamen, St. Jakobsbrüder, zu vereinigen. Doch für Frankreich verzog sich das Wirken der St. Jakobsbrüder in spätere Jahrhunderte. Philipp der Schöne hatte um 1300 das Hospital de St.-Jacques du Haut Pas (Übersetzung des « Alto Passo » in Lucca !) gegründet ; wie ihren Brüdern in Italien, so war auch ihnen allmählich ein ansehnlicher Reichtum durch fromme Zuwendungen zugeflossen. Ihr Besitz wurde unter Ludwig XIV. 1672 dem St. Lazarusorden zugewiesen. Ihre Bruderschaft schien damit erloschen.

Auch in der Schweiz bestanden Häuser dieser Hospitaliter vom hl. Jakobus und Jakobusbruderschaften. Während aber, z. B. in Luzern, die St. Jakobsbruderschaft nirgends verurkundet, den Forschern unbekannt ist, lebt sie in dem alten Zünftenheim Basel in der Urkundenwelt. Sie wird daselbst unter den « Laien-Bruderschaften, deren Glieder nicht alle zugleich Berufsgenossen sind », aufgezählt. (*R. Wackernagel*, Bruderschaften und Zünfte z. Basel im M. A., Basler Jahrbuch 1883, S. 220 ff.) Es gab in Basel eine St. Jakobsbruderschaft im Siechenhaus und eine zweite bei St. Leonhard. Während die Bruderschaft des Krankenhauses sich zumeist den Aussätzigen widmen wollte, scheint die St. Jakobsbruderschaft am St. Leonhardstifte wohl der St. Jakobsbruderschaft in Goms geglichen zu haben. « Die Elende Bruderschaft des hl. Jakobus des Zwölften » in dem würdigen Gotteshaus St. Leonhard zu Basel war die Bruderschaft der « Elenden » (Ausländer !), also der Fremden, der Heimatlosen, der Fahrenden, der Bettler usw., und damit die Innung jener Barmherzigen, die Wallfahrer, Reisende, Landfahrende pflegten, « die Fremden beherbergten ». Sie hatte Haus und Scheune und Besitz auf dem Kahlenberg und steuerte an den Unterhalt des Gotteshauses des hl. Leonhard jährlich 5 Gulden. Der Stiftungsbrief sah eine gegenseitige Kranken- und Notversicherung der Genossen vor, ohne jedoch das Gemeinvermögen heranzuziehen : « Ware es der Fall, daß jemand von dieser Bruderschaft, er sei Schwester oder Bruder, in dem Land im Elend, Krankheit oder Armut erfunden würde, dem soll sein Mitbruder oder Schwester zu Hilfe kommen mit zwei Schillingen zu Ehr und Lob des hl. Jakobus » (Ordnung von 1480) :

Eine Laienbruderschaft auf ganz religiösem Boden mit dem erkenn-

baren Leitsatz : « Wer den Geringsten meiner Brüder in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf » (Mt. 18, 5) ; « et suscipite infirmos (nehmt euch der Schwachen an) » (I Thes. 5, 10) !

Im Wallis wird der alte Spittel auf dem Simpelberg, die Herberge des hl. Jakobus, stark an die St. Jakobsstiftung von Basel erinnern, d. h. an die christliche Barmherzigkeit gegen dürftige oder leidende Wanderer.

Und so dürfte auch die St. Jakobsbruderschaft an der ehrwürdigen Liebfrauenkirche von Münster an Herbergstiftungen erinnern. Das Grimselhospiz, 1397 erstmals genannt, diente einem ähnlichen Zwecke. Die vielbenutzte Handelsstraße, die den Norden mit dem Süden verband, von der Grimsel her über Obergesteln (auch Ulrichen), wo das Warenhaus (Suste) stand, zum Handelsdorf « Loch » und hinein über den Gries- und Nufenenpaß weiterging, mag an eine Herbergestiftung im Herzen von Obergoms zugunsten von Wallfahrern, Kaufleuten und andern landfahrenden Leuten ernsthaft gemahnt haben. Über diese Bruderschaft liegen neben Rechnungen wenig schriftliche Weistümer vor. Doch das « Erkenntnisbuch » der Pfarrei Münster (Archiv D 130) und ein Beschluß vom 25. Mai 1856 der Bruderschaftsvertreter geben befriedigenden Aufschluß :

1. Die Bruderschaft ist nach dem hl. Apostel Jakob, dem Ältern, benannt, hat 1573 eine mit 14 Pf. berechnete Stiftung gemacht zu einem Jahrzeit an der Liebfrauenkirche in Münster mit einem Jahreszins von 14 Schilling. Das ist ein gehöriger Stiftungsbrief des Anniversariums, für das ein Landstück » in der Honey » eingesetzt wird. Pfr. Christian Jergen nimmt die Stiftung für sein Gotteshaus entgegen vom Bruderschaftsvogt (Procurrator) Egidius Müller von Ulrichen. Die Stiftung geschieht in Obergesteln im Hause einst J. Schmidts und sieht vor, daß, wenn im schlimmsten Falle das Jahrzeit nicht mehr sollte gehalten werden, die Stiftungssumme mit den Zinsen an die Armen auszuteilen wäre (S. 17).

2. 1586 stellen Moritz Borter und Anton Lochmatter dem Bruderschaftsvogt (procuratori confratriae Divi Jacobi) Adrian Jergen eine Schuldanerkennung über 11 Pf., zu 5 % zinsbar (11 Schilling jährlich), aus und geben Satzung auf ein Grundstück in Reckingen (S. 54).

3. 1856 beschließen die versammelten Präsidenten, am Jahrzeitstag habe jeder Bruder in seiner Gemeinde zu opfern, und der Gesamterlös des Opfers sei dem Pfarrer von Münster einzuhändigen.

Mit Zuhilfenahme der noch bestehenden Verhältnisse der St. Jakobsbruderschaft in Münster läßt sich über diese Bruderschaft zusammenfassend folgendes sagen :

1. Sie ist eine sog. Laienbruderschaft auf religiösem Boden, die bestrebt war, den christlichen Gemeinsinn vorab an bedürftigen Wanderern, auch an verlassenen Fremden und Armen zu üben, die ihr gemeinsames Jahrzeit sicher seit 1573 hatte und auch an die Kirche von Münster ein freies Opfer (1856), seit 1879 (Visitatsurkunde) die Kerzen für die Lampe (Leuchter !) vor dem St. Katharinaaltar beisteuerte.

2. Sie fällt nicht unter die Bestimmungen des Kirchenrechts J. C. 707, 708 ff. in unmittelbarer Weise ; denn das Gewohnheitsrecht steht seit wenigstens 1573 ohne Ausnahme außer dem Bereich der kirchlichen

Behörden und weist wohl auf eine Laienbruderschaft in dem früher erklärten Sinne zurück (Nr. 1).

3. Der Stiftungszweck und die 1573 bei Stiftung des Jahrzeites gesetzte Klausel — allfällig sei der Betrag den Armen auszuteilen — lassen am Vermögen und dessen Verwendung sicher einen gemischten Charakter wahrnehmen : *Der Zweck bleibt Übung des christlichen Gemeinsinns durch Werke der Barmherzigkeit und der Unterstützung des Hauses Gottes.*

Dr. L. Meyer.

REZENSIONEN — COMPTES RENDUS

Etudes et documents inédits sur la Réformation en Suisse romande. Lausanne, imprimerie La Concorde, 1936.

Sous ce titre, on a réuni divers articles parus dans la *Revue de théologie et de philosophie.*

M. Charles Gilliard s'est attaché à retracer l'histoire des débuts de la réforme protestante dans le Pays de Vaud, en général, et dans la ville de Lausanne, en particulier. Tout n'est pas neuf dans cet exposé qui se présente trop modestement comme un complément de l'histoire d'Henri Vuilleumier ; mais l'éminent historien vaudois utilise une série de documents tirés des Archives de Turin, lettres du duc de Savoie et rapports de ses agents, qui révèlent l'attitude du prince et de son entourage, comme aussi celle de l'évêque de Lausanne, en présence de la pénétration des idées nouvelles dans le Pays de Vaud.

Il ressort, en particulier, de l'étude de M. Gilliard que Berne, après l'adoption de la réforme en 1528, entreprit systématiquement la conquête spirituelle de toute la Suisse romande. Cet apostolat était inspiré sans doute par le zèle religieux ; il s'y mêlait aussi pas mal d'ambition politique. Les agents les plus avisés du duc de Savoie considéraient la conquête religieuse comme le prélude de la conquête politique.

Leurs Excellences de Berne se faisaient d'ailleurs des illusions sur le prétendu désir qu'auraient eu les Vaudois « d'ouïr la Parole de Dieu ». Dans sa grande majorité, la population ne nourrissait aucune sympathie pour la réforme. Certains individus critiquaient, non sans raison, la conduite d'une partie du clergé, sans songer à abandonner la foi traditionnelle ; d'autres, « pour avoir liberté », c'est-à-dire pour se débarrasser de la domination temporelle de l'évêque ou du duc de Savoie, regardaient du côté de Berne.

Souverains et sujets avaient peur d'une intervention bernoise. Tous s'efforçaient de ne pas irriter l'Ours dont ils craignaient la griffe. Mais l'influence bernoise ne se fit sentir d'une manière durable qu'à Lausanne

et à Payerne, ces deux villes étant combourgeoises de Leurs Excellences. En 1530-1531, la réformation suscita une certaine curiosité dans le Pays de Vaud et elle y rencontra quelques sympathies ; encore ne faut-il pas prendre à la lettre les rapports pessimistes de certains agents savoyards qui exagéraient manifestement le danger. Mais, jusqu'en 1536, les idées nouvelles trouvèrent peu d'écho dans le peuple vaudois.

C'est la conclusion à laquelle arrive M. Gilliard après l'examen consciencieux des documents tirés des Archives de Turin. Son étude, strictement historique, donne plus de satisfaction intellectuelle et fait preuve de plus d'impartialité que celle de Vuilleumier qui a trop tendance à mêler à l'histoire ses conceptions religieuses et théologiques.

M. Arthur Piaget publie deux « Mémoires » sur la réformation à Orbe. Une brève introduction résume la situation créée dans le bailliage commun par la coexistence des deux cultes. L'histoire des luttes religieuses à Orbe a été retracée dans les Mémoires du Grand Banderet auxquels les deux documents découverts par le savant archiviste de Neuchâtel ajoutent quelques renseignements de détail fort intéressants.

Les « Articles du synode de Neuchâtel », édités par M. Henri Meylan, se rapportent à la vie des communautés réformées d'Orbe, de Payerne et Corcelles, de Grandson, de Neuchâtel et de Moutier-Grandval. Ils furent rédigés par les prédicants réunis à Neuchâtel au mois de mai 1534. Les plaintes formulées par les pasteurs laissent entendre que les débuts de « l'évangélisation » ne furent point faciles. Un peu partout, les magistrats, même un Jost de Diesbach, bailli d'Echallens, authentique Bernois, ne manifestèrent aucune bonne volonté à l'égard de la foi nouvelle et de ses propagateurs. En conséquence, les prédicants se voyaient contraints de solliciter l'intervention de Leurs Excellences de Berne.

Les Lettres publiées par Gabrielle Berthoud furent écrites à Genève — une peut-être à Lausanne — le 31 juillet 1538 par des réformés français de la région de Bordeaux, réfugiés en Suisse. Le porteur des missives fut arrêté à Lyon ; on ignore tout de son sort. Ces lettres n'ont guère d'intérêt pour l'histoire de la réformation dans notre pays ; elles sont surtout révélatrices de l'état d'esprit des réfugiés.

Le recueil se termine par la publication d'une conférence faite aux Amis de la pensée protestante, à Lausanne, le 5 février 1535. Elle est intitulée : « La part de l'Eglise réformée dans la formation du Pays de Vaud ».

Ce titre ne me paraît pas convenir très heureusement au contenu du travail de M. Frank Olivier. L'auteur veut soutenir que l'unité politique du Pays de Vaud s'est faite en fonction de son développement religieux et que le pouvoir civil n'a pas eu d'auxiliaire plus efficace que l'Eglise réformée. C'était bien, en effet, pour assurer leur conquête que les Bernois avaient imposé leur religion au territoire conquis. Ils ne tolérèrent jamais que les pasteurs agissent à l'encontre des ordonnances souveraines. L'Eglise vaudoise fut complètement soumise à Leurs Excellences qui réprimèrent durement toute velléité d'émancipation, même théologique. Dans ce sens, on peut dire que l'Eglise réformée travailla à l'unification du Pays de Vaud. Mais qu'était cette unification ?

M. Frank Olivier s'est surtout attaché à démontrer, par quelques faits, la sincérité de l'attachement des Vaudois à la nouvelle foi. Il oppose cette conviction profonde à la croyance superficielle du peuple naguère catholique dont la foi « consistait simplement à dire oui et *amen* à tout ce que lui prescrivait l'Eglise ».

Il y a là une vue un peu simpliste des choses. Les réformés, sujets de Berne, n'étaient pas plus libres dans le choix de leurs croyances que les catholiques soumis au Pape ; la liberté était dans les proclamations mais fort peu dans les actes. Pour appliquer leurs ordonnances, Leurs Excellences employaient d'autres armes que la persuasion. Il n'est pas juste non plus de prétendre qu'avant la réforme tout était « désordre, incurie, abandon progressif », que les catholiques étaient tous « tièdes et insignifiants ». Il est faux d'affirmer qu'après trente ans de domination bernoise le Pays de Vaud fut entièrement converti à la foi nouvelle et moralement changé. Les résistances profondes furent nombreuses ; elles n'osèrent guère se manifester à l'extérieur, il est vrai, et ce fut grand dommage. Mais les innombrables ordonnances bernoises ont plus fait que le désir « d'ouïr la Parole de Dieu » pour imposer par la force la foi nouvelle à des populations qui ne se montrèrent jamais enthousiastes de l'ordre nouveau.

Il y a beaucoup d'affirmations qui mériteraient d'être relevées et corrigées dans la conférence de M. Frank Olivier. Il est regrettable que cette étude, qui renferme beaucoup d'inexactitudes historiques et trop de jugements sommaires, ait été jointe à des publications d'une réelle valeur scientifique et d'une réjouissante impartialité.

Romain Pittet.

Johannes Mabillon und die Schweizer Benediktiner. Ein Beitrag zur Geschichte der historischen Quellenforschung im 17. und 18. Jahrhundert. Von Dr. P. Gall Heer O. S. B., Engelberg. xv-469 SS. Verlag Leobuchhandlung St. Gallen.

Es berührt fast etwas eigenartig, daß unsere schweizerischen Benediktinerkloster, außer Muri, noch keine vollständige und befriedigende Stiftsgeschichte besitzen. Wir haben freilich zahlreiche Teilarbeiten, und besonders viel Material steckt in den Profeßbüchern von P. Rudolf Henggeler, die aber diese Lücke doch nicht zu füllen vermögen.

Es ist P. Gall Heer hoch anzurechnen, daß er in diesem umfangreichen Werke nicht nur die Beziehungen zwischen Mabillon und den schweizerischen Benediktinerklostern darlegte, sondern weit darüber hinaus eine eigentliche Geschichte der benediktinischen Studien in den Schweizer Klöstern schrieb und durch die Verarbeitung und die Zusammenstellung aller Arbeiten, die in zwei Jahrhunderten über einheimische Ordensgeschichte geschaffen wurden, eine Aneiferung gegeben hat, nicht hinter den Vorfahren zurückzustehen.

Da außer der Monographie von Suitbert Bäumer (1892) noch keine deutsche Lebensbeschreibung Mabillons besteht, ist es dankenswert, daß Heer in einem Einleitungskapitel mit der Geschichte der französischen

Kongregation von St. Maurus und mit Mabillon, dem « Fürsten der Mauriner », bekannt macht, der durch seine quellenkundlichen Forschungen, namentlich sein Werk « De Re Diplomatica » der Vater der Urkundenforschung geworden ist.

Der I. Abschnitt (S. 27-97) behandelt klösterliches Leben und gelehrtes Streben bei den Schweizer Benediktinern des 17. Jahrhunderts. Nach einem Abriß über die Gründungsgeschichte (1602) und Entwicklung der schweizerischen Benediktiner-Kongregation folgt die Vorgeschichte der neun Abteien. Manche, namentlich größere Abteien zeigten seit 1600 ein schönes wissenschaftliches Streben, wenn auch keine großen und überragenden Gelehrten genannt werden können. Von Abt Pius Reber in St. Gallen (1630-54) ist der Ausspruch überliefert : « Ich will im Kloster lieber den Teufel in Menschengestalt als einen Mönch ohne Bildung ». Um tüchtige Hebräisten zu erziehen, ließ er in Arbon sogar zwei Patres durch Juden unterrichten. Er ist auch der Gründer der Stiftsdruckerei. Eine gemeinsame Kongregationsschule bestand nicht, jedes Kloster hatte seine Hausschule. Die eigentliche wissenschaftliche Bildung holten die Mönche meistens bei den Jesuiten. Von Klosterhistorikern sind für diese Zeit zu nennen : in St. Gallen Jodokus Metzler, in Einsiedeln Christoph Hartmann, der Verfasser der « Annales Heremi » ; für Pfäfers hatte Konrad Stöcklin aus Muri die « Antiquitates Fabarienses » verfaßt, und Karl Widmer wurde « berühmt » durch seine Urkundenfälschungen. Für Disentis gilt die ganze Zeit hindurch : « Inter arma silent musae ». Muri stand inbezug auf die historische Wissenschaft an der Spitze mit Abt Dominik Tschudi, der die « Origo et Genealogia ... comitum de Habsburg » schrieb. Trotz dieser wenigen Namen stellt Heer mit Recht fest : es herrschte ein tätiges, reges geistiges Leben, das infolge verschiedener Verumständungen sich aber nur wenig wissenschaftlich, vor allem historisch schriftstellerisch auszuwirken vermag. St. Gallen zählte 1654 unter 47 Patres 6 Doctores iuris canonici ! Für den guten Stand der Ordensdisziplin spricht, daß in jener Zeit die größern Klöster wie St. Gallen, Einsiedeln und Muri an schweizerische und deutsche Klöster Mönche abgeben konnten. Einzelne Abteien hatten ein schweres Schicksal ; so starb in Engelberg der Konvent 1548 und 1574 bis auf einen Pater aus.

Das war die Situation, als Mabillon 1683 seine Reise durch die Schweizer Klöster unternahm und in ihnen außerordentlich viel Wertvolles für seine Werke gewann (S. 98-296). Er hat einige Jahre später diese Reise in seinem Iter Germanicum anschaulich beschrieben. (Deutsch herausgegeben im Taschenbuch der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau 1900.) In Muri, wo der spätere große Abt Plazidus Zurlauben sein Führer war, interessierten ihn besonders die heute noch umstrittenen Acta Murensia. Weniger groß war die Ausbeute in Einsiedeln, wo der große Theologe Augustin Reding den Abtstab innehatte ; in Fischingen fand er « einen überaus frommen Abt (Joachim Sailer) und eifrige Mönche, aber fast keine handschriftlichen Quellen ». Um so reicher entschädigte ihn St. Gallen. Mabillon verdanken wir die erste Veröffentlichung des sog. Idealplanes des Klosters St. Gallen. In den « Vetera Analecta » und

den « Annales » ist denn auch keine Handschriftensammlung mit so reichen und bedeutenden Quellen vertreten wie jene St. Gallens (S. 105). Er machte auch die Bekanntschaft mit Cölestin Sfondrati, dem spätern Abt und Kardinal, mit dem er bis zu dessen Tode einen freundschaftlichen Briefwechsel unterhielt. In den Unterkapiteln werden zuerst die Vermittler von Mabillons Briefwechsel mit der Schweiz genannt : es sind Abt Augustin Reuti von Beinwil, besonders aber P. Georg Geisser, der Prior des Schwarzwald-Klosters St. Georg bei Villingen, der ihm direkt und indirekt gewaltiges Material vermittelte. Dann werden die Beziehungen zu den schweizerischen Klöstern erörtert ; sehr ausführlich seine Funde in den neun Klöstern zur Kirchen-, Welt- und Ordensgeschichte.

Und die Wirkung (S. 297-404) ? Die blieb leider fast ganz aus. Wohl standen Mabillon und die Mauriner noch lange in Briefwechsel mit den Schweizern und erhielten von diesen Auszüge und Abschriften von Manuskripten. Auch der Wunsch des Mabillon-Freundes Prior Geisser, das Beispiel der spanischen und französischen Benediktiner nachzuahmen und eigene Ordenshistoriker zu bestimmen, erfüllte sich nicht. « Keine Abtei kann sich über eine große Zahl umfassender geschichtlicher Arbeiten ausweisen, wie sie uns in Paris, in St. Blasien oder Regensburg begegnen ». « Für mehr als einen Forscher oder dessen auftraggebenden Abt war eher der barocke Zug nach repräsentativer Herausstellung des Klosters und seiner Vergangenheit maßgebend und der Drang, hinter andern nicht zurückzustehen, nicht selten auch das Bedürfnis, gegenüber Angriffen von geistlicher und weltlicher Seite die erworbene Rechtsstellung möglichst eindrucksvoll zu dokumentieren » (404). Wohl waren fast in jedem Kloster ein oder zwei Annalisten und Chronisten an der Arbeit, die im Sinne Mabillons arbeiteten, so in St. Gallen vor allem P. Pius Kolb. Dieser war der geistige Vater und Lehrer der beiden St. Galler Historiker P. Nepomuk Hauntinger und Ildefons von Arx, die bewußt oder unbewußt vor allem in ihren theoretischen und praktischen Interessen an der Diplomatik in der Gefolgschaft Mabillons stehen. Auch in Einsiedeln kam es nicht zu großen Arbeiten, wenn auch die reichen Schätze von Bibliothek und Archiv eine sorgfältige Pflege erfahren. Einsiedeln erlebte damals die Hochblüte des Barock. Muri zeitigte einige historische Arbeiten wie « Murus et Antemurale », und eine Generation später unternahm P. Fridolin Kopp die Ehrenrettung der Acta Murensia gegen die Angriffe des St. Blasianers Marquard Herrgott in seinen « Vindiciae » (1750). P. Leodegar Mayer verfaßte ungefähr gleichzeitig die Fortsetzung der Annales von 1693-1750, noch 150 Jahre später eine Hauptquelle für Kiems Stiftsgeschichte über jene Zeit. Erwähnt sei, daß Muris Bibliothek damals nicht weniger als 15 000 Bände aufwies. In Engelberg trug P. Ildefons Straumeyer, der Mabillon als seinen Führer bezeichnete, seine umfangreichen und bedeutenden Annalen zusammen, in Mariastein schuf P. Vinzenz Acklin eine 17 bändige Klosterchronik, eine zuverlässige Quelle für eine künftige Klostergeschichte. Die höchste Stufe historischer Wissenschaft aber erstieg das Kloster Rheinau — 1714 verlangte Abt Gerold Zurlauben von den Fratres, daß sie in der Regel während der Rekreation nur griechisch sprächen ! —

durch P. Moritz Hohenbaum Van der Meer (1718-91), den man ehrend den schweizerischen Mabillon genannt hat. Er brachte es auf 100 geschichtliche Arbeiten und 38 Bände Miscellanea und unterhielt dazu einen ausgedehnten wissenschaftlichen Briefwechsel, besonders mit Abt Martin Gerbert von St. Blasien und General Zurlauben in Zug.

In einem Schlußkapitel (S. 405-438) geht Heer den Gründen dieses Versagens nach. Mabillon hatte der Schweiz, besonders St. Gallen, sehr vieles zu danken, und was er aus Schweizerquellen aufgenommen hat, ist vielfach heute noch brauchbar. Die Schweizer wiederum haben ihm zu danken, daß er ihre Vergangenheit in seinen Annalen zum erstenmal einer weitern Öffentlichkeit dargelegt hat und ihre Aufmerksamkeit auf ihre Bücher- und Archivschätze lenkte. Wissenschaftliche, besonders methodische Anregungen gingen von ihm aus und wirkten noch recht spät nach, ohne allerdings außer Van der Meer überragende Forscher hervorzubringen. In den meisten Klöstern herrschte jedoch eifrige Tätigkeit mit religiösen und künstlerischen Bestrebungen. Für das Fehlen bedeutender geschichtlicher Leistungen macht Heer verantwortlich die lange nachwirkenden Schäden der Reformationszeit. Die damalige Erschütterung der rechtlichen Verhältnisse bedingte auch später noch die Abwehr von kirchlichen und weltlichen Übergriffen, z. B. in St. Gallen im Toggenburger Kriege und in den Jurisdiktionskonflikten mit Konstanz. Die jesuitische Schulung der Patres wirkte sich ebenfalls nicht günstig aus, da die « Ratio studiorum » des Jesuitenordens direkt geschichtsfeindlich war. Ein großer Mangel war ferner das Fehlen einer Kongregations-Ordensschule. Im Gegensatz zu den Mauriner-Klöstern, die eine Zentralorganisation verband, war die schweizerische Kongregation nur locker aufgebaut. Vielleicht verdanken wir es diesem Umstand, daß unsere Klöster in den Revolutionswirren nicht samt und sonders untergegangen sind. Mabillon und die Mauriner waren Vertreter eines christlichen Humanismus mit vorwiegend verstandesmäßig-kritischer Einstellung, während in den schweizerischen Abteien die Freude am Sinnenfälligen, Phantasiebetonten des Barock vorherrschte. Aber « die Mönche des Barocks sind nichts weniger als Liebhaber eines gemütlichen Dolce far niente. Es wird im Gegenteil sehr viel gearbeitet in Schule, in Seelsorge und Verwaltung. Wir kennen Dichter, Komponisten, eifrige Sammler historischer Materialien, und das alles geschieht neben dem regelmäßigen, feierlichen Gottesdienst, der mit der Matutin beginnt. Doch ist es ein Arbeiten mehr nach der Breite als nach der Tiefe hin ... » (430). Der Drang nach Größe und Repräsentation offenbart sich vor allem in den grandiosen Kirchen- und Klosterbauten. Vielfach auch wurden Mönche schon nach wenigen Jahren aus ihrem wissenschaftlichen Leben herausgerissen, weil die Obern davon unheilvolle Schäden für den monastischen Geist des einzelnen glaubten befürchten zu müssen! Diesem Nichtverständnis der Obern ist es auch zuzuschreiben, daß von den Arbeiten fast gar nichts gedruckt wurde, trotzdem eigene Druckereien vorhanden waren. « In unsern Schweizerklöstern — meinte General Zurlauben hat die Musik zu sehr die Herrschaft inne ».

Erst das 19. Jahrhundert brachte das Geisteserbe der Mauriner im

deutschen Sprachgebiet zum Durchbruch. Aber jetzt waren es Laiengelehrte, die die Monumenta Germaniae herausgaben und die Germania sacra und Germania Pontificia im Sinne der Mauriner in Angriff nahmen.

Dafür aber, daß auch das 19. Jahrhundert die erhofften Stiftsgeschichten nicht brachte, macht ein anderer schweizerischer Benediktiner, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, die Klosteräbte verantwortlich, die die ihnen anvertrauten Talente nicht anzuwenden verstehen.

P. Heers hervorragende Arbeit, herausgewachsen aus einer Freiburger Dissertation, baut auf gewaltigem Quellenstoff auf, und es ist erstaunlich, welche Unmasse von ungedrucktem Material gesichtet und durchgearbeitet werden mußte, in den heutigen und ehemaligen Klosterarchiven, aber auch in Karlsruhe und in der Pariser Nationalbibliothek. Trotz des oft etwas langatmigen Stoffes liest sich das Buch dank der gepflegten und bilderreichen Sprache recht gut. Möge es ein kräftiger Impuls sein, damit unsere blühenden Abteien endlich zu ihrer großen wissenschaftlichen Monographie kommen, zum Ruhme ihres Stiftes und ihres Ordens.

Karl Schönenberger.

Jules Joachim, directeur de la « Revue d'Alsace », **le Père Antoine Kohlmann** S. J. Paris, 1 rue Garancière. Editions « Alsatia », 1938. 182 p.

Né en Alsace en 1771, le jeune Antoine Kohlmann se vit contraint, à la Révolution, de quitter son pays. En 1792, il se rendit, pour poursuivre ses études de théologie, à Fribourg, en Suisse, où, dans le même but, son frère l'avait déjà précédé. Il y remplit, en outre, les fonctions de précepteur dans plusieurs familles patriciennes, et, comme bien d'autres réfugiés, dont plusieurs ont acquis, comme lui, une certaine notoriété, il reçut les ordres dans notre cité. L'évêque de Lausanne, Mgr de Lenzbourg, étant mort le 14 septembre 1795, c'est un autre exilé, Mgr de la Brouë de Vareille, évêque de Gap, qui lui conféra le diaconat, le 20 septembre 1795, ainsi que la prêtrise, le 26 mars de l'année suivante.

C'est à Fribourg également qu'il fit la connaissance, quelques semaines plus tard, d'un religieux français qui, avec deux confrères, se rendait à Rome : le P. Tournély, fondateur et supérieur de la *Société du Sacré-Cœur de Jésus*, congrégation qui avait comme but de préparer la restauration de la Compagnie de Jésus. Séduit par cet idéal, le jeune Kohlmann, déjà Jésuite de cœur, se joignit à eux. Mais Napoléon venait d'entrer en campagne contre les armées autrichiennes et sardes, de telle sorte que l'Italie du Nord était fermée aux Français. Obligés de modifier leurs plans, le P. Tournély et ses compagnons, désormais au nombre de trois, se décidèrent — c'était toujours en 1796 — à rejoindre, près d'Augsbourg, leur précédente résidence. Ils en furent chassés, cette fois-ci, par les armées républicaines, qui étaient entrées dans l'Allemagne du Sud. Ils trouvèrent un asile à Vienne, mais ils durent également le quitter, six mois plus tard, devant la menace de Napoléon, qui, maître de l'Italie, s'approchait de la capitale autrichienne. Un refuge leur fut alors offert à Hagenbrunn, à trois lieues de la ville. C'est

là que mourut, en 1797, le P. Tournély, là aussi que le P. Kohlmann fit sa profession dans la jeune communauté.

Or, en cette même année, avec l'appui de Pie VI, avait été fondée à Rome, par Nicolas Paccanari, la *Société de la Foi de Jésus*, congrégation qui poursuivait exactement le même but que celle du P. Tournély. Le successeur de ce dernier, reprenant le projet de 1796, voulut aller offrir ses services au Pape. Cependant, comme Pie VI venait d'être arrêté, il dut se contenter de lui écrire. Paccanari apprit ainsi l'existence de cette communauté-sœur et envisagea immédiatement la fusion des deux instituts. Les « Paccanaristes » ayant toutefois été enfermés, comme suspects, par la jeune République romaine, les pourparlers n'aboutirent qu'en 1799, après leur mise en liberté. La nouvelle congrégation prit le nom de *Pères de la Foi* et le P. Paccanari en fut nommé général. Le P. Kohlmann fut envoyé comme aumônier dans divers hôpitaux militaires de l'Italie du Nord, puis, en 1800, nommé directeur d'un séminaire que les Pères de la Foi avaient fondé à Dillingen près d'Augsbourg ; il fut appelé, deux ans plus tard, comme recteur d'un collège qu'ils voulaient ouvrir à Berlin, et envoyé enfin, avec les mêmes fonctions, l'année suivante, à Amsterdam.

Il n'était pas au bout de ses pérégrinations : le P. Paccanari, grisé par les succès de sa congrégation, au lieu de s'effacer, afin de laisser les Pères de la Foi se transformer en Jésuites, le jour où la Compagnie serait rétablie, rêvait plutôt d'englober cette dernière dans son institut. Ce fut le commencement de la dislocation des Pères de la Foi et de la déchéance de leur fondateur. Le P. Kohlmann, qui, d'Amsterdam, avait, en 1803, passé à Londres, encore comme recteur de collège, fut l'un des premiers à demander son admission chez les Jésuites. On sait que ceux-ci, grâce à Catherine II, n'avaient pas été dissous dans la partie de la Pologne qui avait été attribuée à la Russie, et que, en 1801, Pie VII avait reconnu expressément la Compagnie dans l'Empire des Tsars, quelques années avant de décréter son rétablissement. Le Général des Jésuites appela le P. Kohlmann en Russie Blanche pour qu'il y fît son noviciat. C'était en 1805, et, l'année suivante déjà, avant même que fût terminé ce temps d'épreuve, il l'envoyait aux Etats-Unis.

Le P. Kohlmann devait y rester 18 ans : d'abord comme professeur de philosophie, en même temps que maître des novices à Georgetown, près de Washington, puis comme prédicateur itinérant, et enfin comme curé de New-York. La grande ville ne possédait alors qu'une seule paroisse catholique, et le P. Kohlmann remplissait, en outre, les fonctions de vicaire général d'un diocèse qui venait d'être créé, mais dont l'évêque, un dominicain irlandais, demeurant jusqu'alors à Rome, ne pouvait quitter l'Italie à cause du blocus continental. Cet évêque mourut avant d'avoir pu s'embarquer pour le nouveau monde. La vacance ainsi se prolongeait, et c'est pendant ce temps que le P. Kohlmann construisit à New-York la cathédrale, aujourd'hui disparue, de St-Patrice, église qui, en attendant l'arrivée du chef du diocèse, était celle de son administrateur.

De caractère plutôt violent, assez libre dans ses appréciations, très actif, remarquable organisateur, mais un peu exclusif et accapareur,

« Jésuite cent pour cent », comme s'exprime notre auteur, le P. Kohlmann s'était heurté à certaines difficultés. Au surplus, lorsqu'on apprit la nomination, comme évêque de New-York, d'un nouveau dominicain, les Jésuites furent rappelés. Le P. Kohlmann quitta ainsi New-York après six ans de labeur intense, pour devenir de nouveau, pendant plus de deux ans, maître des novices dans une maison récemment fondée et pour reprendre ensuite, en 1817, le poste de recteur du collège de Georgetown. Il le conserva jusqu'en 1824, où ses supérieurs, à la suite de difficultés qui avaient surgi avec Mgr Maréchal, archevêque de Baltimore, le rappelèrent en Europe.

Il fut, à partir de 1825, chargé d'enseigner la théologie dogmatique au Collège Romain. Il y eut comme élève, entre autres, le jeune Joachim Pecci, le futur Léon XIII. Après cinq ans de professorat, il devint confesseur au Gesù, où il mourut le 10 avril 1836. C'est durant cette dernière période de sa vie que le P. Kohlmann fut l'instrument de la conversion d'Augustin Theiner, réformateur utopiste, qui, après avoir déblatéré contre la foi catholique, contre le célibat ecclésiastique et contre les Jésuites et avoir erré un peu partout, avec, au cœur, la nostalgie de sa foi perdue, rencontra, à Rome, le P. Kohlmann, qui eut la joie de le réconcilier avec l'Eglise.

Il fut mêlé à bien d'autres affaires, en particulier, alors qu'il était encore en Amérique, à un retentissant procès où l'on cherchait à lui faire trahir le secret de la confession. C'était un homme généreux, à l'activité débordante, qui connut, au cours de son existence, de gros succès, qui jouit d'une grande popularité mais qui eut aussi des adversaires, car il ne ménageait pas ses termes dans les appréciations qu'il portait ou les polémiques qu'il engageait et se souciait fort peu de la répercussion qu'auraient, chez ceux qui ne partageaient pas sa manière de voir, certaines de ses initiatives.

On voit, par ces grandes lignes, combien mouvementée fut la vie du P. Kohlmann et combien diverses les affaires auxquelles il fut mêlé. Le livre de M. Joachim nous présente le tout d'une manière très vivante. Loin de se perdre dans les détails, passant même parfois trop vite, au gré des amateurs de pittoresque, il a réussi à condenser en 160 pages, petit format, le récit d'une existence qui fut singulièrement remplie, et il a consacré, en outre, trois chapitres à deux frères du P. Antoine Kohlmann, entrés, eux aussi, dans la Compagnie de Jésus, l'un après avoir été Récollet, l'autre vers la fin de sa vie. L'auteur a utilisé, pour écrire son livre, les quelques brochures ou articles parus en français, en allemand ou en anglais sur le P. Kohlmann, et il les a surtout complétés par des recherches personnelles entreprises aux endroits où celui-ci avait passé. Il nous a ainsi donné une biographie très attachante, et en même temps très instructive, parce qu'elle nous conduit dans des pays et des milieux très divers, nous fait mieux connaître l'histoire de la restauration de la Compagnie de Jésus et nous renseigne sur les débuts du catholicisme aux Etats-Unis. Le volume de M. Joachim sera lu avec plaisir, spécialement par les jeunes, parce qu'ils y trouveront ce qu'ils apprécient surtout dans la vie d'un personnage : du mouvement, du courage et du dévouement. *L. Waeber.*

M. Besson : L'Eglise et l'Imprimerie dans les anciens diocèses de Lausanne et de Genève jusqu'en 1525. Tome 2. Genève, Librairie Jacquemoud. 1938. 576 pp. et 121 pl.

Mit dem 2. Band ist dieses auch für die Kirchen- und Kulturgeschichte bedeutsame Werk zum Abschluß gekommen. Im Gegensatz zum ersten Band ist der zweite in seinem Charakter weniger geschlossen, weit mannigfaltiger und daher in mehr als einer Hinsicht auch beachtenswerter für weitere Kreise. Was in der Anzeige des I. Bandes (s. diese Zeitschr. 1937, 423 ff.) über die Anlage des Werkes gesagt worden ist, bedarf keiner Wiederholung. Eine nur systematische Anordnung der Drucke konnte in diesem Bande nicht durchgeführt werden, so wenig als das chronologische Prinzip streng zur Anwendung kommen konnte. Das tut jedoch der Übersichtlichkeit kaum einen großen Eintrag. Was wir besitzen, ist ein ausgezeichnetes Repertorium über alle gedruckte Literatur, die in irgendwelcher Hinsicht die beiden alten westschweizerischen Bistümer berührt, vor allem hinsichtlich des kirchlichen und auch religiösen Lebens ; denn rein profane Drucke sind naturgemäß, entsprechend der Absicht des Verfassers, nicht berücksichtigt. Im Vordergrund dieses Bandes stehen fraglos jene Drucke, welche ihrer Provenienz oder ihrer Autorschaft wegen in den Bereich der Diözese Genf fallen. Auch wer hiebei die umfangreichen Vorarbeiten des verdienten Genfer Historikers Th. Dufour in Rechnung zieht, wird immer noch über das in den beiden Bänden Gebotene sehr dankbar sein und sich über mannigfache neue Funde freuen.

Unsere Aufgabe kann hier lediglich darin bestehen, an einzelnen Beispielen die allgemeinere Bedeutung des Werkes kenntlich zu machen. Den zweiten Band eröffnen die Synodalstatuten. Ihr Bestehen kann für Lausanne zwar für das 14. Jahrhundert nachgewiesen werden, doch ist die Überlieferung im Gegensatz zu Genf bedeutend schlechter. An handschriftlichen Statuten kennen wir im 14. Jahrhundert für Genf allein sechs verschiedene Ausgaben. Für Lausanne sind an gedruckten Statuten nur zwei bekannt : der Druck von 1494 und jener von 1523. Mit Recht vermutet wohl B., das vermißte Exemplar der Kantons- und Universitätsbibliothek — das einzige uns erhaltene — sei identisch mit einem heute in Privatbesitz sich befindlichen Exemplar, das leider kaum zugänglich ist. Das ist umso mehr zu bedauern, als die Statuten von 1523 ganz partikuläre Bestimmungen kennen. Handschriftliche Eintragungen sind selten. Im Pruntruter Exemplar (s. p. 15) lesen wir von einer Satyre ; sie beginnt bezeichnenderweise mit den Worten : « Nota bene. Uxorem duxi. Qui capit uxorem penam capit atque dolorem. Qui caret uxore pena caret atque dolore » (vgl. dazu p. 277 einen ebenso vielsagenden Eintrag).

Nebst den fünf gedruckten Synodalstatuten von Genf (bis 1525) ist uns als eine Seltenheit eine knappe Gerichtsordnung des geistlichen Gerichts überliefert. Schade, daß uns ihr Inhalt durch die Angabe der Titel nicht näher umgrenzt wird (s. T. 81, p. 37). Es ist auffallend, wie auch für den internen geistlichen Verwaltungsdienst der Druck nun verwendet wird, vergleiche den erst neuestens aufgefundenen Druck eines Installationsformulars (in Lausanne um 1520, p. 406). Bemerkenswert ist in diesem

Zusammenhang auch der Genfer Druck der römischen Kanzleiregeln von 1513 (331).

Auf die Synodalstatuten läßt B. die Einblattdrucke folgen, unter welchen die Ablaßbullen hervorragen. Die frühesten beziehen sich freilich auf das Münster in Bern und sind in Basel gedruckt und keineswegs unbekannt. Dagegen steuert Besson eine ganze Reihe späterer Drucke bei, unter denen weniger die Ablaßbriefe zu Gunsten der Wohltäter von St. Peter in Rom unsere Beachtung verdienen, als jene, welche der Förderung von savoyischen Klöstern und Stiften dienen. Übrigens war das Terminieren für manche Bistümer sicherlich systematisch ausgebaut, was zu wenig beachtet ist.

In seiner Einleitung zu den Drucken von Lehrmitteln gibt B. zunächst eine nützliche Übersicht über die Schulgeschichte. Wir wollen hier die vielfachen Drucke der im Mittelalter allgemein verbreiteten Lehrbücher (vgl. den Gesamtkatalog der Wiegendrucke) übergehen und heben das Gebet- und Katechismusbüchlein: Livre de Jésus hervor, das in der Bibliothek des Stiftes auf dem Gr. St. Bernhard liegt. Auch wenn es nicht näher datiert ist, darf es als ein seltenes Zeugnis für die religiöse Volksbildung vor dem Einbruch der neuen Lehre gelten.

Unter der allgemeineren philosophisch-theologischen Literatur, unter welche auch die Kontroversliteratur eingereiht erscheint, nehmen die reformatorischen Flugschriften einen nur kleinen Raum ein. Der Ertrag ist ein bescheidener. Thematisch weicht die Flugschrift: Le bâton pour chasser les loups nicht vom Üblichen ab, während die beiden Schriften des Walliser Geistlichen ein besonderes Interesse vom Gesichtspunkt der Walliser Reformationsgeschichte aus verdienen (vgl. 208, 229, 247). Viel interessanter als die apokryphen Schriften etwa Albert d. Gr. sind ohne Zweifel die Schriften des in Genf tätig gewesenen Franziskaners Marchepallu, die sich auf den Jetzerhandel beziehen (vgl. die Drucke p. 318 ff.). Seltsam nimmt sich hinsichtlich der Klerusbildung in der vorreformatorischen Zeit ein Druck aus, der das Verhalten des Geistlichen bei Unfällen in der Zelebration der Messe umschreibt. Es ist in Wirklichkeit eine ziemlich elementare Anleitung zum Messelesen, deren Bedeutung wohl erst auf Grund anderer Materialien richtig eingeschätzt werden kann. Es gibt jedoch auch eine bemerkenswerte einheimische Predigt- und Seelsorgeliteratur, die ein günstigeres Licht auf die religiösen Verhältnisse wirft. Wir nennen hier den Franziskaner Jean Gachi, Prediger in Chambéry (258 f.), Jacques de Lausanne, aus Vuadens im Kt. Freiburg, Dominikaner in Lausanne († 1321), dessen Predigten 1521/23 gedruckt wurden (294). Hieher gehören die Schriften des schon erwähnten Franziskaners Marchepallu als eines vielseitig tätigen Predigers in der heutigen Westschweiz. Aus Romont stammte — beiläufig bemerkt — der Theologe Petrus Tataret, Professor in Paris († 1522, vgl. jetzt auch das Auctuarium universitatis Parisiensis, Bd. III, ed. Ch. Samaran und E. van Möe, 1935, mit allen Angaben über seine Studienlaufbahn). Bekannter ist in der schweizer. Geschichte Konrad Treyer, Provinzial der Augustiner (S. 362). Auffallend ist die vielfache Auflage des « Doctrinal de Sapience » des Erzbischofs

Gui de Roye, eines volkstümlichen Andachtsbuchs, das vor 1500 in Genf sechsmal aufgelegt worden ist.

Sind die bisherigen Schriften nicht von geringer Bedeutung gerade für die Beurteilung der religiös-kirchlichen Verhältnisse in der vorreformatorischen Zeit, so führen uns die Kalender noch viel unmittelbarer in das religiöse Volksdenken. Prachtvoll ist der « calendrier des bergers » auch in illustrativer Hinsicht (p. 379 ff.). Volkskundlich bemerkenswert ist die Übersetzung des bekannten Zürcher Kalenders : Der buren pratica = La pronostication des Laboureurs. Unter den verschiedenen Schriften vereinigt endlich das Werk eine Fülle des allgemein Interessanten. Hier finden wir den Roman des Lausanner Notars Jean Bagnion : Fierabras (fehlt im Gesamt-Katalog), mehrfach aufgelegt, ferner seinen politischen Traktat ; die religiöse Dichtung des Lausanners Jacques de Bugnin : Le Congé pris du siècle (fehlt im Gesamt-Katalog, nach B. erster Druck um 1485), die beliebten Totentanzdichtungen, auch bekanntere vielverbreitete Geschichts- und Legendenbücher. Diese Literatur ist fraglos stark angeregt und gefördert durch den savoyischen Hof. Erwähnen wir schließlich zum Abschluß auch den Druck der genferischen Freiheiten von 1507.

Es bleibt dieses glänzend ausgestattete Werk ein wertvolles Repertorium nicht bloß zur Druckgeschichte im engeren Sinn als vielmehr zur weiteren Kirchen- und Kulturgeschichte der beiden Bistümer. Wer gelegentlich eine schärfere Abgrenzung zu dem bereits Bekannten und Behandelten, das eine knappere Behandlung verdient hätte, vermißt, wird anderseits sehr dankbar sein für die vielfachen ergebnisreichen Forschungen Bischof Bessons in schwerer zugänglichen Bibliotheken und Privatsammlungen.

Oskar Vasella.

Josef Schmidlin: Papstgeschichte der neuesten Zeit. Band IV (Schlußband) ; *Papsttum und Päpste im XX. Jahrhundert.* Pius XI. (1922-39). Verlag Kösel und Pustet, München, 1939. Gr. 8°, 229 S. ; in Leinen R. M. 11,50 ; in Halbleder Mk. 14.

M. Schmidlin avait réservé le 3me et dernier volume de son *Histoire des Papes de l'époque contemporaine*, paru en 1935 (Cf. cette Revue, 1936, p. 341) aux trois premiers pontificats du XXme siècle ; mais il dut finalement faire abstraction de celui de Pie XI, le pape ayant demandé qu'on attendît sa mort pour parler de lui. Le travail était néanmoins déjà prêt : l'auteur n'a eu qu'à le compléter après le décès du Souverain Pontife, de telle sorte qu'il a pu faire paraître, déjà en septembre dernier, comme 4me volume de la collection, ce livre qui était destiné d'abord à former la dernière partie du 3me.

Après avoir raconté la vie du futur pape et son élection, M. Schmidlin résume les encycliques de Pie XI ; il énumère ses préconisations de cardinaux, les béatifications et les canonisations auxquelles il a procédé ainsi que les jubilés qu'il a promulgués, en particulier celui de 1925. Il nous entretient de cette « Action catholique » à laquelle, comme il se plaît à le

rappeler plusieurs fois, Pie XI tenait comme à la prunelle de ses yeux, et il résume ses initiatives dans le domaine des sciences et des arts. Il passe ensuite en revue les différentes nations : catholiques, mixtes et non catholiques, et nous parle des relations entretenues avec chacune d'elles par le Saint-Siège. Un dernier chapitre est consacré à l'activité missionnaire de celui qu'on a appelé le Pape des Missions ; enfin l'auteur parle de la maladie et de la mort de Pie XI et il consacre un épilogue à l'élection de son successeur ainsi qu'aux premières manifestations du pontificat actuel.

On ne s'attendra pas à ce que nous résumions un livre sur Pie XI. Nous nous contenterons de relever certains points.

Mgr Ratti, choisi comme Visiteur apostolique puis comme Nonce en Pologne (1919), eut à intervenir, en tant que commissaire, auprès des pays plébiscitaires de la Haute-Silésie et de la Prusse (1920). Son attitude dans cette délicate entreprise lui valut des critiques de la part des deux parties — et c'est, nous dit M. Schmidlin, la meilleure preuve de son impartialité : l'Allemagne lui reprochait de prôner la Pologne, tandis que celle-ci lui en voulait de ce qu'il condamnait l'attitude trop politique de certains membres du clergé polonais. Varsovie finit par demander que la Silésie fût détachée de l'Evêché de Breslau. Benoît XV, tout en approuvant entièrement son légat, jugea néanmoins préférable de le rappeler. Il le nomma cardinal et en même temps archevêque de Milan (juin 1922), poste qu'il ne devait occuper que pendant cinq mois.

Particulièrement intéressant est le chapitre consacré à l'élection de Pie XI, parce que l'auteur utilise des notes laissées par le cardinal La Fontaine, patriarche de Venise, notes qu'une indiscrétion a récemment rendues publiques. Deux tendances se trouvaient représentées au conclave : d'une part, celle qui se félicitait de ce que, sous Benoît XV, le Vatican eût renoué des relations avec un grand nombre de pays et qui envisageait déjà la possibilité d'un rapprochement avec l'Italie ; de l'autre, celle, plus intransigeante, des membres du Sacré Collège qui, moins soucieux de succès diplomatiques, poursuivaient, comme Pie X, des vues exclusivement religieuses. Les candidats de la première tendance étaient les cardinaux Maffi et Gasparri, tandis que le cardinal Merry del Val, secrétaire d'Etat de Pie X, était celui de la seconde. Par suite du retrait de l'archevêque de Pise, le cardinal Gasparri obtint, le deuxième jour, 24 voix, tandis que le patriarche de Venise, qui s'était vu substituer au cardinal Merry del Val, en réunissait 22. Pendant ce temps, le cardinal Ratti ne ralliait régulièrement que 4 à 6 suffrages. Le lendemain, les voix données au cardinal Gasparri tombèrent rapidement, tandis que celles qui allaient à l'archevêque de Milan s'élevaient à 27. Seul restait encore en présence, avec 18 suffrages, le patriarche de Venise, lorsque, le 4^{me} jour, le cardinal Ratti réunit 30 voix, puis, au 14^{me} scrutin, 42 (sur 53 votants) : il était nommé.

On lira également avec grand intérêt les pages consacrées à l'organisation de l'Action catholique (p. 67 sq.), à l'élaboration des accords du Latran (p. 105 sq.), à la condamnation de l' « Action française » (p. 118 sq.). M. Schmidlin a quelques formules assez heureuses, mais pas toujours flatteuses, pour caractériser le catholicisme italien (p. 141), français (p. 121-22)

et espagnol (p. 141). Il n'hésite pas à prononcer le mot juste, soit à condamner nettement les persécutions religieuses en Espagne rouge, au Mexique et en Russie.

Arrivant à l'Allemagne, il examine en détail les différents concordats successivement signés par Rome avec la Bavière (1924), avec la Prusse (1929), avec le Grand-Duché de Bade (1932) et enfin le « Reichskonkordat », qui, « dans l'espoir mutuel de raffermir et d'assurer pour l'avenir l'amitié existant entre le Vatican et le Reich », fut conclu si rapidement, après la prise du pouvoir par le National-socialisme, qu'il put être signé déjà le 20 juillet 1933 (p. 163). Cet accord, « considéré comme un triomphe et une preuve de l'habileté diplomatique des deux contractants et de leur volonté sincère de loyale collaboration dans l'intérêt de l'Eglise, de l'Etat et du peuple », suscita quelques jalousies dans la presse étrangère, tandis que les journaux français, belges et suisses n'épargnaient ni leurs reproches, ni leurs avertissements à l'adresse de la Curie pontificale (p. 166). — Un point, c'est tout ; de telle sorte qu'un lecteur qui ignorerait de quelle façon le régime hitlérien applique le concordat, pourrait croire qu'il l'observe scrupuleusement et qu'aucun nuage n'est jamais venu ternir les relations existant entre le pape et le gouvernement actuel de l'Allemagne. M. Schmidlin qui nous dit, avec pour le moins beaucoup d'exagérations, qu'en Italie, vers la fin du pontificat, des difficultés avaient surgi coup sur coup avec le régime fasciste au sujet de sa législation raciste, et que, à la fin du règne de Pie XI, les rapports étaient assez tendus avec l'Italie totalitaire (p. 113), ne dit pas un mot, dans son chapitre consacré aux relations du pape avec l'Allemagne, de la fameuse lettre « Mit brennender Sorge ». (Quelques lignes simplement lui sont consacrées dans la liste des encycliques de Pie XI, p. 49, où le contexte ferait croire qu'elle a paru en 1936 et non pas en 1937 et qu'elle a été antidatée.) Il va d'ailleurs de soi que le reproche que nous formulons ici vise moins l'auteur — qui n'avait que cette attitude à prendre s'il voulait que la censure laisse mettre son livre en vente — que la situation qui est faite actuellement à la science dans certains pays et le manque d'objectivité qui en résulte.

Ce que M. Schmidlin dit de la Suisse montre qu'il est bien informé. Il parle des changements apportés, grâce à l'intervention de Mgr Maglione, alors Nonce apostolique à Berne, dans la nomination de l'évêque de Sion et la désignation de celui de Bâle. Il aurait pu signaler aussi l'érection, due à la même initiative, de la collégiale de Fribourg en cathédrale et la transformation qui en est résultée pour son Chapitre. Nous lui ferons remarquer en passant que, pour la canonisation de saint Pierre Canisius, ce ne sont pas 200 (p. 168, n. 35) mais 700 pèlerins au moins qui, de Suisse, se sont rendus à Rome. Enfin, nous ne nierons pas que la presse catholique ait, chez nous, encore des progrès à faire et que « beaucoup d'obstacles s'opposent en Suisse à l'épanouissement des ordres religieux et des écoles catholiques » (p. 168, n. 5), mais l'auteur est mal venu de nous en faire un reproche, alors qu'il n'a pas soufflé mot de la spoliation des couvents et de la fermeture des écoles confessionnelles dans son pays.

M. Schmidlin trace, en tête et à la fin de son livre (p. 35-36 et 213),

un portrait, physique et moral, très réussi du pontife défunt. Il lui adresse par ailleurs un reproche ou l'autre : celui d'avoir trop peu consulté le Sacré Collège (p. 52), de s'être laissé guider, dans ses diverses constructions, par des préoccupations plutôt techniques qu'artistiques (p. 92), d'avoir, dans l'exposition missionnaire organisée à l'occasion du jubilé de 1925 ainsi que dans ce qui en subsiste au Latran, poursuivi un but plutôt ethnographique que missionnaire (p. 192). Il reconnaît, en terminant, que, loin d'être un adversaire du fascisme, Pie XI lui a fait au contraire toutes les concessions possibles. En interdisant toute participation à activité politique au catholicisme comme tel, il abandonnait nettement — dans un pays devenu totalitaire, ce qui changeait évidemment le problème — les préoccupations politiques et sociales de Léon XIII, pour revenir résolument à la ligne de conduite tracée par Pie X. C'est dire, conclut M. Schmidlin, combien se sont mépris les adversaires de l'Eglise qui, dans l'Action catholique du pontife défunt, ont cru voir un instrument politique. Le pontificat de Pie XI, comme celui de Pie X, se divise en deux périodes de durée à peu près égale, que sépare, en 1929, le traité du Latran : une première, organisatrice et constructive eu égard aux événements contemporains et à la culture moderne, et une deuxième, plutôt polémique, inaugurant un régime autoritaire (p. 215).

Ce n'est évidemment pas six mois après la mort d'un pape que l'on peut songer à porter sur lui un jugement définitif, d'autant plus que les publications consacrées à l'illustre défunt commencent seulement à paraître. signalons en particulier celle de F. M. Taliani : la *Vita del Cardinal Gasparri, Segretario di Stato* (Milan, Mondadori 1939), puis celle de Mgr Galbiati, préfet de l'Ambrosienne de Milan : *Papa Pio XI* (Editrice Ancora 1939) qui, prévue d'abord pour célébrer les 60 ans de sacerdoce de Pie XI et ses vingt ans d'épiscopat, a paru très peu après sa mort, au moment où le volume de M. Schmidlin était sous presse. Le livre de ce dernier prouve d'ailleurs une fois de plus que, contrairement à ce qu'on pourrait imaginer, ce n'est pas lorsqu'ils s'occupent d'événements ne datant que d'hier, que la tâche des historiens est le plus facile. Il arrive à notre auteur de donner en note des références en faveur de deux affirmations contradictoires sur lesquelles lui-même évite de se prononcer, et d'hésiter dans son texte non pas — ce qui est tout naturel — au sujet de l'interprétation d'une attitude, mais à propos de l'existence même d'un fait matériel (cf. par ex. p. 35). Les sources auxquelles il renvoie sont souvent des articles de journaux, et c'est dire, à moins qu'il ne s'agisse de l'*Osservatore romano*, combien leurs allégations sont sujettes à caution. Il se meut par contre sur un terrain solide lorsqu'il peut se baser sur des documents officiels : les *Acta Apostolicae Sedis*, ou sur une revue particulièrement bien informée, telle que la *Civiltà Cattolica*, et il n'hésite pas alors à y puiser tous les renseignements possibles et à dresser de véritables catalogues, qui donnent à plusieurs pages de son volume un aspect rébarbatif. C'est néanmoins par ces indications de détails (surtout lorsqu'on y aura corrigé quelques petites erreurs que la parution un peu précipitée de l'ouvrage a rendues inévitables), et par ces renseignements concrets, qu'une table bien faite permet de trouver

facilement, que son livre rendra de précieux services. On s'en est convaincu ailleurs que dans les pays de langue allemande, puisque M. L. Marchal a commencé à faire paraître, chez Vitte à Lyon, une traduction française de l'*Histoire des Papes de l'époque contemporaine* de M. Schmidlin.

L. Waeber.

J. B. Villiger : Das Bistum Basel zur Zeit Johanns XXII., Benedikts XII. und Klemens VI. (1316-52). Analecta Gregoriana, vol. XV. xv-370 S. Rom 1939. Kommissionsverlag für die Schweiz : Jos. Stocker, Luzern (brosch. Fr. 7.50, geb. 8.75).

Die vorliegende Dissertation der kirchengeschichtlichen Fakultät der päpstl. Universität Gregoriana ist als Ganzes ein beachtenswerter Beitrag zur Basler Bistumsgeschichte im 14. Jahrhundert. Sie beruht in großen Teilen auf Archivalien des Vatikanischen Archivs. Überraschend und uns nicht ganz glaubhaft erscheint die Auffassung V. (s. Vorwort VII), die einheimischen Archive und Quellenpublikationen seien so ziemlich ausgeschöpft. Ob es möglich gewesen wäre, umfassendere Archivstudien zu unternehmen, angesichts der ziemlich weiten Aufgabe, ist ja freilich eine andere Frage. Wir möchten aber damit doch das Verdienst und auch die Begrenzung der vorliegenden Arbeit andeuten.

Villiger erörtert im Vorwort ziemlich weit ausholend die von ihm benützten vatikanischen Quellen. Man darf das deswegen begrüßen, weil in schweizerischen Veröffentlichungen verhältnismäßig wenig davon die Rede ist.

Die ganze Arbeit umfaßt zwei Hauptteile. Ein erstes Kapitel behandelt die Regierung und Verwaltung des Bistums, ein zweites das Verhältnis des Bistums zu den Avignonerpäpsten. Gegen diese Gliederung darf kaum etwas eingewendet werden, auch wenn einzelne Wiederholungen unvermeidlich werden. Das Hauptgewicht der Arbeit liegt im zweiten Teil, wo das Provisionenwesen in umfassender Weise untersucht wird.

Die Geschichte des Basler Hochstifts, so wie sie uns im erwähnten Zeitraum vorgeführt wird, steht im Zeichen der Auseinandersetzung zwischen dem avignonesischen, stark politisch beherrschten Papsttum und den von Ortsinteressen geleiteten Gewalten der Basler Kirche. Der Akzent der ganzen Darstellung ruht also durchaus auf dem Kirchenpolitischen. Das rein Kirchliche tritt stark zurück. Es muß auch entsprechend dem Charakter der Arbeit zurücktreten ; denn sonst hätte die Aufgabe stark ausgeweitet werden müssen. Die allgemeinen Merkmale der Entwicklung des Hochstifts weichen von dem in damaliger Zeit Üblichen kaum ab : starkes Hervortreten der politischen Kräfte in der Kirche, verwirrende Streitigkeiten nach außen infolge des Aufeinanderstoßens starker Interessengegensätze, Verschuldung des Hochstifts, Erschütterung des kirchlichen Ansehens der Bischöfe. Die Motive des Geschehens sucht V. aufzudecken. Daß sein Bemühen nicht immer erfolgreich ist, liegt vielfach an den spröden Quellen. Mit Recht nimmt er doch einigen Abstand von der Auffassung, als ob die Kämpfe sich bloß unter dem Vorzeichen Deutsch gegen Welsch abgespielt

hätten (41 f.). Die Charakteristik der Bischöfe erscheint nicht in allem leicht. Verhältnismäßig ist jedoch für Basel der Quellenbestand noch günstig.

Ein Unikum in der Bistumsgeschichte überhaupt ist wohl die Wahl des 86 jährigen Dompropsts Lütold von Rötteln zum Bischof, in Opposition zu Gerhard von Wippingen, woraus ein zweijähriger Bischofsstreit entstand, der mit dem Verzicht Lütolds endete (9 ff.). Nicht in allem trachtet V. nach neuen Ergebnissen. Das ist begreiflich. So kommen auch bekanntere Dinge nochmals zur Darstellung, wie der Helmer-Handel (vgl. *Wackernagel*, Geschichte der Stadt Basel II, 2, p. 639 mit ganz übereinstimmenden Quellennachweisen bei *Villiger* 20 f., wo der Verweis auf Wackernagel unterlassen ist).

In einem zweiten Abschnitt desselben Teils bespricht V. die bischöflichen Beamten (Offizial, Generalvikar, Weihbischof, dazu den Archidiakon). Es handelt sich hier wirklich mehr um einen Überblick. Zu einer Vertiefung der sich damit verknüpfenden Fragen kommt es nicht. Ist der Generalvikar identisch mit dem Offizial ? Oder handelt es sich um zwei Beamtungen ? Die Frage ist eine Streitfrage, die nur auf einer urkundlichen Geschichte im Einzelfall entschieden werden kann. Auf Grund einer zeitlich derart eingeschränkten Betrachtung und anhand nur weniger Beispiele läßt sich nichts Zutreffendes mit Sicherheit sagen. V. geht von der üblichen Auffassung aus, es handle sich um zwei Beamtungen (nach Werminghoff, V. 91). Doch trifft das sicher nicht unbedingt und vor allem nicht immer zu. Otto Riedner, s. Zt. sicher einer der besten Kenner dieser Fragen, betonte mit Recht einmal (s. Histor. Jahrbuch 1914, Bd. 35, p.127-30), daß zeitweise bloß die Ausdrücke gewechselt haben. V. stellt denn auch für Basel fest (p. 98) : « Es konnte auch vorkommen, daß die beiden Ämter in der Hand eines einzigen vereinigt waren ». Das ist nach ihm der Fall am Ende des 14. Jahrhunderts. Das Urteil V. ist in diesen Fragen unsicher. Tatsächlich gebraucht z. B. die römische Kurie mit Vorliebe den Ausdruck Offizial, während das Amt längst identisch war mit dem Generalvikariat. Die Frage muß also für Basel offen bleiben (vgl. dagegen V. 98). Wenn es im übrigen V. auffällt, daß das Offizialat fast ausschließlich in Händen von Bürgerlichen war, so lag das wohl kaum am « oft wenig beneidenswerten Amt », als vielmehr am Umstande, daß das Amt eine sehr tüchtige kanonistische Bildung voraussetzte, die den Adeligen wohl häufiger abging. Die Kompetenzen der beiden Beamten werden auch nicht näher umgrenzt. Ob im übrigen damals die Rechtsprechung in den meisten Fällen unentgeltlich war, wie V. vermutet ?

Die Politik der Bischöfe brachte es mit sich, daß ihre Autorität gegenüber dem Domkapitel sank. Dieses Verhältnis bringt V. gut zur Darstellung, unter Verweis auch auf die allgemeinen Bestimmungen des Kirchenrechts. Besonders bespricht er das Wahlrecht und die einschlägigen Wahlkapitulationen, die in Basel für 1261 bezeugt sind (109), später jedoch nicht gleichmäßig zur Geltung kommen, infolge der starken Eingriffe des Papstes.

Ein kurzes Wort zum zweiten Kapitel (121-370). Es wird eröffnet mit der Darstellung der Bischofswahlen, wobei auch auf frühere Zeiten zurückgegriffen wird. Der ganzen Entwicklung entsprechend kann es

nicht überraschen, daß das Wahlrecht des Domkapitels meistens mißachtet wird. Natürlich tritt dabei seit Avignon wiederum die Politik als bestimmendes Motiv hervor. Es verwundert nicht, wenn V. auch diese Tatsachen mit der notwendigen Offenheit der Kritik unterzieht und die päpstlichen Übergriffe als unheilvoll für die Entwicklung der Basler Kirche bezeichnet.

Der Reihe nach untersucht V. sodann das päpstliche Provisionenwesen hinsichtlich des Domkapitels, der Kollegiatkirchen, der Klöster und endlich auch der Seelsorgebenefizien. Man wird es uns erlassen, auf alle Einzelheiten einzugehen. Daß die Aufgabe, die hier zu lösen ist, nicht einfach ist, weiß man aus der allgemeinen Geschichte des Provisionenwesens ; denn die Provision entspricht bekanntlich noch keineswegs einer tatsächlichen Übertragung des Beneficiums. So hält sich V. in der Beurteilung des Einflusses der päpstlichen Kurie auf die Besetzung der Benefizien mit Recht zurück (163). Er meint, der Einfluß der Päpste z. B. auf die Besetzung der Kanonikate dürfe weder überschätzt noch unterschätzt werden und die Wahrheit liege wohl in der Mitte. Man würde gerne ein konkreteres Urteil hören. Nun ist das allerdings nicht leicht. Was wir bei V. doch etwas vermissen, ohne daß wir es ihm zum Vorwurf machen, das ist (trotz der Liste der Domherren p. 268-71) eine klar umrissene, urkundlich aufgebaute Statistik der Domherren und der Mitglieder anderer Stifte. Dafür fehlen wohl noch manche Vorarbeiten. Und wir glauben eben auch in dieser Hinsicht, daß die einheimischen Archivbestände noch keineswegs allseitig untersucht und ausgebeutet sind. Die Schwierigkeiten sind beim Basler Hochstift aber besonders groß, weil der Bestand des ehemaligen bischöflichen Archivs uns nicht mehr geschlossen überliefert ist.

So muß die Leistung der vorliegenden Arbeit vor allem darin erblickt werden, daß mit großer Umsicht und Sorgfalt die vatikanischen Register ausgewertet worden sind und der Verfasser versucht hat, über diesen Rahmen hinaus, auf Grund bisheriger Vorarbeiten ein Gesamtbild der Entwicklung des Hochstifts in damaliger Zeit zu bieten (wobei der Darstellung gelegentlich etwas mehr Straffheit zu wünschen gewesen wäre ; vgl. etwa die Wiederholungen 148, 150, 154). Trotz einzelner Einschränkungen verdient das Buch alle Beachtung und Anerkennung.

O. Vasella.

E. Folletête: La paroisse de Porrentruy et son église St-Pierre. Notes d'histoire et d'archéologie. Porrentruy, Bonne Presse, 1939.

Toute paroisse ancienne peut devenir le sujet d'une intéressante monographie. Porrentruy, qui a huit siècles d'existence et qui a subi victorieusement les assauts de la Réforme, de la guerre de Trente Ans, de la Révolution française, du libéralisme et du Kulturkampf, est un champ particulièrement riche pour l'historien ; aucune des secousses qui ont agité le pays au cours des temps n'a été épargnée à cette communauté paroissiale.

L'origine de la ville peut être reportée au onzième siècle ; l'église de Porrentruy est mentionnée au siècle suivant, dès 1140. Cette première église, qui servait aux habitants du bourg et à la population rurale des

environs, se trouvait hors des murs de la ville ; elle était dédiée à saint Germain d'Auxerre. Au début du quatorzième siècle, les Bruntrutains construisirent, à l'intérieur de la cité, un sanctuaire en l'honneur de saint Pierre, qui devint dans la suite leur église paroissiale. Au spirituel, la paroisse était soumise à l'archevêque de Besançon ; dans le domaine temporel, Porrentruy relevait de l'évêque de Bâle. Ces deux princes de l'Eglise aidèrent efficacement la paroisse dans sa lutte contre les réformateurs du seizième siècle. A quatre reprises, Farel vint à Porrentruy ; il y fut accueilli avec faveur par quelques magistrats ; le peuple, plus fidèle à sa foi, lui fut, en majorité, hostile. La contre-réforme catholique, dirigée par Christophe de Blarer, força la petite communauté protestante, qui s'était malgré tout formée à Porrentruy, à se retirer à Montbéliard. Les Jésuites vinrent s'installer à Porrentruy et y ouvrirent un collège en 1591 ; leur belle église, qui fut terminée en 1600, fit à celle de Saint-Pierre une redoutable concurrence.

La guerre de Trente Ans empêcha les archevêques de Besançon de procéder régulièrement à la visite des paroisses ajoulotes. Les passages de troupes, les épidémies éprouvèrent durement la contrée. Le dix-septième siècle, cependant, vit la fondation de trois nouvelles communautés : les Ursulines, les Annonciades et les Capucins vinrent s'établir à Porrentruy et augmenter la ferveur religieuse de la paroisse.

En 1779, l'archevêque de Besançon et le prince-évêque de Bâle signèrent, à Paris, une convention par laquelle Porrentruy avec 19 villages de l'Ajoie passait sous la juridiction de l'évêque de Bâle, tandis que 29 paroisses de la Haute-Alsace étaient cédées au diocèse de Besançon. L'évêque de Bâle fut donc dès lors le chef spirituel et temporel de la ville de Porrentruy. La Révolution française lui enleva, quelques années plus tard, son pouvoir temporel et abolit pour un temps le culte catholique à Porrentruy pour le remplacer par le culte de la Raison. Le frontispice de l'église Saint-Pierre porta l'inscription : *Temple de la Raison* et une demoiselle Beck, vêtue de blanc et bleu, ceinte d'une écharpe tricolore, fut assise sur l'autel où elle représentait le génie de la France.

Pendant que l'impiété révolutionnaire célébrait les fêtes décadaires, les catholiques restés fidèles assistaient à des messes que les prêtres proscrits célébraient en secret à la chapelle de l'hôpital. En 1800, après sept ans d'absence, le clergé exilé revint dans son Jura et réorganisa le culte ; seuls les Capucins et les Annonciades ne rouvrirent pas leurs couvents de Porrentruy.

Le clergé séculier eut, au début du dix-neuvième siècle, une tâche double ; il dut travailler en même temps à la restauration spirituelle et à la reconstruction financière de la paroisse entièrement ruinée par la Révolution. Les curés Cuenin, Migy, Chainois et Cuttat, le chanoine de Billieux furent d'excellents ouvriers du renouveau catholique. Les troubles de 1836, qui forcèrent le curé Cuttat à se réfugier en France ; ceux de 1873, qui virent l'installation, à Porrentruy, du curé schismatique Jules Pipy-Deramey, ébranlèrent fortement la paroisse mais ne changèrent pas les convictions de la majorité bruntrutaine, qui resta toujours fidèle à Rome.

Mgr Folletête ne s'est pas borné à recueillir dans son livre tout ce que les historiens jurassiens Vautrey, Quiquerez, Trouillat ont publié sur Porrentruy ; il a ajouté à cette moisson beaucoup de renseignements inédits, qu'il a tirés des archives de la paroisse, de celles de l'évêché de Bâle et de celles du canton de Berne. Son livre est l'histoire complète et sereine d'une paroisse qu'il connaît mieux que personne. On peut sans doute y relever quelques inexactitudes ; à la p. 14, il faudrait dire douzième siècle et non onzième, puisque la première mention de l'église de Porrentruy est de 1140. Plus loin, à la p. 16, il est erroné de prétendre que « la date de 1321 nous reporte... au règne de Philippe le Bel, roi de France, et d'Henri VII, empereur d'Allemagne » ; tous deux étaient morts à cette date : Philippe V le Long régnait alors en France et Louis V de Bavière, en Allemagne. A la p. 76, le mot collaborateurs a été mis pour collateurs ; à la p. 89, les additions des comptes de l'église pour 1712-1713 sont inexactes. Mais ce sont là des erreurs de détail qu'un auteur de compte rendu doit relever pour prouver qu'il a lu attentivement le livre dont il parle ; elles ne diminuent pas la valeur réelle de l'œuvre de Mgr Folletête qui trouvera certainement de nombreux lecteurs et peut-être — souhaitons-le — quelques imitateurs parmi les curés de nos paroisses suisses.

J. Niquille.

Dr. med. Paul Hüssy : Knappe Darstellung der neueren Papstgeschichte mit gleichzeitigen kurzen Hinweisen auf die wichtigsten Ereignisse der Weltgeschichte und der Geschichte der Medizin. Berne 1939, Hans Huber, 160 p. ; relié : Fr. 4.80.

M. Paul Hüssy est un médecin qui consacre ses loisirs à l'étude de l'histoire des Papes et qui n'a pas cru devoir résister au désir de publier le résultat de ses lectures.

Il commence par Pie XII (dont il donne une bonne photographie) et remonte jusqu'à Martin V. Il consacre une demi-page — et même plus, surtout à la fin — à chaque pape, insistant régulièrement sur un point ou l'autre : les papabili en présence, le secrétaire d'Etat choisi par l'élu, son attitude quant au népotisme, et il termine ordinairement en donnant la devise fournie par la « prophétie de Malachie » (mais sans formuler à ce sujet les réserves qui s'imposaient, et sans faire remarquer surtout la notable différence qu'on peut constater entre les devises qui précèdent et celles qui suivent les années 1585-90, époque présumée de la rédaction de la fameuse prophétie). Suivent, énoncés en colonne, les principaux événements de l'histoire universelle, de notre histoire suisse et enfin les faits marquants dans le domaine de la médecine.

Pour obtenir la suite chronologique des événements, il faudrait commencer par la fin la lecture des cinquante et quelque petits chapitres dont se compose ce volume, faute de quoi on voit mourir, par exemple, un homme dont on n'apprend que plus bas qui il est et ce qu'il a fait, ou se terminer un conflit dont l'origine et les péripéties ne sont expliquées que dans les pages suivantes.

Des tableaux dressés par l'auteur, du point de vue spécial auquel il se place, se dégagent des rapprochements parfois bizarres. Citons, au hasard, quelques exemples : L'année 1553, qui fut celle des fiançailles de Marie la Catholique avec Philippe II, est celle aussi de la réaction préconisée par Brissot contre la pratique exagérée des saignées ; 1555 vit l'élection de deux papes : Marcel II et Paul IV, et la signature de la paix d'Augsbourg ; mais c'est aussi l'année de l'introduction des facteurs postaux à Saint-Gall et de l'expulsion des protestants de Locarno ; c'est en 1858 que parut le plus génial joueur d'échecs de tous les temps : Paul Morphy (l'auteur signale d'ailleurs d'autres champions dans ce domaine et souligne les aptitudes particulières de Clément XII pour le même jeu ; il est permis de soupçonner que lui-même y consacre d'autres de ses loisirs). L'année 1922 a été celle de la mort de Benoît XV, de Lénine, celle aussi de la révolution fasciste en Italie et de la signature d'une convention postale et douanière entre la Suisse et le Liechtenstein, l'année enfin de la découverte de l'insuline...

Le colonel-divisionnaire Bircher, docteur lui-même, fait remarquer, dans la préface qu'il a écrite pour la plaquette de son confrère, qu'un médecin abordant l'étude des personnages de l'histoire, avec les connaissances spéciales que lui confèrent sa profession et ses expériences, serait à même de jeter une lumière nouvelle sur certains problèmes. Chacun le lui concédera ; mais lorsqu'il ajoute que M. Hüssy a fourni dans ce domaine une importante contribution, celui-ci sera le premier à refuser le compliment : ce n'est pas, en effet, dans un résumé tel que celui qu'il nous donne, que peuvent être abordés des problèmes d'une nature aussi spéciale. Il est bien parlé, une fois ou l'autre, dans sa brochure, de l'état de santé de tel ou tel pape, pour excuser, par exemple, le manque d'envergure de ses initiatives ou l'absence d'énergie déployée à les poursuivre ; mais l'auteur le fait en une ligne et sans rien ajouter à ce qu'ont dit déjà les historiens des papes. C'est dommage qu'il ne se soit pas cantonné dans un domaine où il aurait pu nous être utile, nous apporter du moins des suggestions nouvelles et intéressantes, et nous le regrettons d'autant plus que M. Hüssy considère la Papauté d'un regard sympathique et porte sur les pontifes de ces cinq derniers siècles des appréciations auxquelles, à deux ou trois réserves de détail près, les catholiques peuvent parfaitement souscrire.

L. Waeber.

Gerhard Ritter : Der Oberrhein in der deutschen Geschichte. Freiburg (Breisgau) Universitätsreden. F. Wagnersche Universitätsbuchhandlung, Freiburg im Br. 36 Seiten. 1937.

Eine sehr ansprechende Schrift über die wechselvollen Schicksale der obersten Rheingegend seit Karl d. Gr. bis zur Gegenwart. Nicht voll begründet sind jedoch die gelegentlichen Ausfälle gegen die Habsburger, zumal Verfasser doch wiederum Habsburgs Verdienste um das deutsche Volkstum feststellen muß! Unangenehm berührt in wissenschaftlichen Arbeiten der betonte Führer-Kult.

K. Schönenberger.

Urkunden und Akten zur Reformationsgeschichte des Bistums Chur.

Von O. VASELLA.

Über die Anfänge der Glaubensneuerung im Bistum Chur sind wir immer noch auf viel zu dürftige Quellen angewiesen. Während wir für mehrere eidgenössische Orte nun umfangreiche Aktensammlungen besitzen, fehlen uns besonders für Graubünden zulängliche Quellenveröffentlichungen, die einen geschlossenen Charakter aufweisen [1]. Fritz Jecklins Materialien zur Standes- und Landesgeschichte Gem. III Bünde 1464-1803 sind keineswegs allseitig befriedigend [2]. Ihr Verfasser schied von Vornherein jene Quellenstücke aus, die nicht amtlichen Charakter besaßen, ging jedoch auch hierin, bei aller Anerkennung, die man seinem Bemühen sonst entgegenbringen mag, nicht nach einem klar und konsequent durchgeführten Prinzip vor. Die wesentlichsten Erkenntnisse über den Verlauf der neugläubigen Bewegung in Graubünden verdanken wir bisher den Briefsammlungen Zwinglis und Vadians. Doch erlauben die vielfach nur knappen Andeutungen der Briefschreiber nicht immer einen klaren Einblick in das Geschehen. Wir können uns dem Eindruck nicht entziehen, daß auch aus diesem Grunde die Darstellung der Entwicklung der Glaubensfrage in der geläufigen Geschichtschreibung zu wenig differenziert wird in ihrem zeitlichen Ablauf [3]. Das gilt ganz besonders von den Anfängen

[1] Wir denken vor allem an die bekannten Aktensammlungen zur Geschichte der Reformation in Zürich, Bern, Basel.

[2] Erschienen Basel 1907-09.

[3] Wir können besonders *E. Camenisch*, Bündnerische Reformationsgeschichte, Chur 1920, den Vorwurf nicht ersparen, die neue Lehre von Vornherein gleichsam als fertige Größe in das geschichtliche Geschehen einzurücken. Teilweise gilt das auch von der Darstellung *J. G. Mayers* in der Geschichte des Bistums Chur II (1914). In neuerer Zeit verfällt diesem Irrtum sehr stark *H. Bertogg*, Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte der Kirchgemeinde am Vorder- und Hinterrhein. Diss. phil. Zürich 1937.

der bündnerischen Glaubensbewegung. Nun ist nicht zu übersehen, daß uns wesentliche Quellen, die für andere Orte erhalten geblieben sind, völlig fehlen. Wir meinen etwa Missivenbücher, Ratsbücher und selbst Rechnungsbücher, ganz abgesehen von den Bundestagsprotokollen [1]. Zeitgenössische Chroniken gibt es keine [2]. Das genügt als Hinweis, um dem mit der Problematik der damaligen Epoche Vertrauten die Schwierigkeit, die sich hier dem Forscher entgegenstellt, zu verdeutlichen.

Die vorliegende Sammlung erstrebt nach keiner Richtung hin Vollständigkeit. Diese Stücke bilden eine Auswahl. Freilich halten wir sie für besonders wichtig für die Beurteilung zentraler Fragen, wie sie die Geschichte der neugläubigen Bewegung einem aufmerksamen Betrachter stellen muß. Die Auswahl ist ganz besonders bestimmt durch die Frage nach dem Charakter und der Bedeutung des II. Ilanzer Artikelbriefs vom 25. Juni 1526. Die Untersuchung dieser sicher in mancher Hinsicht eigenartigen Artikel auf urkundlicher Grundlage ist bisher seltsamer Weise unterblieben, obgleich eine große Zahl von Geschichtschreibern sich mit den Artikeln befaßt hat [3]. Aber ihr Urteil hat sich durch wenig Selbständigkeit ausgezeichnet. Im allgemeinen begnügte sich die Geschichtschreibung mit Wiederholung früherer Anschauungen, und diesem Umstande ist es zu danken, daß heute noch eine allseitige urkundliche Untersuchung fast unmöglich erscheint [4].

Die Geschichte Graubündens ist die Geschichte ihrer Gemeinden. Das gilt in hohem Maße bereits von den Anfängen der Reformation. Alles, was die Geschichte etwa der Stadtstaaten auszeichnet : ihr doch weit konsequenterer Verlauf, entsprechend der zentralen Führung der

[1] Das städtische Archiv besitzt nur ganz vereinzelte, sehr wenig ergiebige Rechnungsbücher, die in Betracht fallen. Zu den Protokollen der Bundestage vgl. *Jecklin*, Materialien l. c. I, p. IV f.

[2] Die bündnerische Geschichtschreibung setzt bekanntlich erst mit Ulrich Campell ein. Siehe die Ausgabe seiner rätischen Geschichte in Quellen z. Schweizer Geschichte Bd. VIII-IX.

[3] Anerkennung verdienen, trotz mancher notwendigen Einschränkungen, die Darlegungen *Livers*, Vom Feudalismus zur Demokratie in den graubündnerischen Hinterrheintälern. Jahresber. d. hist.-ant. Gesellschaft Graubündens 1929, p. 99 ff.

[4] Die Archive der Gemeinden sind bisher zu sehr vernachlässigt worden. Ihr Bestand ist in den sogen. Regesten der Gemeindearchive (Sammlung im Staatsarchiv Chur) aufgenommen. Doch ist der Wert der Regesten sehr unterschiedlich, so daß sehr häufig der Charakter der einschlägigen Urkunden nicht erkannt werden kann.

Regierung durch die Stadt, fehlt in Graubünden gänzlich. Der Durchbruch ursprünglicher Kräfte ist hier daher auch am wenigsten aufgehalten worden. Diese Erscheinung drückt sich in jeder Beziehung aus. Man erkennt sie an den radikaleren Formen der Täuferbewegung und der Bauernbewegung. Ihren Ausdruck fand die Erhebung der Bauern eben in den vielumstrittenen Ilanzer Artikeln von 1526 [1]. Drei Hauptfragen werfen diese Bestimmungen auf: die Frage nach der bischöflichen Herrschaft, die Frage der Zehnten und Zinse und endlich die Frage der Behandlung des Kirchenguts. In allen diesen Bereichen weist die bündnerische Entwicklung ganz partikuläre Formen auf, sofern sie mit der Geschichte anderer eidgenössischer Orte zusammengehalten wird.

Die Frage nach der bischöflichen Herrschaft erheischt eine besondere Beachtung; denn ihre Lösung beantwortet ohne Zweifel auch das Problem, wann die entscheidende Wende in der Entwicklung der Glaubensfrage, soweit sie im Bistum nicht von anderen Herrschaften abhängig war, anzusetzen ist. Der Resignationsplan, durch welchen der im Exil lebende Bischof Paul Ziegler das Bistum dem späteren Papst Pius IV., Giovan Angelo di Medici, dem Bruder des bei den Bündnern so verhaßten Giangiacomo di Musso, in die Hände spielen wollte, bezeichnet tatsächlich den letzten Versuch, auf katholischer Seite, vor dem Durchbruch der neuen Lehre die bischöfliche Herrschaft selbständig zu erhalten. Die Aktenstücke, die wir zu diesen Vorgängen beibringen, dürften geeignet sein, die Motive nicht allein nach der politischen, sondern, was bisher fast gänzlich übersehen worden ist, auch nach der religiös-kirchlichen Seite hin sichtbar zu machen. Ob die Anklagen gegen den 1529 in Chur hingerichteten Abt Theodul Schlegel nach diesen Akten noch uneingeschränkt aufrechterhalten werden können, darf füglich bezweifelt werden. Doch behalten wir diese Frage einer gesonderten Untersuchung vor [2].

Die Lösung der Zehnten- und Zinsenfrage und die Behandlung des Kirchengutes in Graubünden ist nur teilweise einheitlich erfolgt.

[1] Die weitläufige Untersuchung der Ilanzer Artikel von 1526 haben wir bereits aufgenommen. Zur Vorgeschichte verweisen wir auf unsern Aufsatz: Bauernkrieg und Reformation in Graubünden 1523-26. Ztschr. f. schweiz. Geschichte 1940.

[2] Vgl. die Darstellung bei *J. G. Mayer*, Gesch. d. Bistums Chur II, 57 ff., 83 ff. Notwendigerweise muß sich die Untersuchung auch auf die chronikalischen Berichte der Zeit erstrecken.

Gesehen werden kann sie nur in der Fülle der Gerichtsurteile, die von höheren und niederen Gerichten gefällt wurden [1]. Es ist daher nicht zu umgehen, daß wir auch Stücke veröffentlichen, denen auf erstes Zusehen hin nur untergeordnete Bedeutung zugesprochen werden könnte. Sie allein lassen indessen das Eigenwillige in der bündnerischen Entwicklung erkennen. An Widersprüchen fehlte es natürlich nicht, auch nicht in der Judikatur. Diese aber zeichnet die singulären Verhältnisse Graubündens am besten. Aus einem Vergleich zwischen Graubünden und anderen eidgenössischen Orten, besonders der Stadtstaaten, wird sich dagegen, wie wir hoffen, manche dankenswerte Einsicht in die Probleme der Reformation ergeben.

Die ersten Stücke sollen das Bild hinsichtlich der Pfarreiverhältnisse vervollständigen für die Zeit vor der Bauernbewegung, in welcher bekanntlich auch die Begehren nach Freiheit in der Ordnung der Pfarreiverhältnisse eine besondere Rolle gespielt haben.

Nr. 1. 31. Jan. 1523. o. O.

Im Streit zwischen den Gemeinden Stuls und Latsch als Klägern und Bergün als beklagter Partei wegen Trennung von der Pfarrei Bergün fällen Rudolf von Marmels, Herr zu Haldenstein, und Fort Planta, Vogt zu Greifenstein, den Schiedsspruch [2].

[Or. Pg. Gemeindearchiv Bergün Nr. 8. Ohne Siegel. Ungedruckt. Schlechter Auszug: Bündner Monatsblatt 1933, p. 171.]

In Gottes namen amen. Wir Růdolph vonn Marmels, herr zů Haldenstain unnd am Vbersaxenn unnd Fort Plantt, vogt zu Griffenstain, bekennend unnd thůnd kunth hie mit disem prieff, das wir baid als frunt-

[1] Art. 20 der Ilanzer Artikel räumte allen durch die neuen Bestimmungen Betroffenen ein Klagerecht ein und sah für die Beurteilung der Beschwerden ein eigenes Gericht von 15 Männern vor. Doch ist man in der Folge zur Bestellung von Sondergerichten übergegangen. Jeder Bund suchte seine Angelegenheiten selbständig zu ordnen.

[2] Zur Ergänzung der Urkunde sei hier der einschlägige Text der Prozeßakten angeführt: « Dominus magister Thomas Mayer, plebanus, sindici covici et tota communitas in Pargünn tenentur coniunctim 8 florenos pro juribus judicii in causa separacionis ecclesie communitatum in Stull et Latsch parrochie Pargünn inter Anthonium Domin de Stul et Jacobum dil Josch de Latsch mandatarios communitatum predictarum Stull et Latsch actores et ipsos plebanum, sindicos et covicos in Pargünn reos. Fuit longissimus et intricatissimus triennalis processus cum omnium et singulorum terminorum respective observacione tentus necnon eorundem reiteracione plurimisque productis tribusque interlocutoriis

lich tådungsleut zwuschennd den biderben leutenn und gemainden Pargun, Stul unnd Lattsch in sach sich entzwuschennd gedachtenn gemainden Stul unnd Latsch als cleger ains unnd Pargunn antwurter anders tails von wegen der absunderung vonn der pfarrkirch Pargunn unnd ain nuwe by den clegeren uffzůrichtenn haltend, vor dem erwirdigenn herren vicarien unnsers gnedigenn herren vonn Churs gschwept unnd nun durch appellation gen Rom getzogenn, zů vermiden uncostenn widerwillen und anders unrats, so villicht entzwuschennd bayden parthen entspringen mocht, wo sollich rechtvertigung ettlicher maß nit hingelegt wurde, habend sy fruntlicher maynung zů ainer thådung unnd concordy vermant, deren sy sich ann unß bayd als ir vertruwttenn ergebenn und unß zů baiden syten mit handgelopter truw ann aids statt versprochen, alles so wir als thadingsleut zwuschennd inen sprechend machtend unnd vertådingt, by dem selben zů ewigenn zytenn allweg zebeliben und darwyder kainswegs ze thůn, ze handlen noch schaffen, handlen oder gethan werden, weder durch sich selbs noch durch anderleut, vertzygenn sich hiemit parthyen bayd fur sich selbs und ir nachkomen des sententts unnd urtails durch gedachten herren vicarien zwuschend inen gegebenn, also das sy zů dhainer siten sich des selbigen furohin ewigcklich weder gantz noch zum tail behelffenn noch pruchen, sonder den selben nunmer todt ab und vertzigen achten haben und syn lassen sőllend. Uff solchs habend wir obgenantenn tetingsleut den hochwirdigenn fursten und herren, herren Paulsen bischoven ze Chur, unnsern gnedigen herren als der parthyen ordenlichen oberen unnd herren (wie billich) sampt den parthen underthenigcklich ersůcht unnd gebetten, in sőlch verthådigung unnd concordy gnedigcklich zebewilligen, das syn furstlich gnad demutencklich gethon. Dannenhar wir betrachtennd glich purde als man spricht niemands den hals abprechenn, damit die vonn Pargun abprochens unnd die vonn Stul unnd Latsch mangels halb

observatus. Agentes quoque produxerunt XIIII testes non omnino relevantes unacum oculari inspectione domini vicarii et notarii in loco differenciarum. Tandem in causa concluso dicti rei in aliquibus partibus sententie triumpharunt, succumbentibus agentibus, ita quod dicta ecclesia Stull et Latsch minime est separata a Pargunn, tamen aliter nunc provideri debet, quam hactenus consuetum fuerit. Expense tamen litis hincinde sententialiter fuerunt compensate. Et respective appellatum. Actum Curie cum partibus et procuratoribus earundem die sexta junii etc. XXII. Non composuerunt. Prefata communitas in Pargün tenetur 1 s. pro commissione cause expensarum prescriptarum contra prefatum dominum magistrum Thomam. Recepit 28. augusti anno 23. Dictus dominus magister Thomas debet pretactas expensas iuxta tenorem ultime sententie late cause desuper intentate et decise per se solum exolvere et communitas covici et sindici pretacti amplius de premissis minime erunt impetendi». Deb. Generale I, p. 612. Bischöfl. Archiv Chur. Die Gemeinden Stuls und Latsch schulden für denselben Prozeß 10 Gulden. Sie bezahlen sie durch Fort Planta, Vogt in Bergün, am 6. Juni 1523. «Tamen dicte ecclesie Stull et Latsch separari non potuerunt nec separate existunt a Pargün, sed competenter et alio modo, quam hactenus consuetum fuerit, provideri sufficienter tenore sententie debet». So heißt es l. c. p. 613; vgl. auch p. 614.

uff das minst beschwert werden, habennd wir alle mittel gesûcht und sy dem selben nach aller irer spennen unnd zwitracht vorgemelt uffs fruntlichest, so wir mögen, vertragen unnd die concordy von stuck zů stuck wie hernach volgt gemacht unnd usgesprochenn, darby sy bayd irm gelupt nach vorgethon belybenn unnd da kain ußzug noch fund, als möcht syn reductio ad arbitrium boni viri oder anderen rechtlichenn behelff sůchen oder sich deren gepruchen sôllen. Namlich zů dem ersten sol ain yeder pfarrher, so zů Pargunn ist, durch sich selbs oder ainen geschicktenn priester inn ainer yettlichen wuchen das gantz jar unnd allweg ewigcklich zwen tag, es sy fyrtag oder werchtag, welche er wil, gen Stul unnd Letsch ains umbs ander komen, inen da meßhaltenn unnd erfragenn, ob yemands by inen vor alter oder sunst kranck wer unnd dann die selbigen mit guten truwen nach ordnung unnd gesatzt christennlicher kirchenn bichtigenn unnd versechenn unnd inn solchem vall allen synen mugllchen fleyß anckeren, damit in versechenn der hayligen sacrament niemands durch inn verkurtzt oder warloset werde. Zu dem anderen soll gedachter pfarrher ann den kilchwichinen bayder capellen ze Stul unnd Latsch unnd ann irer patronen tag, als do ist ze Stul sanct Johanns der tôyffer unnd zů Latsch sanct Niclaus, dahin komen unnd in yeder capellenn ann irn tagen meshaltenn unnd dem volck das gotzwort verkunden unnd also die kirchwichinen unnd patrocinien began verhelffenn. Zů dem tryttenn soll gedachter pfarrherr ze osteren, pfinsten unnd wyenecht fyrtagen, ann welchenn tag er unnder den tryen firtagen wil, ze Stull meßhabenn, predigen das evangely unnd darby alle jar ann sant Annen tag unnd der Wetterherren fest ze Stull, sant Volrichs tag ze Letsch, wie obgemelt, ouch meshalten unnd das wort gottes verkunden, so best er mag. Zů dem vierden angesechen die wyte unnd unckumenliche des wegs, deßhalb ze besorgen die jungen kind besonder wynters zit nit komenlich noch tugcklich ze teuff getragen mogend werden unnd des sy etwan (wie vor ouch beschechen) verkurtz oder durch ungefell verwarloßt, also haben wir gemacht, das der pfarrer ze Pargunn die kind, so ze Lattsch oder Stull geboren, daselbs touffen sôlle. Unnd sodann also yeder parth dem anderen inn massenn, wie vorstadt, thůt, alß dann soll ye ains das ander umb annder sachenn unnd altharkomen solchen handel betreffennd gantz unnd gar unersucht lassen. Das sprechennd unnd vertedingent wir truwlich unnd ungefarlich in krafft ditz brieffs, der zu urckunth mit unnser yettweders aigen anhangenden insigel besigelt unnd gebenn ist am sambstag vor unnser lieben frowen tag ir liechtmes, als man zalt thusend funffhundert unnd try und zwaintzig jar nach gepurt Christi unsers lieben herren.

Nr. 2. [Um 1524]. Ohne Datum und Ort.

Eingabe der Pfarrgemeinde Tamins in ihrem Streit mit dem Pfarrer Hans Wolfray an den Bischof von Chur [1].

[Zeitgenössische Kopie, Papier. Bisch. Archiv Chur M 19.]

Hochwûrdiger fûrst! Gnâdiger herr!

Dem näch und herr Hans Wolfray ûnser kilcher zů Tumins die gmaind verclagt hat vor ûwren F. G. mit vyl artickel, als û. F. G. das in geschrift ûber anntwûrt hat, das nů die nachpurschaft fast frâmd und unbillich bedunckt und hettend wol vermaint, das wier sôlicher clag und nûwer fûnd von imm vertragen sin sôttend und veranntwûrtend die ersten zwân artickel mit ain anndren [2].

Item von deß stift briefs wâgen, wie die pfâr gestift sy, oder getailt von der pfarr Trûns und von imm deß ain copy geben uff der gmaind costen etc.[3] sprâchend wier also: Wier habend kain brief dar umm und syend imm och kain copy nit schuldig, denn wier nâmend ûns deß nût an. Wier habend ain gnâdige herschaft und die habend den kilchen satz und die wûssend uns wol zů versâchen mit uwer gnaden hilf etc. und lassend û. G. das verantwûrten.

Item der ander artickel von ettwas zů sagens halb sôllend wier von û. G. gewyßt wârden, dem nach ze komen, sprâchend wier, wier wûssend von kainem zů sagen nût, das die artickel berûr. Doch was wier zů gesait hettend, deß wier bericht möchtend wârden, das wellend wier imm halten und nachkomen etc. Och gnâdiger her, es hett noch vyl me red und anntwûrt uff ain iedeß stuck und artickel gehôrt, das mals durch kûrtze willen under wâgen läßt etc.

Item deß huß halb als er vermaint, wier sôllend imm das machen oder die pfrûnd so vyl bessren, das ers usß der pfrûnd gût machen mûg etc. sprâchend wier also darzů. Do man die pfarren tailt, do hatt die pfrûnd Tumins kain huß, do hat die gmaind ain huß koft und usß ûnsrem gût bezalt und das selb erbessret, das ain priester ain gût belyben hatt. Aber

[1] Die Eingabe ist wohl Originalfassung. Für die Datierung ergeben sich folgende Anhaltspunkte: Aus dem Jahrzeitbuch Tamins (Or. Staatsarchiv Graubünden, Chur) p. 15 geht hervor, daß vom 31. Mai 1512-14. Febr. 1522 Petrus Höwer Pfarrer gewesen ist. Der hier genannte Hans Wolfray läßt sich 1516-23 als Benefiziat in Luzein nachweisen (Jahresber. d. hist.-ant. Gesellsch. Graubündens 1932, p. 143; Ztschr. f. schweiz. Kirchengeschichte 1938, p. 180 f.). Auch ist von den Bauten an der Zollbrücke die Rede. Am 10. März 1522 erfolgte ein Schiedsspruch im Prozeß des Freih. Gg. v. Höwen gegen die Nachbarn von Trins, Tamins, Rhäzüns, Ems und Felsberg betr. Leistungen an den Wiederaufbau der großen Zollbrücke (Regesten von Tamins im Staatsarchiv Graubünden). Seit 1524, ca. September, weilte Bischof Ziegler außer Landes.

[2] Diese Artikel sind nicht mehr vorhanden.

[3] Gemeint ist die Trennungsurkunde der Kirche Tamins von der Pfarrei Trins vom 20. April 1459, gedr. bei *H. Bertogg*, Beiträge z. mittelalterlichen Geschichte der Kirchgemeinde am Vorder- und Hinterrhein. Diss. phil. Zürich 1937, p. 120-22. Man vgl. obigen Tatbestand mit dem, was dieser Autor p. 65 ff. sagt und man erkennt unschwer die völlig abwegigen Schlüsse Bertoggs.

herr Niclaus [1] het das selb vertuschet umm das, so er ietz inn hăt, und het darum ain gůten ůber wâchsel geben. Das ließ ain gmaind beschâchen, und hăt ain huß, da ain priester selb annder wol blyben môcht. Wil ers aber kôschlich hon, so machis selbs uff sin costen. Dz wôll[en] wier imm wol gunen; denn wier habend so lang puwen an der zolbruck, an der kilchen und anndre not, dz wier nûmmen mûgend.

Item deß holtz halb dem ist also. Herr Niclaus und gmaind hond vor etlichem zyt darum ain span gehept unnd sind deß uff ůnsren gnâdigen herren herr Petern von Hewen siner loblichen gedâchtnûß zûm gůttlichen spruch komen. Der hat ůns entzschaiden also, dz ain iedeß par oxsen sol dem pfarrer ietlichs jars ain fuder holtz fůren und die nit oxsen habend, die sôllend es raisen und sol geschâchen uff ain tag und denn sol er ůns die marend geben essen und trincken ze gůtten trûwen, dz zimlich sy. Dem wellend wier trûlich nach komen. Halt er ůns, so wellend wier im och halten.

Item als herr Hans vermaint, sin vich sôll fry sin in alpen und imm dorf fůr spis und lăn, vermainend wier: nain, denn es sy nit also hăr komen, wil er fůr ůnser hirten triben, so geb [ăr] och spis und lăn as ůnser ainer, denn mine herren oder iere amptlût, die ůnser hals herren sind, lat man amm selben end kainen vărtail.

Item der schnitzen und brûchen halb vermainend wier, was ăr erpt oder ărkoft gût er hette, da von sôl er ůns schnitz und brûch geben wie der Punt das geordnet hat [2], der pfrůnd gůt nâmend wier ůns nût an, hoffend und truwend û. F. G. sôll inn under wysen, ůnß sôlichs gůtlichen lassen volgen.

Item als er denn melt, umm was kain stost wăr das belyben oder geândret wârden năch siner G. gevallen, vermaint die gmaind, wz nit stost oder span hett, wettend wier och nit gern stost machen. Hettend wier aber ettwas inn, dar zů wier nit recht hettend, wettend wier alwig ůwer F. G. ůns lassen wysen zů der billikait.

Item und als denn herr Hans och in siner clag an ainem artickel berert die zins ůf zerichten, sind wier willig, doch also man hat emals gemachet XV sch. korn uff etliche stuck, die mag er in ziechen, dar zů wellend wier imm hilflich und râtlich sin, wo imm daran abgan wett.

Hochwůrdiger fůrst, gnâdiger herr! Die clag und nûwen psůch, so herr Hans an der armen gmaind Tumins tůt, das doch von imm unbillichen beschicht nach ůnsrem beduncken und tâte ůns clagens vyl nôtter denn imm, aber das selb wellend wier ietz măl lăssen belyben uff ain fůglich zyt etc. Und darum, gnâdiger herr, so bittend wier ůwer fůrstlich gnad mit sundrem flyß und under tânikait, ier wellend ůch die arm gmaind bevolhen lassen sin als wier in dem und in anndrem ain sunder gůt vertruwen zů ůwren gnaden habend.

[1] Der hier genannte Nikolaus kann nicht mit Sicherheit identifiziert werden. Doch vermuten wir in ihm Nikolaus Maschutt, der 1534 Nov. 25 als Pfarrer in Trins genannt wird (Reg. des Gemeindearchivs, Staatsarchiv Graubünden, Chur). Zuvor war er 1508 in Ilanz seelsorglich tätig, seit 23. April 1509-23. April 1522 Kurat in Schleuis, Pfarrer Sagens. Registrum Induciarum (bischöfl. Archiv Chur), p. 155, 405.

[2] Nicht mehr nachweisbare Verordnung.

Nr. 3. 27. Nov. 1524. o. O.

Bischof Paul Ziegler entscheidet einen Streit zwischen dem Pfarrer und der Gemeinde zu Schluderns [1].

[Or. Pap. l. c. M. 223. Siegel des Bischofs aufgedrückt.]

Wir Paulus von gottes genaden bischoffe zu Chur bekennen unnd thund kundt mengklichem, nachdem die wirdigen unnd ersamen N. der pfarrer unnd die gmaind zu Schluderns unnß etlich mangell unnd beschwerden, so ßy baid thail gegen ainander gehebt furpracht unnd unnß darauff gepetten haben, sy derhalb zu entschaiden, das wir demnach die selben mangel unnd beschwerden beratschlagt, erwogen unnd giettlich außgesprochen haben wie hernach volgt.

Erstlich belangend die osterfladen soll es der pfarrer unnd die nachpawrn mitainander fruntlich haltten wie von altter herkomen ist ungevarlich.

Zum andern deß kelbermals unnd der eeren halb erkennen wir, das der pfarrer ain erlich mal ungevarlich am abent mit siben unnd am morgen mitt neuwn gutter richtten geben unnd die eeren haltten soll wie von altter herkomen ist.

Dann von wegen deß viechhunds dweil die hirtten zu zeitten ungeschickt unnd ainem pfarrer beschwerlich sein, sprechen wir, das der pfarrer deß erlassen werden unnd die nachpauwrn hinfur den viechhund selbs haltten solln. Dargegen sol der pfarrer ynen iarlich sechs mutt gersten geben.

Zum dritten betreffend das seelgreth soll sich der pfarrer mit wertt bezalen lassen, wie von alter herkumen unnd geprauchт ist zu gůtten treuwen.

Zům vierdtten deß fruemesser unnd meßners halb soll es der pfarrer unabpruchlich haltten wie von altter herkumen ist.

Zum funfften von wegen deß strows, dweil der pfarrer den zechend hat, ermessen wir billich sein, das er den nachpawrn zu Sluderns das selb straw vor andern vergunnen unnd umb zimlichs verfolgen lassen, doch sol das hinfur durch tzwen unpartheysch man, so von dem pfarrer unnd dem der das strow kaufft dargeben, geschetzt werden oder wa sy baid sich nicht vergleichen mechtten, alsdan sol das der herschafft fronbott der billichait nach schetzen.

Zum letsten sprechen wir, das sich der pfarrer befleissen soll, offt unnd auff das wenigst der wochen mitt den iartagen vier messen durch sich selbs oder wa er mitt kranckhait beladen wer, durch ainen caplanen zuhaltten.

Söllich oberzeltt artickl solln der pfarrer unnd die nachpawr zu Sluderns getreulich unnd ungevarlich haltten, wie sy unns zuthůn zugesagt unnd versprochen haben. Geschechen unnd mit unnserm insigel verwartt auff sontag den XXVII novembris anno etc. XXIIII°.

[1] Sehr wahrscheinlich weilte damals der Bischof in seinem Schloß Fürstenburg, nach seinem folgenreichen Bruch mit den Drei Bünden.

Nr. 4. Ilanz, 26. Juli 1525.

Rat und Gemeinde von Ilanz
an Landammann und Bannermeister von Glarus.

Nehmen die Einladung zur Kirchweihe in Glarus an und hoffen auf eine Disputation mit dem Prädikanten Anselm Bäbler.

[Or. Pap. Zürich, Staatsarchiv Tschudi's Dok.-Sammlung B VIII 276, Bd. IX, Nr. 6 Siegelspuren].

Unnser gar fruntlich wyllig diennst unnd was wir in aller trw erenn liebs und guts vermögen zuvor. Fromen, fürnåmen wysen lieben hern und getrüwen pünntzgnossen. In disen seltzamen löiffen des gloubens und ander kriegs übung halb verwundrett unns, wie es gesuntheit und solichs umb üch standt, dan on zwyfell, wo üch wol gatt, unns nit grösers befröwen mag etc. Uff solichs wir gyrig ein mall hinus zu üch in geselschafft ze komen, da mit die jungk welt kuntsamy gewin und ein andren mer und mer lieb haben, sy wie unnser alt fordren, denen es gar wollerschossen und noch täglichen erschießen ist. Haben wir unns des gentzlich entschlosen, dis jar an euwer kilby hinus ze komen, ob unns in dem nutz widerwertiges begegne und euwer lantzman Anselm Bebler in ze vernåmen siner fülgelischen ler, ob sich ettliche der unnsern dar von am tringken und an essen bessern weren. Nach hören sagen wir unns nit wenig ab im verwünneren und befröwen, dan durch die einfeltigen demütigen groß wunderwerck Cristi geoffenbarett sint, wan ouch vormals man die heilgen stett und groß ablaß mit gelt erkoufft und heimgesucht, bedungkt unns solich vyll furchparlich [!] zu sin, bere mer andacht, so ma von tantzen und von springen sagt, dan das unser zu Rom vertzeren. Wir haben ouch ettlich hoch berümbt im gläs oder wo man narren tharf mit gemeltem Anselm zu tispurieren [...], einandren zu gutten gesellen und in euer ker ze veren, ouch unser fürnåm werd verpracht, ouch unser alt loblich harkomen hinfürrer dest baß bedacht. Das wöllen von unns im besten vermercken als das ouch beschicht. Nit mer dan got sy mit unns allen. Datum Inlantz an sant Anna tag anno etc. XXV^to^.

Werchmeister ratt und gantze gemeindt
der statt Inlanntz.

Adresse: Den fromen fürnåmen wysen aman Mad und banermeister zu Glaris, unsern besondrenn lieben und gütten fründt und getrüwen alten pünntzgnossen.

Nr. 5. [Altenstadt], 22. April 1526.

Klageschrift der Gemeinde Altenstadt gegen das Domkapitel.

[Zeitgen. Kopie, Papier, bischöfl. Archiv Chur, M. 226 [1].]

Wolgebornnen edln gestrenng hochgelerten unnd vessten gnedigen herrn etc. Ewer gnaden sein unnser underthenig gehorsam willig diennst altzeit beraitt. Demnach in kurtz verschiner zeit ain befelch von fürstlicher durchleuchtigkhait von Österreich unnserm gnedigisten herrn an unns die unnderthanen gemaynlich zu der Alttenstat ausganngen ist, welhen unns unnsers gnedigen herrn graff Hawgen zu Muntfurt etc. unndervogt uberanntwurt unnd mit unns verschaffenn demselben befelch nach zukhomen etc. betreffennd den zehennden im ganntzen khilspel zur Alttenstat gegen den corherren zu Cur, die dann fur E. G. solichs zehenden halben suppliciert unnd aber unns ir supplicacion nit uberannthwurt worden ist, damit wir darauff als die armen der F^n^. D. unnderthanen unnser annthwurt auff yetlichen artickl, nachdem unnd wir verklegt synnd, geben hetten mugen, dan als unns anlanngt, wir gen E. G. von dennen so wider unns suppliciert verunglimpfft worden synnd, als ob wir die seind, die kheinen zehennden geben wellen oder den nit zu geben schuldig sein vermaynen etc. Das ist entlich unnser maynung nit in khainen weg, sunder alein wir habend vil beschwarden, die unns des großenn unnd khlainen zehennden halben zu hannden gestoßenn seindt, mer unnd annderst dann khainen kilspel in den ganntzen vier herrschafften Veldkirch Bregenntz, Bludetz unnd Sonnenburg inn gestalt unnd form wie hernach folgt [p. 1].

Nemblichen unnd ersten so hannd die corherrn zu Cur solhenn grossen zehennden yetz vil lanng jar her ainem burger zu Veldkirchen mit namen Vlrich Brockhenn, der dann ir amptman ist, gelichenn umb ain benannthe järliche summa gelltz, der dann solhenn zehenndenn zu unnserem kilspel uff dem veld gelessen unnd nach dem derselb in der stat Veldkirchen gesessenn, deshalb er stro unnd khorn hin in in die stat gefurt unnd das zu dem aller theurristen verkhaufft, dardurch dann unns armen leutten der paw und sam enntzogenn ist. Nun haben wir die sach oder unnser anmuttung des zehennden halben nit auß khainer andern ursach oder das wir den zehennden nitt geben wellen furgenomenn, sunder wir habend vor dryen jarn unnd hernach alle jar die obgemeltten corherrn guttlichen ersucht unnd angerufft, solichen zehennden uns dem gemainen armen kispell [!] umb den phening, wie in dan der obgedacht Vlrich Prockh von inen gehebt, zu verleichen unnd zuestan zu lassen, so wellen wir innen jarlich dasselb bedingt gelt gwislich auch samenthafft zu irn sichern handen raichenn und das gnugsamlich vertröschten, sollichs unns aber noch bisher

[1] Über die vorausgehenden Verhandlungen des Domkapitels mit den vorarlbergischen Gemeinden betreffend das geistliche Gericht s. unsern Aufsatz: Bauernkrieg und Reformation in Graubünden 1525-26, Ztschr. f. schweiz. Geschichte 1940, und die dort genannten Arbeiten von *Herm. Sander*.

nye hat mugen verlanngen, wie wol unns das zum dickhern mal von innen zuegsagt wordenn, so ist es doch nye beschehenn.

Zum anndern so synnd die corherrn, als sy sprechen, lehenherrn, unnd setzennd unns da zu der Altenstat ainen pharrer, der innen gefelt unnd werdennt mit im ains [p. 2], wie sy wellent, auff das allernegst unnd verorndent im, das er sein auskhomenn sol habenn an dem khleinen zehenndenn, als von krut, huner, genns, ops unnd annders der gleichenn kleinen dings, der gestalt dann im ganntzn lannd an khainem ort sölich khleiner zehennt nitz ist noch ertragenn mag unnd im och noch bisher gar wenig worden ist. Des gleichen hannd sy im dem selben pharer zur Altenstat verordennt das seel gerett: vonn aim althenn menschen vier und newn schilling phening, er sey reich oder arm. Darbey man aber mag verstonn, dz die lehennherrn selbs phartheyß nach irem aygen nutz auff unnsern schaden unnd on unnser wissen unnd willen also ain vicari da dingendt, der inn soll unnd muß glupt schwern, sy darwider und weitter nit mer anzufordernn. So ist auch garwenig im jarzeitbuch unnd mynnder dann auch khain kilspell im lannd hat unnd ist auch ain groß weit kilspel unnd auch ain groß geferlichs wasser, da der prister oder pharer zů der Altenstatt sol unnd mueß die leutt versechenn. Do ist auch durch sy die corherrn als secher aufgesetzt, wan ain arm man ennhalb des wassers des pristers notturftig ist, so solle der selb dem prister sin roß schickhen fur sein haus, damit er khume reitten, so hat aber offt und dickh der funfft oder sechst underthann khain ros. Zu dem so ist auch demselben vicari ain großer lon gesetzt, den der arm man geben mus, solichs unns armen leutten ain gros beschwerdt ist.

Zum dritten so habennd wir ain beschwerdt des pharhoffs [p. 3] unnd widemhaus halben, darin ain pharrer soll unnd muß hausen. Da hannd die corherrn als selb sacher erkhennt, das der pharrer oder vicari daselbs solle das widemhaus in ern han, den chorherrn an schaden, unnd wen etwas daran zu pawen nott sey, so sollen wir die underthannen zeug fuer und holtz dartzu geben unnd der pharer die speis oder cost unnd der heilig den lon unnd nach dem es aber ain arme kirch ist, die weder rennt noch gult von ir selbs hat unnd so nun die corherrnn den großen wein und kornn zehennden daselbs innemen unnd dartzue alle widem gutter selbs verleichenn und nyßennd unnd der pharer nichtz daran sol habenn, deßhalb der pharhoff vor ettlichen jarn bey her Vlrich Gurtler[1] unnserm vicari paulos unnd dachlos wordenn, und do nun maister Vlrich[2], der yetzig vicari, auff die pharr zogen, da ist das haus dachlos unnd inngefallen gewest,

[1] Ulrich Gurtler von Feldkirch, 1471 Student in Basel, 1481 in Freiburg als Kaplan Freiherr Werners von Brandis, 1502 als ehemaliger Pfarrer von Altenstadt bezeugt, 1503 als Kaplan in Feldkirch präsentiert. Starb Okt. 1503. Über ihn heißt es ausdrücklich: «Mortuus est nil reliquendo». Siehe meine Nachweise in Jahresber. d. hist.-ant. Gesellsch. Graubündens 1932, p. 140, No. 171.

[2] Pfarrer Ulrich Mayer, 1482 Student in Leipzig, wird ebda. Magister, 1498-1503 Kaplan in Feldkirch, spätestens 1521 Pfarrer in Altenstadt. Siehe diese Zeitschrift 1938, p. 179.

darumb man nothalben denn heilligen angreiffen musen und im helffen ain annder haus pawen, da dasselbigen mals der heilig auser unnser der unnderthannen fur holtz und tagwerch auch des pristers darlegen ob sechtzig gulden costung leiden mussen. Das alles hette von biligkhait wegen den corhern solichen costung zu tragen geburt. Deshalben wir verhoffen unnd vermainen die bemeltten corhern unns solhen khostenn widerkherrn unnd legen unnd hinfurtter unns sollichs costenns ennthladenn unnd den widem selbs pawen unnd innheeren haltten sollen, dieweil sie als oblaut alle inkhomen zu innen zichenn [p. 4].

Zum vierden so ist es inn disem lannd inn allen kilspeln also ain loblicher brauch, das alle gotzheuser unnd phrunden widem guetter haben, also ain pharrer oder vicari muege ain ros halttenn oder kue, mueg ain ackher pawen, damit er sein narung oder haus haben dest bas hinbringen, auch durch gotzwillenn den armen, des gleichen seinen underthannen hilfflich unnd rattlich sein mug. So ist die phrund zu Alttenstat die eltist phrunt und elter [als] Veldkirch, unnd wen man ain pharrer zů Veldkirch setzt, so muß man den zu der Alttenstat am ersten auff den althar setzen, unnd nach dem die yetzgemelt pfar zur Altenstat ganntz guete widem guetter hatt, die selben nutzend und nyßen die corherrn zu Cur unnd thun unns underthannen nichtz dargegen. Damit so ist das kilspel mercklich beschwärt unnd vermainend, dieweil unns unnser pharher oder vicari altzeyt muß gespannen stann in lieb unnd laid unnd er auch das bisher treulich gethonn hat unnd yetz in kurtzen iaren der sterbennden leuff halbenn drey boß anstöß erlitten unnd sich treulich gewaget hat unnd bey unns verharret, unangesehen seins kleinen einkhomens, wie oben angezaigt ist, unnd wo er nit also ain frumer lanndtman, es weren in diesenn sterbennden leuffen all vicari dem kleinen inkhomen nach hinweg geloffenn, darmit wol hette mugen daraufsteen, dz wir all der corhernn fursechung halb in solhen notten hettend musen verlassen sein unnd dieweil [p. 5] die loblich phrund, so ain eerlich inkhomen hat mit dem ganntzen wein zehennden am Ardatznperg, auch korenn zehennden unnd widem guetter, so solle aller billigkhait nach unnserm selsorger, der unns versicht im leben unnd zum tod auch ain eerlichs einkhomen verornnet werden, damit er seine unnderthonnen auch muge mit eeren stattlich unnd wol versechenn, unnd ligt am tag, wan yetz unnser brister maister Vlrich Mayr genannt, nitt hette von im selbs sein vätterlich unnd muetterlich erb, so hette er khain zeit bey unns mugen bleibenn, allain das er sein narrung nit hette mugen haben und ist auch das widem haus an der gmain lanndstraßen. Deshalb da alle armen menschen, auch sunst arm kriegsfolckh da ain verlauffen und zuckher hat, dz ein brister, der da sytzt, nit on sein mag, er muß auch durch gotz willen geben oder ain gros clag uber in lasen gann und alles das, das ainem pharrer not ist unnd er khann muß, es sey haus holtz oder was zu ainem haus haben gehort, das hannd die corhern als partheysch secher dem brister verordennt inzunemen allein auff unns armen leutten unnd hannd einen brister verorndt holtz, do sie selbs nit hawen dorffen, gleich ob die herligkhayt unnd obrigkhait an dem end iren sie, das ab [!] gottwil nit ist noch gestat werden sol, dann wir habennd

ain eerlichen unnd gnedigen lanndsfursten, dem sollich obrigkhait unnd herlichkhait billich zuestatt, dann solichs alles das lehenn der [p. 6] zehenndenn, auch widemguetter alles gotz gabenn sind unnd von den alten loblichen herren dahin gebenn worden sind, nit von innen selbs khomen, sunder allein das man darumb solle an aim yeden ort, da solichs ist unnd feldt, durch got unnd er willen gott loben unnd ern unnd nit also mit aim misbrauch sollichs in zunemen gestatten oder unns arme leutt damit beschwern. Alles das, das dann wir als die armen getrewenn unnderthannen unnserm gnedigistenn herrn unnd lanndsfurstenn zuthun schuldig unnd phlichtig sind, darinn wellennd wir unns altzeit erzaigen unnd haltten als die gehorsamen.

Zu dem funfften unnd letzten so sytzen wir in ainer loblichen herschafft unnd obrigkhait, da hohe unnd nydere gericht unnd gefreytthe lanndtgericht sein. Deshalb wir arme unnderthannen zu der Alttenstat E. G. anstat unsers gnedigisten herrn etc unnderthenigklich anruffen unnd bittennd, die wellen unns bey unnserm althenn herkhomen schutzen, schirmen unnd hannthaben, damit wir yetz und hernach nit muessend auff weittere unnd andere gericht unnd fur geistlich obrigkhaitten cittirt, erfordert unnd angesprenngt werdenn, sunder so erpittennd wir unns den corherrn oder irm procurator in diser lanndfart unnd disen vier herschafften, wo unns gegen innen durch ewer gnadenn ain gleich unpartheysch gericht verordnet wirdet, da auff ir clag allwegen zimblich [p. 7] anntwurt zu gebenn guttlich oder rechtlich oder dz durch E. G. in namen unnsers gnedigisten herrn comissarien hie ussen dartzu verordennt werdenn, da wir gehorsamlich erscheinen unnd da allweg antwurt gebenn unnd verhoffen, wan der hanndl aigentlich und nach notturft zwischenn unnser paider seitten verhort wirdet, wir werden sollichs gegen ewer gnaden genyßen unnd nit entgeltten, dann alles das, dz wir schuldig sind, werden wir unns wol berichten lassen unnd zimblichen folgen ; doch dz so unns unnd den unnsern auch billich zugehort, das sollichs auch verordnet unnd gemachet wurd durch unpartheisch geschickht personnen, unnd darauff unnsern pharrer sein inkhomen auch eerlich zu gestelt wurde. Dem allen nach bitten wir E. G. mit ganntzen unnderthenigen vleis, die wellen unns im hanndl gnädigklich bedenckhenn unnd befolhen habenn, auch sonnderlich genissen lassen, das wir die von der Althenstat gemainlich im ganntzen kilspel unns in denn verganngen aufrurigen leuffen unnd emporung albeg gehalttenn haben als die gehorsamen herschafft leutt, des wir begern E. gnaden sölichs sich zu erkhundigenn an unnserm gnedigen herrn graff Haugen zu Muntfurt etc. auch an ainem ersamen stat aman unnd rad zu Veldkirchenn, auch lanndaman und baiden gerichten Ranneckhwil unnd Sultz, desgleichen aller vier herschafften ambtleutten, unnd ist unnser bitt unnd begern vil mer, dan die so wider unns supplicirt haben, in rechtmessigen billichenn [p. 8] austrag des hanndls guetlich oder rechtlich unnd wer unns am aller liebsten solichs vor E. G. zu Innsprugg zu beschehen und auszutragen. Aber gnedig herrn, dieweil wir solichen hanndl zu slecht, unverstendig, auch gar nit verfast sein mit verstenndigen leutten, die sollich rechtferttigung der ennde nach statten auszufurren khunnennd oder

wissennt auch yemands, der unns mit hilff, rat oder beystanndt erschieslich auser lannds zu raisen aufbringen noch den cossten darauff zu legen vermugennd, sunst achten wir all woll, setzn auch inn khain zweiffl, so E. G. oder yemannds, der von E. G. zu comissarien in disem hanndl furgenomen wirt, gestabt unnd gvunt desselbenn aygenntlichen vernemenn, es wurde dahin geordnet, dardurch wir nit also beschwert, auch die egemeltten corherrn sich wider die billigkhait nit beclagen mochten, dan das jarzeit buch hat inn dz gut zuveston, das es wider alle geistliche billiche recht ist. Hiemit thun wir unns E. G. als unnsern gnedigen herrn in aller unnderthenigkhait befelhen. Actum am sonntag vor sannd Jörgentag anno etc. im XXVI.

Ewer Gnaden

unnderthenig und gehorsam underthon
N. die sibner auch die ganntz
gemain zu der Alttenstat bey Veldkirchen.

Adresse und Siegel fehlen.

Nr. 6. [Chur, 23. April 1526] [1].

Antwort des Domkapitels auf die Klageschrift der Gemeinde Altenstadt.

[Zeitgen. Kopie, Papier, l. c. M. 226.]

Wolgeborn, edel, gestreng, hochgelert, ernvestigen und gunstig herrn ! Auff die supplication, so die von der Altenstat E. G. und gunst auff gesterigen tag uberantwurt, gebn wier disen nachvolgenden underricht und antwurt.

Auff den erstn artickel « nemlich » anfahend etc. sagen wier, das die nachpaurn von der Altenstat vor etlichen jarn den zehent daselbst von unns emphangen und ingehabt, aber uns den vor etlicher zeit auffgesagt. Deßhalb wier den nochmals Vlrichen Brocken umb ain zimlich gelt auff etliche jar zuegestelt, mitler zeit habn die nachpaurn obengemelt denselbigen zehennden von uns begert und haben welln. Dieweil wier aber ime Brocken den auff etliche jar zuegestelt, haben wier mit fuegen ime desselbigen nit entsetzen mögen. So aber sych die jar verlauffen und ain nachpaurschafft uns darumb begruest und uns mit billichait begegnet, mögen wier in den vor ander auß freuntschafft, aber kainer gerechtigkait leichen und zuestelln. Doch wellen wir darzue unverbunden sein.

Auff den andern artickel den vicari betreffend wern wier wol den nachpaurn ainiche antwurt darauff, dieweil derselb den vicari betreffend ist, ze geben nit schuldig, gebn aber disen bricht. Wiewol der pfarrer sein zimlich underhaltung hat und gar nichts klagt, so haben wier doch ime yber dasselbig in disem jar, damit er sich nit zu beclagen het, als vil als III som weins und allen klainen zehenden und anders, des er sich wol benuegt und behelffen will, zuegestelt.

[1] Das Datum ergibt sich aus dem Text selbst.

Auff den drittn artickel den paw des pfarrhoffs betreffend [p. 1], geben wier E. G. und gunst zuerkennen, das bisher ain vicari mit hilff der underthonen den pfarrhoff gepauet hat. Darumb haben wier ime dem pfarrer wein traid und anders gelassen, das er on klag gewesen und was von alter herkomen sind wir zuthuen nochmals willig und erbietig, aber weiter zuthuen oder zuhandln achten wier nit schuldig sein.

Der viert artickel, so auch den vicari betrifft, ist kainer antwurt wirdig; dann der vicari begert unnd clagt nichts, begert kains pferdts und ist neulich bei unns gwesen und sich mit uns und wier uns mit ime vertragen haben, erclagt sich nichts.Dieweil sich aus der von Altenstat selbs suppliciern befindt, das wier den zehennden zue der Altenstat lang zeit verlihen und ingehabt, sollen sy unns den billich gebn und vervolgen lassen und uns des an recht nit entsetzen. So sy aber uns oder wier sy deßhalb rechtes nit erlassen mögen oder wellen, waist ain yetliche parthei die ander wol nochmals zuersuechen. Begern demnach E. G. und gunst wellen mit den nachpaurn zue der Altenstat, damit sy uns solches zehenden und ruebigen inhabes an recht nit entsetzen, ernstlich verschaffen. Das wellen wier in aller underthenigkait sambt der billichait umb E. G. und gunst allzeyt zuverdienen geflissen sein.

E. G. underthennigen thümmprobst, dechatt und ganz capittel zu Chur.

Dorsalnotiz: Antwurt, so denen von der Alltenstatt geben etc.

Nr. 7. Innsbruck, 3. Mai 1526.

Erzherzog Ferdinand von Oesterreich mahnt die Vögte von Feldkirch und Bludenz, mehrere Gemeinden des Vorarlbergs zum Gehorsam und zur Zahlung der schuldigen Zinsen und Zehnten an das Domkapitel zu Chur anzuhalten [1].

[Notarielle Kopie, Pap. l. c. Kopie registriert im Walgäu-Buch I (Landesregierungsarchiv Innsbruck), fol. 48f.]

Wir Ferdinand *etc.* embieten den edln unsern lieben getrewen Haugen, graven zu Montfordt, unserm vogt zu Veldkhirch und Märck*en* Sittichen von Embs, unserm vogt zu Blůdentz unnd Sonnenberg, so hie mit ermant werden, unser gnad und alles gůts. Wiewol wir euch auff suppliciern unnd anruffen der ersammen gelerten, unnser lieben andechtigen N. brobst

[1] Vom gleichen Tag datiert ein Schreiben der Innsbrucker Regierung an die Siebner und die Gemeinde zu Altenstadt, worin betont wird, daß der Einzug der Zinsen und Zehnten mittels des geistlichen Rechts sistiert und ein Mandat an die obigen Vögte ergangen sei. Walgäu-Buch I, fol. 49 f. Noch am 21. Mai 1533 mahnt die Regierung in Innsbruck die Vögte zu Feldkirch und Bludenz im gleichen Sinn; zugleich übersendet sie eine Supplik des Dekans und der Priesterschaft des Walgaus, l. c. II, 25 f.

dechandt unnd capitel des tůmbstiffts Chůr [1] von wegen irer zechenndt zins und gulten, so inen die underthonen und gerichtslewt zu Blůdentz, Burs, sant Gallen, Gåffis, sant Barthlomeusperg und unser Frawen kirchen in Mantafonn, derglichen die vonn Bangs, Bredris, Nofels, Maschels und Altenstatt [2] aiges furnemmens wider alt herkhommen vor halten, ernnschlich geschriben unnd bevolchenn habenn, das ir mit allen den selben obgemelten unnderthanen, so euch obgemelt capitel oder ir procurator in ewr verwaltung antzaigen werden, verschaffen unnd bey inen daran unnd darob sein, damit sy dasselb capittel sölcher irer gewondlichenn zehenndt zinns unnd gulten, wie sy dann die von alter heer geben habenn, raichen unnd volgen lassen unnd aiges gewalts der selben nit entsetzen sollen, wo sy aber nachmals deßhalben gegrünt einred zu haben vermainten, das ir sy als dann doch unentsetzt des stiffts zehennden hieher fur unsern stathalter und hoffratt auf phintztag nach dem sontag jubilate [3] ytzverschinenn durch ire amtlew [!] zu erschinen, daselbst yemandt von gedachts capittel auch sein und gemelt stathalter und hoffrat darin, was sich gepurt, furnemmen und handlen werdenn, vertagen unnd beschaiden söllet, alles innhalt desselben unnsers bevelhs, deshalben an euch ausgangen, so vernemmen wir doch unnd werden unangesechen, das sy als die ungehorsammen auf sölh unnser ausgangenn bevelh und citation nit erschinen sein, bericht, wie sy gemelt capitel sölch vorgemelt zehenndt, zinß und gulten noch nit bezalt, sonder inen die noch aus ir selbs aigen gewalt vorhalten, welhes unns nit zu clainen misfallen raicht, inen sölhs auch, dieweil niemandt seines rubigen innhaben on recht spoliert oder entzetzt werdenn sol unnd sonderlichen auf des capitls verrer anruffen zu gestatten in dhainen weg gemaint sein wil und dieweil wir dan mit gedachtem capitl auff gemelter underthanen furgebracht beschwerden so vil gehandlt unnd sy dachin vermugt, das sy mit der geischlichen jurisdiction oder gerichtszwanng in einziehung des gedachten zehenndts zinß gulten unnd anderm biß auf unser comissari ankhunfft, so wir des unnd anders halben in khurcz hinaus verordnen werden, stillsteen, unnd mitler zeit solh zehendt zins und gulten durch ewr als unnser der underthanen furgesetzt oberkait hilff eintziehen wellen, emphelhen wir euch mit sonnderm ernnst unnd willen, daz ir innhalt vorausgegangenn unnd dicz unnser bevelhs unnd auf obgemelte unnser handlung bey gemeltenn underthonen auff des capittels oder irs procurators ersuochenn unnd begern von unnsern wegen ernnstlichen verschaffet, daran und darob seyet, damit sy on verrer auszug unnd gebrauchung irs aigenn furnemenn und gewalts die verfallenn unnd ausstenden zehennden zins unnd gulte nentrichten unnd bezalen unnd gemelt capitl des-

[1] Die Supplik des Domkapitels wird von Erzherzog Ferdinand bereits am 19. Jan. 1526 nach Innsbruck übermittelt. Sie scheint nicht mehr erhalten zu sein.

[2] Vgl. *Ludw. Rapp*, Topographisch-historische Beschreibung des Generalvikariates Vorarlberg I (1894), p. 289 f.; 309, wo die Übereinkunft des Pfarrers mit der Gemeinde Altenstadt betreffend den kleinen Zehnten vom 16. März 1530 mitgeteilt wird. Siehe auch p. 672.

[3] Donnerstag den 26. April.

halben unklaghafft halten. Vermainen sy alsdann darinn in ainichem beschwert zu sein, so mugen sy solhs nach beschechner unnd gethoner entrichtung fur obgemelt unnser commissari bringen, so werdenn wir dieselben der pillichait nach dar inn und in allen andern beschwerden einsechung thun und hanndln, was sich in crafft derselben commissionn gepuerenn wirdet und hierinn mit ernst unnd vlis handlet. Daran thuet ir unnser ernschliche meinung. Gebenn zu Ynnsprugg am dritten tag des monats may anno etc. vicesimo sexto.

Rudolff graff zu Sultz etc. stathalter.

Commissio Sere^mi etc. domini principis archiducis in consilio.
Beatus Widdmann doctor cancellarius Tirolensis subscripsit.

Dise copy ist verhört unnd verlesen gegen dem originäl unnd concordiert von wort zů wort dem selben. Deß zů urkundt hab ich maister Hanß Vetter, ain offner notari, mich mit aigner handt underschriben.

Idem Joannes Vetter subscripsit.

Liste inédite des églises et chapelles fribourgeoises ainsi que de leurs autels vers la fin du XVI^me^ siècle.

Par L. WAEBER.

(Fin.)

On aura remarqué qu'il manque la ville de Fribourg dans la liste des églises, chapelles et autels insérée par le prévôt Schneuwly dans ses Constitutions capitulaires.

Pour la collégiale de Saint-Nicolas, la lacune peut être comblée au moyen du volume même auquel ces tables ont été empruntées. En effet, au Livre II, Tit. 1 (p. 144 de l'édition primitive), un chapitre — c'est le 10^e^, bien qu'il ne soit pas numéroté — est intitulé : *De redditibus altarium et eorumdem dispensatione sive usu Ecclesiæ S. Nicolai.* L'auteur y explique que les fondations affectées aux autels ainsi que les messes dont elles doivent fournir les honoraires sont de deux sortes : les unes communes et les autres particulières. De plus, certains autels ont été dotés à double, tandis que d'autres n'ont presque pas de revenus, parce qu'ils n'ont pas été l'objet d'une fondation ou parce que leurs biens ont été aliénés dans la suite.

Voici maintenant l'article 1 du même chapitre, qui fournit la liste des vingt autels de la collégiale de Saint-Nicolas [1]. Nous les énu-

[1] Les autels de la cathédrale de Saint-Nicolas sont actuellement (le maître-autel non compris) au nombre de 11 : au haut de la nef centrale, adossé à la grille du chœur : l'autel de Saint-Martin ; à l'extrémité de la nef latérale de gauche : l'autel de la Communion, et, au haut de la nef latérale sud : celui de la Sainte-Croix ; enfin, dans les chapelles des embrasures de fenêtres, du côté de l'épître, en commençant par le haut : les autels du Sacré-Cœur, de Notre-Dame des Victoires, de Sainte-Anne et, tout en bas, après la porte latérale, celui de Saint-Antoine ; du côté de l'évangile : les autels de Sainte-Barbe, de Saint-Josse, des Trois-Rois et enfin de Saint-Sébastien.

Sauf pour les trois premiers, l'emplacement occupé par ces autels n'est plus celui qu'ils avaient anciennement : les murs extérieurs de la collégiale étaient alors ceux dont les vestiges demeurent, près des portes latérales (jusqu'aux piliers qui les encadrent et légèrement au-delà). L'église, en d'autres termes, était moins large qu'actuellement ; les embrasures de fenêtres, qui forment aujourd'hui autant

de petites chapelles latérales, n'existaient pas. Par contre, des autels étaient adossés à la muraille, au pied des fenêtres, à raison d'un par travée (excepté naturellement celles où se trouvaient les deux portes latérales). En outre, un autel était disposé contre chacun des huit piliers entièrement dégagés de la nef centrale ; et ces autels, quoique différemment orientés, faisaient à peu près vis-à-vis à ceux qui se trouvaient contre les murs de l'église.

On possède, à partir du XV^me^ siècle, plusieurs listes des autels de Saint-Nicolas. La visite de 1453 (résumée dans ASHF. I, p. 269-72) énumère, avec les noms des fondateurs, 17 autels, le maître-autel non compris (nous en ferons également abstraction dans la suite) et non comprises également deux chapelles — on sait que, anciennement, on dit indifféremment chapelle ou autel — qui ont été ajoutées après coup, en marge, dans le manuscrit de la Stadtbibliothek de Berne. — Il existe ensuite, datée du 30 novembre 1552, une liste des autels de la collégiale, avec leur répartition entre les différentes corporations qui en possédaient la collature, lorsque celle-ci n'était pas demeurée entre les mains des fondateurs (GS. [Geistl. Sachen ; archives cantonales] 229). Elle énumère également 17 autels. Elle en supprime deux : ceux de Saint-Pierre et de Saint-Jean, mais elle en introduit par contre deux nouveaux : ceux de Saint-Michel et du Mont-des-Oliviers. — Ici se place chronologiquement la liste des Constitutions capitulaires de Pierre Schneuwly, liste absolument identique à la précédente, sauf qu'elle reprend les deux autels de Saint-Pierre et de Saint-Jean. Notre prévôt arrive ainsi à 19 autels latéraux. Ailleurs (L. II, Tit. 1, cap. [32], art. 2), il s'arrête au nombre de 18, parce qu'il fait abstraction des trois chapelles sans revenus, mais compte chacun pour deux, comme déjà plus haut (L. I, Tit. 1, cap. 11, art. 20) les autels de Saint-Martin et du Saint-Esprit, doublement fondés, sa préoccupation, comme dans les autres endroits de ses constitutions où il parle des autels de la collégiale (L. I, Tit. 1, cap. 11 [p. 31 sq.] ; L. II, Tit. 1, cap. 32 et 33 [p. 197 sq.]), étant uniquement de répartir, aussi équitablement que possible, entre les chanoines les charges (ou plutôt les avantages) de la desservance de ces diverses chapelles. — Des 19 autels mentionnés par Pierre Schneuwly, 17 se retrouvent — il y manque ceux de Saint-Sylvestre et de Saint-Pierre — dans le *Cerimoniale* de Saint-Nicolas. C'est un volume conservé aux archives capitulaires. Il a été écrit de la même main qui a transcrit l'édition primitive des Constitutions capitulaires de Schneuwly, et c'est dire (Cf. ci-dessus, p. 27) qu'il en est à peu près contemporain. La liste se trouve à la p. 84, au chapitre intitulé : *Des missis non quotidianis*, dans lequel le cérémoniaire énumère les autels de la collégiale où se célèbrent, certains jours, des messes privées ou des messes votives. — A la même époque remonte une pièce intitulée : « Ordnung und abtheillung der Künigrychen, wie sie uff der H. Dryer Künigentag under die gselschafften und geschlechter sollend, von siben zu siben Jaren, umbgan und abgetheilt werden. » (GS. 371). 21 autels y sont énumérés en colonne, y compris le maître-autel. Celui de Saint-Martin compte pour deux, parce qu'il est doublement doté. Celui de Sainte-Barbe manque ; par contre, on a ajouté, comme 21^e^, la deuxième fondation du maître-autel : *S. Nicolai fundationis parochiæ : Gerber in der Ouw*. A côté de chaque autel figure le nom de la corporation ou de la famille qui en possède la collature. L'autre partie de la feuille est occupée par une circonférence, de laquelle se dégagent 21 bandes ou rayons, avec, dans chacun d'eux, le nom des trois autels dont les chapelains doivent, pour une même année, remplir les fonctions de roi à la fête de l'Epiphanie. Au centre de la circonférence se trouve cette inscription : *Series altarium Ecclesiæ S. Nicolai per vices trium Regum disposita ... repetenda subinde vicenis singulis annis ab initio inchoando ab anno 1599*. Parce que le cycle est de 21 ans, et qu'il doit recom-

mencer en 1599, une main plus récente a écrit, comme date supposée de cette pièce, l'année 1578 : elle se place en tous cas vers la fin du XVI^me siècle. C'est dire que, comme la précédente, elle est contemporaine de celle du prévôt Schneuwly qui nous occupe. — Il n'y a pas de listes de la première moitié du XVII^me siècle. On en possède deux, par contre, pour les années 1660 à 1690 : d'abord, les recès de la visite canonique faite à Saint-Nicolas, les 27 et 28 juin 1663, par l'abbé Buman d'Hauterive (Archives capitulaires, Visites canoniques). Ce procès-verbal énumère 19 autels (y compris celui de Sainte-Barbe, qui est mentionné de nouveau, tandis que celui de Saint-Michel devient celui de Sainte-Anne et l'autel de la Vierge-Protectrice est substitué à celui du Saint-Sépulcre). — En 1687, le chanoine Fuchs, dans sa Chronique fribourgeoise (Cf. cette Revue, 1939, p. 241, n. 2) consacre plusieurs pages (les pp. 373-81 de l'édition imprimée) aux autels de Saint-Nicolas (dont un nouveau : celui de Saint-Charles). Il se place à un point de vue particulier : celui des obligations des chapelains des divers autels quant à la Fête des Rois. Sa liste, due à un historien particulièrement au courant des choses de la Collégiale, présente pour nous un intérêt spécial : toutes les tables signalées ici énumèrent les autels dans l'ordre où on les rencontre en circulant dans l'église de Saint-Nicolas, soit qu'on en fasse le tour, en commençant ou bien du côté de l'épître, ou au contraire du côté de l'évangile, soit qu'on parcoure successivement, de haut en bas, d'abord la nef droite, puis la nef gauche, ou inversement : les quatre systèmes sont représentés, et c'est dire que nos listes sont indépendantes les unes des autres, ce qui augmente naturellement leur valeur ; mais celle de Fuchs a quelque chose de plus : elle numérote les autels et signale lesquels sont adossés aux piliers, et lesquels leur font vis-à-vis le long des murailles. C'est dire qu'elle nous renseigne exactement sur leur emplacement. — Enfin, il existe aux archives cantonales (GS. 729, N° 2) une liste, non datée, mais remontant, semble-t-il, à la première moitié du XVIII^me siècle, énumérant, comme la chronique de Fuchs, 20 autels. Elle attribue à la plupart d'entre eux plusieurs patrons supplémentaires, non attestés jusqu'alors et qu'on ne retrouve plus dans la suite.

A cette date, soit vers le milieu du XVIII^me siècle, le remaniement des autels de Saint-Nicolas, commencé depuis au moins un siècle et demi, était terminé. La muraille n'avait été percée, tout d'abord (vers le début du XVI^me siècle), qu'à un seul endroit : au haut de la nef latérale de droite, pour créer une chapelle nouvelle à la demande de Pierre Falk. On a maintenant élargi toute l'église, reculant pareillement les sept autres fenêtres. Les arcs-boutants sont désormais noyés dans la maçonnerie : seuls émergent encore les pignons qui les dominaient. Par ailleurs, les huit autels adossés aux piliers ont été supprimés, tandis que ceux qui se suivaient le long des murs ont été placés dans les nouvelles embrasures des fenêtres et appuyés contre les arcs-boutants désormais murés. On a associé enfin aux saints qui étaient leurs patrons, le nom des titulaires des autels disparus. La visite canonique de Saint-Nicolas qu'entreprit, le 21 mai 1776, Mgr Joseph-Nicolas de Montenach, visite dont les recès datés de l'année suivante sont conservés, en double exemplaire, aux archives du Chapitre (M. l'abbé Ducrest les a publiés, en grande partie, dans le I^er volume des *Annales fribourgeoises* [1913]), énumère pour la première fois les 11 autels — 12 avec le maître-autel — que renferme désormais la collégiale de Saint-Nicolas. Ce sont les onze qui subsistent aujourd'hui, à cette différence près que les noms de la moitié d'entre eux ont encore été l'objet de nouvelles modifications. La dernière — qui n'affecte, il est vrai, qu'indirectement les autels — est celle que suggère le choix des saints représentés par Mehoffer dans les vitraux dominant chacune des chapelles latérales de la cathédrale.

mérons en colonne, avec, entre parenthèses, des précisions empruntées principalement aux deux chapitres suivants, précisions que nous reproduisons en latin lorsque nous les transcrivons textuellement, et en français lorsque nous nous contentons de les résumer :

Altaria sunt in templo Divi Nicolai viginti [1], ut chori maius, (ce maître-autel était celui où se célébrait la messe quotidienne de Prime, sans revenus spéciaux, fondée, ainsi que l'heure canonique du même nom, en 1453, par l'Avoyer Gambach [2]) ;

dein S. Martini [3], (avec double fondation : l'une, en date du

Les listes que nous venons d'énumérer s'en tiennent à l'intérieur de la Collégiale. Elles omettent par conséquent la petite chapelle érigée, vers la fin du XV^me^ siècle, (Cf. RM. 12, f. 59^v^, du 7 mars 1495), sur le cimetière qui entourait l'église, à proximité du chœur. Elles ne parlent pas non plus d'un autel qui se trouvait, semble-t-il, à la sacristie : un acte du 1^er^ août 1686 (Donation de Saint-Nicolas [arch. capit.] 263) demande en effet que soit érigé à la sacristie un autel en l'honneur de Notre-Dame et de sainte Elisabeth. Il est vrai qu'un autel de Sainte-Elisabeth est déjà attesté plus tôt (Don. S. Nic. 240, du 27 novembre 1611) ; mais il s'agissait peut-être, comme dans d'autres cas analogues, de la patronne secondaire d'un autel désigné habituellement sous un autre nom.

[1] Voici un schéma indiquant comment étaient disposés, vers la fin du XVI^me^ siècle, les autels énumérés par Schneuwly. Les huit autels des deux colonnes intérieures sont ceux qui étaient adossés aux piliers :

Altare maius

Joannis Evangel.	B. Virginis	S. Martini	Jacobi	Montis Oliveti
Stephani	Petri	Georgii		Sepulchri
Regum	Jodoci	Sylvestri		Michaëlis
	S. Spiritus	Elogii		
Sebastiani	Barbaræ	Antonii		Laurentii

[2] A l'époque du prévôt Schneuwly, les patrons du maître-autel étaient : le Conseil pour la messe de Prime, et l'abbaye des Tanneurs pour la seconde fondation (GS. 229 et 371).

[3] L'autel de Saint-Martin est l'un des six (les cinq autres sont ceux de Saint-Jean, de Saint-Sébastien, de Saint-Sylvestre, de Saint-Michel et de Saint-Antoine) qui sont mentionnés régulièrement, à partir de 1570 jusqu'à la fin du XVII^me^ siècle, dans les comptes de l'Hôpital, sous la rubrique : traitement semestriel des chapelains (certaines donations faites à l'hôpital comportaient des messes fondées, à dire en particulier à l'église de Notre-Dame, mais aussi à celle de Saint-Nicolas). Dans les comptes de la Grande-Confrérie, ou confrérie du Saint-Esprit, on trouve, dès 1462, les deux autels du Saint-Esprit et de Saint-André, auxquels s'ajoute, depuis 1481, celui de Saint-Jean (autel Bonvisin), et ces trois autels (avec, en plus, la chapelle du Saint-Vult, que nous rencontrerons plus bas) sont mentionnés régulièrement, sauf lacunes dans les comptes, jusqu'en 1607. En 1552, exceptionnellement, apparaît en plus celui de la Sainte-Trinité.

10 septembre 1356 [1], par la confrérie de Saint-Martin, et l'autre par l'abbaye des Tisserands [2]) ;

Jacobi, (cet autel n'avait presque plus de revenus [3]) ;

Montis Oliveti [4], (de iure patronatus nobilium Perromanorum) ;

Georgii, (fundatores primos habuit [5] , postea hæreditate accessere D. Petrus Faucigny eques auratus, et ex testamento postea familia Zimmermannorum [6]) ;

[1] Schneuwly se réfère certainement aux Constitutions de la confrérie de Saint-Martin qui sont conservées dans les premières pages, non foliotées, du 1er volume des Manuaux du Chapitre de Saint-Nicolas. Plus exactement, ces statuts, suivis d'une liste de 84 confrères, écrite de la même main, soit d'une écriture du début du XVIme siècle, forment le commencement d'un registre qui devait être consacré à la confrérie de Saint-Martin, mais qui, n'ayant pas été continué — sauf que, ensuite, la liste des membres a été augmentée de 80 noms encore — a été utilisé plus tard, en 1578, comme volume des procès-verbaux des séances capitulaires, et folioté à partir des pages consacrées à cette nouvelle destination. Ces constitutions de la confrérie de Saint-Martin ont été transcrites dans la copie récente des Constitutions capitulaires de Schneuwly conservée aux archives de Saint-Nicolas (p. 349 sq.) et publiées par M. Holder dans la *Semaine catholique*, 1898, p. 581 sq. Elles s'ouvrent par cette déclaration : « Anno ab Incarnatione Domini 1356, decima die mensis septembris, socii infrascripti, tam sacerdotes quam clerici, ad honorem Dei omnipotentis, beatissimi Martini et beati Nycolai, fecerunt institutiones et ordinationes infrascriptas, inter ipsos firmiter et inviolabiliter observandas. » Bien qu'une messe soit prévue, il n'est toutefois pas encore parlé d'un autel de Saint-Martin.

[2] Plus exactement : les tisserands de laine ou de drap *(Wulwäber)*. GS. 229 et 371 précisent : les tisserands de laine pour la première fondation, et les tanneurs du Sauvage, quant à la seconde. GS. 729, N° 2 ajoute comme titulaire de l'autel : la Visitation de la Sainte Vierge.

[3] L'autel de Saint-Jacques avait été fondé par Antoine de Duens (Cf. I. Rechnungsbuch A, f. 167 [*e converso*]). Pierre de Faucigny en avait remis la collature au Conseil en 1508 (RM. [Ratsmanual] 25, f. 66v et 26, f. 13). L'année suivante, Leurs Excellences la passèrent à François Arsent et à ses héritiers (RM. 26, f. 55v ; RE. [Ratserkanntnussbuch] 3, f. 1 ; RM. 27, f. 61). En 1515 (RM. 32, f. 96), l'Etat s'arrange, pour le payement des intérêts dus au chapelain de Saint-Jacques, avec les héritiers de Pierre de Faucigny. Cet autel était celui de l'abbaye des Cordonniers, bien que la confrérie de Saint-Jacques prétendît se l'approprier (RM. 127, 12 avril 1584 ; c'était chose faite au XVIIIme siècle). GS. 729, N° 2 lui donne comme patrons, outre saint Jacques : saints Simon et Jude, le Bienheureux Nicolas de Flue, saint François de Sales et saint Loup.

[4] C'était l'autel dont il a été question ci-dessus, fondé par Pierre Falk, selon l'autorisation que le Conseil lui avait accordée, le 11 avril 1515, au moment de son départ pour son premier pèlerinage en Terre-Sainte (RM. 32, f. 91v et GS. 682, N° 1). Cet autel passa aux Praroman, par le mariage de la fille de Falk, Ursule, avec Pierre de Praroman.

[5] Schneuwly a laissé le nom du fondateur en blanc. D'après la visite de 1453, c'était la famille le Quintal.

[6] Cf. RM. 32, f. 49v (24 novembre 1514). C'était le prévôt Schneuwly qui desservait l'autel de Saint-Georges (Cf. RM. 117, 26 novembre 1578).

Sepulchri, (fundatoribus Bunietorum familia [1] quibus ex donatione accessere familiæ de Affry et Reydet [2]) ;

[1] Notre prévôt a de nouveau laissé en blanc l'espace de deux mots. Il ne s'agit pas du tout ici de la *chapelle* du Saint-Sépulcre, qui se trouve au fond de l'église, à droite, et où l'on admire le groupe sculpté de la mise au tombeau, mais d'un *autel* du Saint-Sépulcre que nos listes sont unanimes à placer à peu près là où est actuellement l'autel de Notre-Dame des Victoires. Cet autel du Saint-Sépulcre, fondé par les Bugniet, nous dit la visite de 1453, est attesté au moins dès 1427 (Hôpit. [arch. canton.] II, 182). C'était, à l'époque où nous sommes, l'autel des tailleurs de pierres (GS. 371).

Au début de 1656, soit au moment de la première guerre de Vilmergen, pour répondre aux suggestions que leur avait faites, déjà quatre ans plus tôt, le P. Marmet (décédé en odeur de sainteté en Bourgogne, en 1654), Messeigneurs avaient promis — le vœu fut affiché à l'église de Notre-Dame — de construire, en cas de victoire, dans un endroit à déterminer d'entente avec les cantons catholiques, une église à Notre-Dame des Anges, et d'ériger à Fribourg une chapelle en l'honneur de Marie-Protectrice. Le chanoine Fuchs (alors secrétaire du Chapitre ; il expose longuement les faits dans le manual capitulaire) suggéra, au lieu de l'érection d'un autel nouveau, que Leurs Excellences avaient l'intention de placer dans la chapelle de Lorette, l'utilisation, à cette fin, de celui de la Vierge à Saint-Nicolas, lequel serait, à cette occasion, orné, embelli et quelque peu transformé. La proposition fut agréée : la cérémonie d'action de grâces eut lieu le 20 février, dimanche de la Sexagésime (RM. 207, 8 et 10 février 1656 ; Man. Capit. IV, f. 15^{v} sq. ; RE. 29, f. 524^{v} sq. ; Avry [arch. capitul.] 36) et son renouvellement fut fixé, pour l'avenir, au deuxième dimanche de février (Man. Capit. IV, f. 21).

Le gouvernement semble cependant n'avoir envisagé que comme provisoire cette solution, dans laquelle quelques-uns avaient vu une sorte d'accaparement de la part des chanoines, au profit de leur collégiale, et qui ne répondait qu'imparfaitement au vœu qui avait été prononcé. L'affaire fut reprise par le Conseil en 1660 (RM. 211, 1er juillet 1660). Il décida de construire un nouvel autel à Saint-Nicolas, lequel était terminé deux ans plus tard. Le prévôt Kœnig demanda en effet, en 1662, que fût incorporée à la Prévôté la chapelle nouvellement construite sous le titre de la Protection de la Vierge, attendu que c'était lui qui, chaque année, avait célébré pontificalement la messe promise (RM. 213, 7 juin 1662). Sa requête fut exaucée, car l'abbé Buman d'Hauterive, lors de la visite canonique de Saint-Nicolas qu'il fit à la fin juin 1663 (cf. ci-dessus, page 101) constate que l'autel de Marie-Protectrice, pas encore consacré (en février de la même année, la messe y avait été célébrée sur un autel portatif [RM. 214, 6 février 1663]) est annexé à la Prévôté. Il ajoute : « Antea erat ibi altare sancti Caroli ratione huius altaris [B. Mariæ Protectricis] destructum, cum obligatione illud alibi erigendi sub eodem titulo. » Le nouvel autel de Notre-Dame des Victoires — c'est le nom qui lui est donné — fut consacré solennellement par Mgr de Strambin le 11 novembre 1663 *(Decreta et Constitutiones synodales* de 1665, p. 164 ; cf. RM. 214, 24 octobre et 13 novembre 1663). Fuchs, dans sa Chronique, en 1687, l'appelle « altare novum B. Virginis de Protectione », ayant le Conseil comme patron et le Prévôt comme chapelain (p. 379).

Quant à l'autel de Saint-Charles, il reparaît dans cette même Chronique de Fuchs. Il le situe près de la porte latérale de gauche et il ajoute : « gloriatur se patronum habere ... capitaneum et Prætorem Tobiam Gottrau absque obli-

Michaëlis, (fundatum a familia Perretetorum, quod ius devolutum est hæreditate ad familiam Lantherorum [1]) ;

gatione » (p. 377). GS. 729, N° 2 signale le même autel, qu'il appelle celui de Notre-Dame de Pitié et de Saint-Charles, avec les Gottrau de Pensier comme collateurs. Tout ceci rejoint ce qu'avait écrit le Ratsmanual en 1671 : « Herr Altburgmeister Thobias Gottrau, als collator Sti Caroli Boromei Capellen, so in St. Niclausenkilchen abgebrochen und in selbigem platz S. Mariæ Liberatricis Capelle uffgericht worden, pitet, weilen M. H. ihme versprochem diese Capelle in einem anderen orth in selbiger Kirchen wider wie sie hievor gewesen uffzurichten, solches ... machen zu lassen » (RM. 222, p. 83 ; 19 février 1671). Le collateur dépossédé dut attendre encore trois ans. Ce n'est, en effet, que le 5 avril 1674 que le Conseil prit définitivement la décision d'ériger à nouveau la chapelle de Saint-Charles (RM. 225, p. 139), et, le 26 juin 1675, elle fut consacrée solennellement et dédiée à saints Charles, François-Xavier et Tobie (Arch. de l'Evêché, *Consecratio ecclesiarum* 1663-1788, p. XXIII ; cf. RM. 225, p. 489, et 226, p. 282).

De tous ces textes, il faut essayer de dégager une explication. Nous proposons l'hypothèse suivante : il y avait, jusque vers 1662, non loin des fonts-baptismaux, un autel du Saint-Sépulcre, auquel avait fini par être associé, si ce n'est substitué, le nom de saint Charles. Cet autel fut démoli et remplacé par celui de Notre-Dame des Victoires, consacré en 1663, tandis que celui de Saint-Charles fut, douze ans plus tard, reconstruit près de la porte latérale de gauche et consacré en 1675.

[2] Le Ratsmanual renferme, quelque peu après l'époque où nous placent les Constitutions Schneuwly (RM. 140, 1er avril 1591) un texte intéressant. Il s'agit d'un conflit entre, d'une part, deux beaux-frères : Martin Gottrau et Christophe Reyff, et, de l'autre, l'avoyer Louis d'Affry (il n'était plus avoyer en charge à cette date, après l'avoir été cependant à cinq reprises, la dernière fois de 1588 à 1590, et il devait l'être encore). Les deux premiers prétendaient que c'étaient leurs épouses, descendantes de la famille Bugniet, qui possédaient le droit de collature de l'autel du Saint-Sépulcre et ils reprochaient à l'avoyer d'en avoir entrepris la reconstruction, substituant, dans la pierre, ses armoiries aux leurs. L'avoyer Louis d'Affry, de son côté, fit valoir ses droits, découverts, expliquait-il, quelques années plus tôt, grâce aux indications qui lui avaient été fournies. Le Vicaire général — c'était Schneuwly — après s'être prononcé d'abord en faveur de l'avoyer, avait ensuite reconnu les droits des Bugniet. Le Conseil, à la demande des plaignants, décida de mettre l'autel sous séquestre, et il ajoute cette phrase, précieuse pour nous, car elle prouve que l'élargissement des nefs latérales se poursuivait dès la fin du XVIme siècle : « Diewyln aber die Capelle oder mur derselbigen schon abgebrochen, dermassen das die kilche dardurch geöffnet, welches nit gepürlich ist, besunders damit sy in den nechsten fyrtagen, wann man die Ornaten harfür thut, nit offen stande, so möge der H. Schultheis mit der mur uffaren untz das (= jusqu'à ce que) die Capelle ussenhar beschlossen werde, nit wyters untz das das recht ußtragen sye. »

[1] Il est fait mention régulièrement de l'autel de Saint-Michel dans les comptes de l'Hôpital (traitement trimestriel des chapelains) dès 1486. Pour les années 1537 et suivantes, il est désigné sous le nom d'autel de Hans Lanther, famille qui avait succédé aux Perrottet, les précédents propriétaires. M. Jos. Zemp a cité *(Freib. Geschichtsbl.* X [1903] p. 199, n. 2), et M. J. M. Lusser, le dernier historien de la cathédrale, a rappelé après lui *(Freib. Geschichtsbl.* XXXI [1933], p. 15) un passage de la chronique Rudella, duquel il ressort que la famille Perrottet avait

Sylvestri, (mercatorum societatis [1]) ;
Elogii, (fabrorum ferrariorum societatis [2]) ;
Antonii, (societatis laniorum [3]) ;

obtenu, au premier étage de la tour de Saint-Nicolas, une chapelle en compensation du bien-fonds et du jardin qu'elle possédait, immédiatement attenants à l'église inachevée, et qu'elle avait cédés, (permettant ainsi le développement de l'édifice dans cette direction et en particulier la construction de la grande tour). Cette chapelle disparut, ajoute la chronique, lors de l'érection de l'orgue (soit donc en 1462) et, à sa place, comme nouvelle compensation, on offrit à la famille Perrottet l'autel de Saint-Michel, à l'intérieur de l'église, chapelle que Nicod Perrottet fit construire et qu'il acheva de doter. M. Zemp se demande si la chapelle supprimée dans la tour n'était pas déjà dédiée à saint Michel (on sait que c'était généralement le cas, au moyen âge, pour les autels construits dans les étages supérieurs des cathédrales). Quoi qu'il en soit de cette supposition, nos listes nous renseignent sur l'emplacement que l'autel occupait *dans* l'église : elles sont unanimes à le mettre là où se trouve aujourd'hui l'autel de Sainte-Anne. C'était, dans la première moitié du XVI^me^ siècle, l'autel des appareilleurs ou apprêteurs de drap. Fuchs, dans sa chronique, ainsi que GS. 729, N° 2, énumèrent comme étant ses patrons : saint Michel, sainte Anne et sainte Marie-Madeleine.

[1] L'autel de Saint-Sylvestre est attesté déjà vers la fin du XIV^me^ siècle (Hôpit. II, 121 ; c'est un testament du 18 mai 1395). Nous savons, par ailleurs, que Pierre de Villa, qui fut curé de Fribourg depuis 1387 au plus tard et au moins jusqu'en 1400, avait fondé à cet autel une messe quotidienne. (Le fait est rappelé dans la I^re^ Collection des Lois, f. 192, N° 654, ainsi que dans le I. Rechnungsbuch A, f. 163^v^ [*e converso*].) Par acte du 14 avril 1460, le Conseil, avec le consentement du curé Pierre [Schmider], céda l'autel de Saint-Sylvestre à l'abbaye des Merciers (Arch. canton. ; Abbaye des Marchands, t. II, f. 12. Ce volume renferme surtout un inventaire de pièces aujourd'hui perdues). Le 12 août 1496, le curé de Fribourg, Nicolas Bugniet, du consentement de Messeigneurs, abandonna aux Merciers la collature qu'il possédait de l'autel de Saint-Sylvestre, à condition que le chapelain qui serait nommé aiderait dans le ministère de la prédication et de l'administration des sacrements (RM. 14, vendredi après saint Laurent, 1496). A l'époque de GS. 729, N° 2, l'autel avait, comme second patron, saint Joseph.

[2] Le 11 juillet 1420 est attesté un « altare sancti Alexii seu Hilarii in ecclesia sancti Nicolai constructum » (I. Rechnungsbuch A, f. 165^v^ [*e converso*]). Il est encore parlé plusieurs fois, au XV^me^ siècle, isolément, soit de l'autel de Saint-Alexis, soit de celui de Saint-Hilaire, et ordinairement en relation avec les artisans travaillant le fer. Il est aussi question d'un autel de Saint-Eloi, désigné également, dès le siècle suivant (Cf. RM. 123, 12 mars 1582), comme étant celui des Maréchaux et des Forgerons. Toutes nos listes parlent de même d'un autel de Saint-Eloi (sauf celle de la visite de 1453, qui l'appelle l'autel de Saint-Hilaire). La visite de 1663 y ajoute le nom de saint Félix, et GS. 729, N° 2, au contraire, ceux des saints Hilaire et Dunstan. Il s'agit donc vraisemblablement toujours du même autel, que nos listes s'accordent à placer contre le pilier se trouvant en face de la porte latérale sud.

[3] L'autel de Saint-Antoine avait été fondé peu avant 1360 (Cf. Hôpit. II, 72, acte du 2 décembre 1360, attestant qu'ont été remplies les conditions d'un contrat de mariage, entre autres celle de payer les frais de construction et de dotation

Laurentii, (videtur habuisse patronum cuius bona de Pigritz erant [1], sed venditis illis bonis, nescio qui contractus facti, et videtur ad familiam Reynoldorum rediisse) ;

Barbaræ, (édifié, semble-t-il, aux frais de la confrérie du même nom, sans qu'on sache s'il a été l'objet d'une fondation. Il est du moins, aujourd'hui, sans ressources [2]) ;

de l'autel de Saint-Antoine à Saint-Nicolas. Son chapelain est mentionné dans les comptes de l'Hôpital depuis 1415-16 (traitement trimestriel des chapelains). En septembre 1503, Guillaume de Gruyères vendit le droit de patronat aux Bouchers (RN. [Reg. not.] 101, f. 195^{v}, le mercredi avant la Nativité de Marie). GS. 729, N° 2 appelle notre autel celui des Saints Antoine, Léonard et Vendelin.

[1] C'est-à-dire de Pérolles, propriété des Reynold. C'est exactement ce que dit déjà, quelques années plus tôt, le Manual (RM. 99, 25 janvier 1569, Cf. *Ibid.*, 18 janvier et 28 février). Il s'agissait de savoir qui assumerait les obligations incombant à l'autel de Saint-Laurent quant à la fête des Rois. A une époque voisine de celle où le prévôt Schneuwly rédige ses Constitutions capitulaires, c'est M. de Lullin qui accepte cette charge (RM. 120, 24 novembre 1580) tandis que, en 1594, il en est question pour le banneret Reynold (RE. t. 22, f. 464, 15 décembre 1594). Une lettre du 29 novembre 1587 (Missival 32, f. 298) nous dit d'autre part que feu M. de Cursinges avait eu la collature de l'autel de Saint-Laurent. Celui-ci avait été fondé, en 1439 ou peu avant, par Jean Mossu (RN. 30, f. 13^{v} ; c'est son testament, rédigé le 23 octobre 1439. Il désire être enterré à Saint-Nicolas « in tumulo capelle mee noviter in dei honore et beati Laurentii martiris in eadem ecclesia fundate et constructe ». Trois ans plus tard, le 4 septembre 1442, Mgr Georges de Saluces accorde une indulgence en faveur de la « capellania ad altare beati Laurentii et in honorem dominici sepulcri in ecclesia parrochiali ville Friburgi ... quam Johannes Mossu burgensis dicti loci Friburgensis fundavit et dotavit » (Rec. Diplom., t. VIII, p. 187). Une dizaine d'années plus tard, la visite de 1453 affirme que l'autel de Saint-Laurent a été fondé par Jean Visi (ASHF. I, p. 270) et on lit dans le Compte des Trésoriers, au 2^{me} semestre de 1457 : « pour XV^{o} de tiolla employa sus la chappalle eis Mossu du Saint Sépulcre en lesglise de Saint Nicolas » (Compte 110, sous la rubrique des Tuiles livrées). Les textes ne s'accordent donc pas quant au fondateur de l'autel de Saint-Laurent. Il se trouvait tout au bas de la nef latérale sud : dans la chapelle du Saint-Sépulcre, précise le chanoine Fuchs (Chron. fribourg., p. 379), qui ajoute qu'il fut supprimé lors de l'aménagement de cette chapelle, où un emplacement avait été réservé pour l'ériger à nouveau (« intuitu hujus sepulchri demolitum fuit altare S. Laurentii, relicto tamen in eodem aptissimo loco ad novum exstruendum »).

[2] La visite de 1453 ne parle pas de l'autel de Sainte-Barbe, mais par contre de celui de l'Immaculée Conception (dont il est question dans la note suivante). C'est l'inverse à partir de 1552 (GS. 229), sauf dans GS. 371, qui n'a ni l'un ni l'autre, et c'est la chronique de Fuchs qui permet de les dire identiques : « Decimum ultimæ columnæ annexum est altare S. Barbaræ modo, antehac Conceptionis Immaculatæ B. V. » (p. 377). Au milieu du XVI^{me} siècle, c'était le clergé qui avait la collature de l'autel de Sainte-Barbe (GS. 229). Plus tard, il passe à la famille Fégely. GS. 729, N° 2 en fait la chapelle des Saintes Barbe et Marguerite. D'un autel de cette deuxième sainte, à Saint-Nicolas, il est déjà parlé à la fin du XV^{me} siècle (RN. 100, f. 28, testament du 13 septembre 1493)

Sebastiani, (altare S. Andreæ inprimis, dein S. Sebastiani ex secunda fundatione existit [1]) ;

S. Spiritus, (confraternitatis maioris, de eiusdem nomine dictum [2]) ;

Regum, (liberalitate auctum Nobilis D. Georgii a Diesbach, huius altaris post multos alios [3] unici cum sua familia patroni) ;

Jodoci [4], (de iure patronorum Cleury (= de Cléry) ; double fondation,

et également un siècle plus tard (Donation de Saint-Nicolas, N° 178, fondation de messe du 19 août 1592), mais d'après le premier de ces deux textes, c'était en même temps un autel en l'honneur de Notre-Dame.

[1] De même que la visite de 1453, Schneuwly l'appelle ailleurs (p. 32) l'autel de Saint-André. C'était Nicod des Granges qui avait fait construire « in ecclesia beati Nicolai, de latere magni portalis, iuxta altare conceptionis B. Marie ... quoddam altare et cappelam in honore beati Andree Apostoli et sancti Glaudii », et il y avait fondé une messe quotidienne (RN. 295, f. 207 ; l'acte se trouve également aux archives de l'Hôpital, II, 193 ; il est daté du 1er octobre 1434). La donation fut augmentée le 3 décembre 1439 (RN. 295, f. 299 et Hôpit. II, 358). L'autel fut consacré le 20 avril 1435 : « Nos, Henricus ... episcopus Siginensis [Segna en Croatie] ordinis S. Benedicti, vicarius in pontificalibus ... Domini Johannis [de Prangins] ... episcopi Lausanensis, notum facimus ... quod, anno Domini 1435, feria quarta infra octavas Pasche, consecravimus unum altare ecclesie parochialis ville Friburgi ... in sinistra parte predicte ecclesie in honore sancti Andree apostoli » (Arch. capitul. Varia, 164). L'autel de Nicod des Granges, ainsi qu'on l'appelle communément, est mentionné dans les comptes de l'Hôpital (traitement trimestriel des chapelains) à partir de 1454, avec, cependant, des lacunes. Après la mort des fondateurs et de ses fils, c'est l'Hôpital qui devait en désigner le desservant. En 1493, il passe à la confrérie de Saint-Sébastien (RM. 10, f. 106v, séance du 22 janvier 1493), mais Leurs Excellences y mettent cette condition : les saints André et Claude, en l'honneur desquels l'autel a été fondé, seront maintenus, quitte à ce que saint Sébastien y soit ajouté. De fait, GS. 729, N° 2 l'appelle l'autel des Saints André, Sébastien et Claude. Les collateurs en étaient primitivement les arbalétriers et les artilleurs : plus tard, plus simplement, l'abbaye des Tireurs, sauf au moment de la visite de 1663, où le droit de patronat appartient de nouveau à l'Hôpital.

[2] Fondé par la Grande-Confrérie ou confrérie du Saint-Esprit, l'autel du Saint-Esprit appartenait à l'abbaye des Tailleurs. Les visiteurs de 1453 l'appellent l'autel de la Trinité, et de même la Chronique de Fuchs ainsi que GS. 729, N° 2, tandis que la visite de 1776 lui donne les deux appellations. Schneuwly nous apprend que c'était une chapelle à double fondation.

[3] Werro a biffé ces deux derniers mots, et écrit à la place : « Zum Graben, Werli familiæ. »

[4] L'autel de Saint-Josse, qui était celui des charpentiers, avait été fondé, avant 1336, par Nicolas de Siebenthal, qui dit, dans son testament, daté d'août 1336 : « Ego, Nicholaus de Sybental ... sepulturam meam eligo in nova ecclesia beati Nicholai de Friburgo, ante altare per me constructum in dicta ecclesia in honorem beati Jodoci » (Hôpit., II, 36, en double exemplaire). Le 18 octobre 1423, Jean Malamulier, doyen de Fribourg et curé de Tavel, avait, par testament, fondé à l'autel de Saint-Josse une messe matinale et journalière à célébrer par le sacristain (GS. 22 ; l'acte est conservé aussi aux archives de Saint-Nicolas : Tavel, 8, qui est une nouvelle copie de cette pièce ou extrait,

semble-t-il : l'une de la confrérie de saint Josse, ou d'un particulier, avec messe quotidienne « sub matutinis », maintenue par la tradition, bien que les revenus soient actuellement presque nuls ; l'autre, incertaine, remontant à un Lumbach, Bernois réfugié à Fribourg à l'époque de la Réforme, et nous voulons, ajoute Schneuwly, que, en sa mémoire, la messe porte son nom) ;

Petri [1], (olim ditissimum, de iure patronatus quorumdam Perromanorum et familiæ de Cleury et Affry ; hodie nulli reditus, inquirendi a limitibus territorii Tillitzer) ;

Stephani [2], (de iure patronatus familiæ Murisetæ [3], hodie Wilhelmi Krummenstol et Curthi) ;

Joannis Evangelistæ, (de iure patronatus [4] Bucher sive Müllibach) ;

Beatæ Virginis, (avec messe quotidienne ; autel fondé par Jacques

délivrée par le notaire le 20 octobre 1424. Le testament intégral du doyen Malamulier se trouve aux archives de l'Hôpital [II, 178]). D'après la visite de 1453, les fondateurs, contrairement à ce que nous venons d'entendre, auraient été les Ouguey, aux droits desquels (« les Oguez ») fait encore allusion un acte du 15 juin 1468 (RN. 40, P. II, f. 171^{v}). Un siècle plus tard, ce sont les Reynold de Pérolles qui semblent jouir du droit de patronat de l'autel de Saint-Josse (RM. 96, 10 décembre 1507). Il passa ensuite aux Gottrau. GS. 729, N° 2 ajoute, comme second patron de l'autel, saint Louis, roi de France.

[1] L'autel de Saint-Pierre avait été édifié avant 1427 (Cf. RN. 26, f. 251^{v} ; c'est un acte du 3 avril 1427, où il est fait mention du constructeur de cet autel). Il passa aux Praroman avant 1469 (Cf. RN. 80, p. 238). Le 7 mai 1534, le prévôt Bernard Taverney délivre une déclaration aux termes de laquelle donzel Guillaume de Praroman disposait de la moitié de la collature de cet autel (RM. 51, p. 191). Vers la fin du XVI^{me} siècle (GS. 371), c'était l'autel des tisserands de toile ; dans la suite, comme Schneuwly l'avait déjà fait remarquer, toutes nos listes soulignent qu'il n'a plus de fondations, ni par conséquent de chapelain. C'est sans doute pour ce motif que la visite de 1663 l'énumère comme hors cadre, en tout dernier lieu. GS. 729, N° 2 en fait l'autel de Saint-Nicolas (placé là par le chanoine Reyff), de Saint-Pierre, de Saint-Béat et de Saint-Bernard de Menthon.

[2] La visite de 1453 attribue la fondation de l'autel de Saint-Etienne à Jean Maigre. Celle de 1776 prête aux Constitutions Schneuwly une précision qui, en réalité, ne s'y trouve pas : « Capella S. Stephani fundata est anno 1413 a Joanne Muset vel Maigre aut Muret, prout dicunt Constitutiones Schnewlianæ. »

[3] L'autel de Saint-Etienne appartenait encore à cette famille en 1524 (Cf. RM. 41, 1er février 1524). Schneuwly est le seul à nous parler des Curty : ceux qui vinrent après lui signalent les Krummenstoll comme collateurs, auxquels est associée, plus tard, la confrérie de Saint-Jean. La visite de 1663 nous dit que le droit de patronat de cet autel est l'objet de contestations.

[4] Werro a complété : « de iure patronatus *primo Lumbart, deinde* Bucher etc. » Les documents anciens (ainsi les Comptes de l'Hôpital) appellent souvent cet autel, du nom de son fondateur : l'autel Bonvisin. Plus tard, on trouve la désignation : autel du chancelier Lombard. Il passa ensuite aux Fégely. GS. 729, N° 2 lui associe, comme second patron, saint Jean Népomucène.

Helbling, famille aujourd'hui ruinée ; les revenus sont versés par le capitaine Simon Gottrau [1]).

Les constitutions capitulaires du prévôt Schneuwly ne renferment naturellement pas de renseignements sur les autels de l'église de Notre-Dame — alors, avec la collégiale, la seule église non conventuelle de Fribourg — ni sur les diverses chapelles de la ville, qui doivent cependant figurer dans notre tableau pour que celui-ci soit complet.

Alors que, à Saint-Nicolas, vers la fin du XV^me^ siècle, le nombre des chapelains s'élève à 22 [2], presque à la même époque, le Conseil, en date du 11 juillet 1496, décide que les membres du clergé de Notre-Dame, de douze qu'ils étaient jusqu'alors, ne seront désormais plus que huit [3]. Un siècle plus tard, soit donc à une époque voisine de celle

[1] « Qui a acheté leur maison », ajoute Werro. L'autel de la Vierge est, avec celui de Saint-Martin, le seul que situe la visite de 1453 : elle précise qu'il se trouvait du côté de l'évangile « prope cancellum ». C'était devenu, depuis le XVI^me^ siècle, l'autel des boulangers. C'est, avec celui de Saint-Josse, celui dont les documents conservés nous permettent de retrouver le plus anciennement l'existence : il avait été fondé par feu Guillaume de Bulo, nous dit, en 1355, Aymon, coseigneur de Vuippens, ainsi que par le père, alors également défunt, de la première femme de ce dernier (GS. 10) : c'est dire qu'il remonte au milieu tout au moins, si ce n'est à la première moitié du XIV^me^ siècle. Il est question souvent encore, au cours du XV^me^ siècle et jusqu'au début du XVI^me^, de cet autel de Notre-Dame de Bulle (beata Maria de Bulo, ou de Buloz), puis, conformément à une dénomination qui se rencontre déjà antérieurement, on l'appelle tout simplement : autel de Notre-Dame. Une messe y était célébrée chaque jour. Le 17 mars 1452, Ulric Bise, prêtre de Bienne, demeurant à Fribourg, renonce entre les mains de Huser, qui en avait la collature, à la chapelle de Notre-Dame de Bulle à Saint-Nicolas et décide qu'elle sera incorporée à la confrérie de Saint-Martin (RN. 50, f. 249). En 1508, il est question de la construction ou reconstruction de l'autel de Notre-Dame de Bulle : « Minen Herren ist von den burgern gewalt gegeben den buw an nostre damme de Bulo zu sant Niclausen kilchen zu machen » (RM. 25, f. 53^v^, 15 février 1508). En 1519, Jacques Helbling obtint, du clergé de Saint-Nicolas et de celui de Notre-Dame, le droit de patronat de l'autel de Notre-Dame à la Collégiale (RM. 37, f. 30 [20 oct.] et f. 35^v^ [16 nov.]). Fuchs (Chron., p. 375) l'appelle « altare B. Virginis Christum natum adorantis » et GS. 729, N° 2 : l'autel de la Nativité (ou des Choralistes) et de Saint-François de Paule.

[2] C'est le chiffre indiqué dans la supplique du 3 janvier 1493, par laquelle le clergé de Saint-Nicolas demandait à Alexandre VI l'incorporation de l'église de Marly à celle de Fribourg (Arch. vatic. Reg. Suppl. 966, f. 134), chiffre qui est répété dans la bulle accordant cette annexion (Arch. Saint-Nicolas, Actes pontif. N° 6 ; Arch. vatic., Reg. Latr. 944, f. 86), ainsi que dans celle du 22 avril 1499, incorporant Guin à Saint-Nicolas (Actes pontif. N° 5).

[3] RM. 14, f. 4 : « Der Priesterschaft halb zu unser lieben frouwen, das mann vier dodannen tüg bis der nechsten fronavasten, und ir von dishin nit mer doselbs syen dann acht, denen were als vil als den zwölfen, so ver, das si wol dienen und nit wider und für uff die dörffer louffen. »

qui nous occupe, une proposition formulée, le 8 février 1591, par une commission désignée par le Conseil, et ratifiée par ce dernier le 4 avril suivant, permet de constater que les membres du clergé de Notre-Dame ne sont plus que quatre : le Recteur, le « Spitalpriester » et « deux autres chapelains [1] ». Il s'est produit pour Notre-Dame ce que nous constatons également à Saint-Nicolas : le nombre des desservants est allé en augmentant au cours du XV^me^ siècle, pour atteindre son maximum vers 1500. Il y en avait, à Notre-Dame, environ une fois moins qu'à Saint-Nicolas [2]. Encore faut-il ne pas oublier qu'un même chapelain

[1] GS. 334.

[2] Il est intéressant, à ce sujet, de comparer les listes de chapelains qui ont été dressées à l'occasion d'une visite canonique ou d'une sentence ecclésiastique, à propos d'une vente, d'une revendication, de la désignation d'un mandataire, de l'acceptation d'une fondation ou d'un arrêté du gouvernement. Ces listes ne fournissent pas nécessairement des énumérations complètes ; plusieurs soulignent même expressément qu'un certain nombre de desservants étaient absents. Or, voici les chiffres attestés pour Saint-Nicolas (le curé y compris) :

19 chapelains le 27 janvier 1447 (RN. 295, f. 400)

18, le 27 mars 1453, (Donations de Saint-Nicolas, 103 ; GS 31 ; RN. 50, f. 286)

16, le 4 septembre 1453, lors de la visite canonique (ASHF. I, 268 sq)

17, le 14 décembre 1462 (GS. 37 ; Don. S. Nic. 107)

16, le 1^er^ juin 1464 (GS. 38)

20, le 5 avril 1501 (GS. 65 ; Don. S. Nic. 115 ; RE. 2, f. 27^v^)

17, le 4 septembre 1507 (Arch. capit. : Tavel, 67) Les 17 « presbyteri communitatis clericature sive masse ecclesie parrochialis sancti Nicolai ville Friburgi suis et aliorum presbyterorum absentium ac tocius cleri simul nomine » chargent deux personnages de payer à la Curie romaine les annates pour les cures de Cugy et de Tavel qui leur ont été incorporées.

21, le 25 octobre 1508 (Commanderie 145 ; cf. 163 a)

19, le 30 janvier 1515 (Arch. capit., Varia, 131). L'acte dit, après l'énumération des 19 chapelains : « maiorem partem inter se representantes, suis et aliorum dominorum altariensium absentium nominibus ». Nous sommes ici quelques semaines avant la création du Chapitre.

19, le 1^er^ juin 1529 (Commanderie 163 c) ; la liste énumère indifféremment les chapelains devenus chanoines et ceux qui ne le sont pas.

A partir de cette date, le nombre des membres du clergé de Saint-Nicolas diminue considérablement. Voici maintenant les chiffres attestés pour Notre-Dame (recteur inclusivement) :

9 chapelains le 18 février 1454 (RN. 40, f. 42^v^)

7, le 28 août 1454 (RN. 40, f. 73 et RN. 54, f. 3)

9, le 12 février 1459 (RN. Jacques Mursing [arch. de l'Hôpital], f. 8.

8, le 4 août 1460 (RN. 53, f. 199 et RN. 54, p. 257)

10, le 28 décembre 1471 (RN. 62, f. 105^v^)

Signalons en terminant qu'une liste de 1462 (Compte 120, Dépenses communes) énumère pour la ville de Fribourg 24 chapelains — ceux de Saint-Nicolas et de Notre-Dame réunis — au sujet desquels il est versé à l' « umgueltarre (percepteur de l'ohmgeld, impôt sur le vin) le rabat de lunguelt du vin que les chapelains miren en (encavèrent) pour lan finis ».

pouvait se charger de la desservance de plusieurs autels et accepter même des obligations dans différentes églises. A cette date, en effet, ne subsistaient plus que peu de messes fondées quotidiennes. Comme conséquence de la dévaluation de la monnaie, par suite aussi de la disparition ou de la perte de certaines donations, les fondations avaient été réduites. Les nombreux autels de jadis étaient maintenant partiellement inemployés. Ils n'en subsistaient pas moins, jusqu'au jour où quelque transformation importante entreprise dans une église fournissait l'occasion d'en supprimer un certain nombre [1], quitte à associer les noms des saints patrons disparus à ceux des autels qui étaient maintenus.

En l'absence de documents du XVI^me^ siècle ou d'avant, voici, quant aux autels de l'église de Notre-Dame et aux saints auxquels ils étaient dédiés, les indications que nous fournit la visite de 1654, renseignements complétés au besoin par ceux des visites subséquentes de 1663 et de 1677. A cette date, soit trois quarts de siècle environ après l'époque où Schneuwly rédigeait ses Constitutions capitulaires, l'église de Notre-Dame comprenait [2] :

[1] A Notre-Dame, par exception, ce ne fut pas le cas : lors des transformations apportées à cette église vers la fin du XVIII^me^ siècle, les dix autels latéraux furent maintenus, bien que plusieurs eussent été déplacés à cette occasion, et un onzième ajouté. Il n'y en a, par contre, aujourd'hui, plus que trois.

[2] Une brochure *(Rapport au Conseil communal... par l'administration générale des secours... sur les recherches faites dans les archives du Grand Hôpital de Fribourg au sujet des ... obligations de cet hospice envers l'église et le clergé de Notre-Dame.* Fribourg, Galley, 1860) donne, en appendice, d'après un plan original conservé aux archives de l'hôpital, la disposition des autels de l'église de Notre-Dame avant et après les transformations de 1784. On peut le compléter ou du moins le préciser au moyen du *Plan géométrique de l'ancienne église de l'Hôpital sous le vocable de Notre-Dame Vierge, levé en 1772 par Ignace Schaller, géomètre* (tableau conservé aux archives cantonales). Voici, réduit à l'état de schéma, comme nous l'avons fait pour Saint-Nicolas, ce plan des autels de Notre-Dame, avec les noms de leurs collateurs :

Maître-autel
(Immaculée Conception)

Saint-Joseph (Von der Weid) — Saint-Blaise (Charpentiers) — N.-D. de Compassion (Diesbach)

Trois Rois (Ratze) — Saint-Denis (Reyff et Reynold)

Crucifix (Fégely) — Nicolas de Flue (Tisserands)

Porte latérale

chapelle de l'Assomption — chapelle du Rosaire

le maître-autel, dédié à la Vierge et fondé par le clergé ;

au milieu de l'église, soit au haut de la nef centrale : l'autel de Saint-Blaise, fondé par l'abbaye des Charpentiers.

Du côté de l'évangile :

1, l'autel de Saint-Théodule, fondé par les maçons ;

2, celui des Trois-Rois ; d'après la visite de 1677, il appartenait à la famille Ratze ;

3, celui de la Sainte-Croix ou du Crucifix ; la visite de 1663 n'en parle plus, mais mentionne par contre un autel de Saint-Sébastien, relevant de la famille Fégely, et celle de 1677 l'appelle autel du Crucifix et de Saints Claude et Sébastien [1] ;

4, la chapelle de l'Assomption. Dans cette chapelle, précise la visite de 1663, il y avait jadis un autel de Saint-Georges et de Saint-Laurent, propriété de la famille Pavillard, mais démoli à cette date [2].

Du côté de l'épître :

1, l'autel de Saint-Denys ; la famille Reyff en avait la collature ;

2, celui de Sainte-Apolline *(Apolloniæ)*, qui fut jadis, dit la visite de 1654, celui de Saint-Léger *(Leodegarius)* [3]. Il était sans revenus, déclare la visite de 1663, et appartenait aux tisserands de toile, précise celle de 1677.

A gauche de l'autel de Saint-Joseph, dans une chapelle percée dans la muraille et attenante à l'extrémité de la sacristie, il y avait, placé en diagonale, un autel de Saint-Théodule, propriété de l'abbaye des Maçons. L'autel des Rois était adossé au premier pilier de gauche ; celui du Crucifix au deuxième (celui de la chaire). Les deux piliers suivants étaient libres, mais à gauche du troisième se trouvait, dans une chapelle à part, entourée d'une grille, l'autel de l'Assomption. Vis-à-vis, la disposition était la même, mais l'autel était dédié à Notre-Dame du Rosaire. Enfin, tout au bas de l'église, des deux côtés de la porte d'entrée, ces deux chapelles avaient chacune leur sacristie particulière. L'autel de Notre-Dame de Compassion, qui devint, à partir de 1784, celui de Saint-Michel, n'est pas nommé dans la visite de 1654.

[1] Il devint, depuis 1784, l'autel de Saint-Germain, appartenant aux Fégley.

[2] Les transformations de 1784 supprimèrent les deux chapelles du fond de l'église, soit donc celles du Rosaire et de l'Assomption. A proximité de cette dernière, au 3me pilier de gauche, fut adossé par contre un autel de la Miséricorde, et, au pilier d'en face, un autel de Saint-Sulpice. Enfin, au 4me pilier de gauche, on plaça un autel de la Sainte-Trinité, ayant les Pavillard comme collateurs.

[3] La *Consecratio ecclesiarum* de 1663-1788, p. 54, nous apprend que Mgr Jacques Duding consacra à l'église de Notre-Dame, le 23 avril 1710, un autel « in honorem Sanctæ Apoloniæ et Sancti Leodogarii episcopi et martyris ». C'est celui qui figure dans le schéma comme autel de Nicolas de Flue, et qui devint, à partir de 1784, celui des saints Sylvestre et Léger, appartenant aux tisserands de drap.

3, enfin la chapelle du Rosaire, avec sa sacristie particulière. La visite de 1663 nous apprend qu'il s'y trouvait naguère un autel de Sainte-Ursule, appartenant à la famille d'Englisberg [1].

Nous sommes, malgré tout, beaucoup moins bien renseignés sur les autels de l'église de Notre-Dame que sur ceux de Saint-Nicolas. Pour ces derniers, la première liste conservée apparaît au milieu du XV^me^ siècle, et les actes notariaux permettent de remonter beaucoup plus haut : pour plusieurs chapelles, jusqu'à l'époque de leur fondation, soit la première moitié du XIV^me^ siècle, alors que la reconstruction de la nef de l'église était suffisamment avancée pour que l'on pût songer à y ériger des autels.

Pour Notre-Dame, au contraire, la première liste ne remonte qu'au milieu du XVII^me^ siècle. Nous en sommes réduits à des suppositions quant aux autels existants après les transformations de 1584, et à bien plus forte raison pour les années précédentes. En d'autres termes, alors que, pour l'époque à laquelle écrivait le prévôt Schneuwly, nous sommes très bien documentés en ce qui concerne l'église de Saint-Nicolas, pour Notre-Dame, par contre, nous n'avons que des données fragmentaires : celles que nous fournissent des donations, des testaments. Elles nous parlent plus d'une fois de chapelles dont il n'est plus fait mention dans la suite : autels de Saint-André [2], de Saint-Jacques [3], de Saint-Laurent [4], de Saint-Léger [5], de Sainte-Catherine [6], de Notre-Dame de Compassion [7]. Sans doute, la plupart sont ceux-là mêmes que nous rencontrons plus tard, sous un nom nouveau ; mais nous ne pouvons en fournir la preuve que pour l'un ou l'autre.

[1] Lors des travaux de 1784, fut adossé au dernier pilier de droite un autel des Onze Mille Vierges, dont la collature appartenait à Ulrich d'Englisberg.

[2] Encore attesté dans un acte du 5 mars 1608 (Hôpit. I, 107). C'était l'autel des tailleurs de pierres.

[3] Mentionné déjà en mars 1328 (Hôpit. ; Inventaire Munat, f. 44^v^).

[4] Il en est parlé en février 1336 (Invent. Munat, f. 71^v^).

[5] Cf. Compte 129 (1^er^ semestre 1467) ; dépenses communes, p. 37.

[6] En 1469, c'est Clément de Vevey, coseigneur du château de Crone (diocèse de Paris), curé de Châtillens, près d'Oron, chantre à la chapelle des Ducs de Savoie et remplissant des fonctions analogues à l'église de Notre-Dame, qui est chapelain de l'autel de Sainte-Catherine (RN. 98, f. 28^v^ [acte du 21 mars 1469] et f. 36 [acte du 1^er^ décembre de la même année]).

[7] Un testament du 18 décembre 1475 parle d'un « altare beate Marie Virginis de pitie in cappella beate Marie Virginis Friburgi » (RN. 68, p. 23) et la *Consecratio ecclesiarum* citée ci-dessus nous dit que, ce même 23 avril 1710, l'Evêque du diocèse a consacré encore deux autels latéraux à Notre-Dame : du côté de l'évangile, celui de Saint-Joseph, et, du côté de l'épître, celui de Notre-Dame de Compassion (p. 53).

Il y avait, en outre, à Fribourg, vers la fin du XVI^me^ siècle, un certain nombre de chapelles publiques :

Celle de Saint-Pierre, vers le milieu de la rue actuelle du même nom. Elle est attestée dès la première moitié du XIII^me^ siècle, attenante à un petit hospice ou refuge que les chanoines du Saint-Bernard avaient édifié aux abords de notre ville. Elle renfermait, au moment de la rénovation complète dont elle fut l'objet de 1736 à 1738, outre le maître-autel, dédié à saint Pierre, un autel du Rosaire (avec un tableau de saint François d'Assise et un de sainte Anne) et un autre consacré à saint Maur, abbé [1].

Ces deux autels latéraux — le deuxième du moins certainement — ne devaient pas être dédiés aux mêmes saints un siècle et demi plus tôt, soit à l'époque où Schneuwly écrivait. Il existait, en effet, à cette date, devant l'Albertinum actuel, un petit sanctuaire de Saint-Maur, qui avait même donné son nom à la rue qui, de la porte du Jacquemart, conduisait à celle des Etangs. Cette chapelle fut supprimée en 1699, et ses fondations furent transférées à Saint-Pierre, dont l'un des autels latéraux eut dès lors saint Maur comme patron.

A partir du milieu du XVIII^me^ siècle, ce même autel prit comme titulaire principal saint Jacques le Majeur. C'était la conséquence d'un nouveau transfert : près du couvent des Ursulines, là où aujourd'hui la route des Alpes rejoint la rue Saint-Pierre, se trouvait, attestée depuis le XIV^me^ siècle, une petite chapelle dédiée à saint Jacques. Elle avait été construite par le chevalier Lambert et passa ensuite à la famille Von der Weid [2]. Elle fut supprimée en 1740, et ses fondations, comme celle de Saint-Maur, furent attribuées à la chapelle de Saint-Pierre, qui eut désormais saint Jacques comme deuxième patron, et saint Maur comme troisième.

Enfin, dans le voisinage encore, à peu près là où s'élève actuellement l'église de l'hôpital des Bourgeois, se trouvait une quatrième chapelle : celle du Saint-Vult ou du Saint-Crucifix, attestée pour la première fois en 1364 et qui disparut vers le milieu du XVII^me^ siècle [3].

[1] Bibl. canton et universit. de Fribourg, Papiers Gremaud : *La chapelle de Saint-Pierre*, volume manuscrit du chapelain Gobet.

[2] Archives capitul. : *Inventoire de la chapelle de Saint-Pierre* (1775), p. 25.

[3] Cf. G. Schnürer, Der Kultus des Volto santo u. der h. Wilgefortis in Freiburg, *Freib. Geschichtsbl.* IX (1902), p. 74-105. Aux multiples dénominations (latines, allemandes et surtout françaises) usitées pour désigner soit notre chapelle, soit le quartier environnant, dénominations qu'on trouvera dans les textes que M. Schnürer publie en appendice à son travail, on pourrait en ajouter une dizaine

Ces quatre chapelles se trouvaient dans le quartier des Places, qui faisait encore officiellement partie, à l'époque du prévôt Schneuwly, de la paroisse de Villars-sur-Glâne. C'était *a fortiori* le cas pour celle de Saint-Antoine, sanctuaire qui était au-dessus de la carrière, à une petite distance de l'ancienne ferme de l'hôpital [1]. Les textes en parlent dès la première moitié du XV^me^ siècle, et il fut démoli en 1799.

Enfin, à quelques minutes de la porte des Etangs, avait été érigée, vers le milieu du XV^me^ siècle, dans le quartier qui porte encore son nom, la chapelle de Miséricorde. De trois lettres adressées, en 1454 et 1455, par le gouvernement de Fribourg à la Cour épiscopale de Lausanne, il résulte, en effet, que la question de la propriété de cette chapelle « novellement construite, devant la porte de ceste ville a loneur de la Sainte croix que l'on apelle la sinte miséricorde », était l'objet d'un conflit entre le curé de Fribourg et celui de Villars, et que l'Official, cédant aux instances du curé de Givisiez, avait fini par l'attribuer à ce dernier, non sans de nouvelles protestations de Leurs Excellences [2]. Cette chapelle, à laquelle, anciennement, s'arrêtaient les condamnés à mort, avant de monter au Guintzet et sous laquelle leurs cadavres étaient ensevelis, fut supprimée en 1850 [3].

Dans une tout autre direction, au bord du petit chemin qui, de Saint-Jean, conduit à Montorge, à proximité de ce monastère, existe

encore, présentant principalement des variantes d'orthographe. Signalons-en cependant une autre, qui se lit, en date du 26 octobre 1502, dans le Livre de Justice N° 12, *e converso* (arch. canton.) : il y est parlé d'une maison se trouvant sur les Places près de « la sainte Véronique », preuve que, du moins à cette époque, le souvenir du voile de Véronique n'était pas absolument étranger à la dénomination de « chapelle du Saint-Vult ».

La dernière référence citée par M. Schnürer concernant notre chapelle date de 1636. On en trouverait quelques autres encore pour les années qui suivent. Nous ne pensons pas cependant que le sanctuaire du Saint-Vult ne disparut qu'en 1681, lors de la construction, sur les Places, de l'hôpital actuel des bourgeois (ainsi que l'admet M. Schnürer, p. 82, 90 et 105). « Altar une Capelle des Heilligen Krützes *im* alten Spittal », dont parle, pour 1681, le registre de la construction du nouveau bâtiment, ne visent pas, d'une part l'autel et la chapelle du Saint-Vult, et, de l'autre, le petit hospice pour étrangers qui se trouvait tout près et par la mention duquel on aurait précisé de quel sanctuaire on voulait parler, mais la chapelle de la Sainte-Croix qui existait, depuis fort longtemps, *dans* l'ancien hôpital de Fribourg. (En 1423, par le testament cité ci-dessus, p. 108, n. 4, le doyen Malamulier y avait fondé une messe quotidienne.) Lorsque ce dernier fut transféré, du voisinage de l'église de Notre-Dame à l'endroit qu'il occupe encore aujourd'hui, la chapelle du Saint-Vult était probablement déjà démolie depuis un certain nombre d'années.

[1] Dellion XII, p. 94 et VI, p. 455.

[2] Missival I, f. 489 (14 sept., 1454), f. 497^v^ (19 nov. 1454) et f. 544^v^ (28 mai 1455).

[3] Dellion VI, p. 456.

encore la chapelle de Saint-Josse, attestée dès la première moitié du XV^me^ siècle — alors que la colline du Bisenberg, comme on l'appelait, faisait encore partie de la paroisse de Tavel. Elle fut, en 1686, cédée par la Commanderie de Saint-Jean au couvent de Montorge, qui venait de la reconstruire et s'engageait à l'entretenir [1]. Un peu plus loin, à l'ouest, près du Sonnenberg, soit au premier tournant de la route qui, de Saint-Jean montait à Lorette, on rencontrait, d'après le plan de Fribourg de Martin Martini de 1606, un petit sanctuaire de Saint-Pierre. Quant à la chapelle de Sainte-Anne, presque attenante au chœur de l'église de Saint-Jean et aujourd'hui restaurée, elle fut bâtie au XV^me^ siècle [2].

Dans le quartier de l'Auge, sur la place du Petit-Saint-Jean, qui en a conservé le nom, se trouvait, à proximité de la première résidence des Hospitaliers de Saint-Jean en notre ville, une chapelle dédiée à leur patron : saint Jean-Baptiste. Elle remontait, semble-t-il, au XIII^me^ siècle. Elle fut cédée, le 11 novembre 1521, par les Chevaliers à l'abbaye des Tanneurs [3] et par ceux-ci, le 1^er^ mars 1580, aux Augustins, qui en assumaient la desservance pour l'avenir [4]. Elle disparut vers 1840. Un peu plus haut, avant la fontaine de la Samaritaine, on voyait, encastrée dans la rangée de droite des maisons du Stalden, le sanctuaire de l'hôpital de Saint-Jacques [5], tandis que, à la Lenda, à l'angle de la place qui précède l'église de Saint-Maurice, il y avait, d'après Martini, un tout petit sanctuaire de Saint-Michel.

Ajoutons enfin, toujours d'après le même plan de Martini, et pour autant que l'on soit autorisé à porter à une vingtaine d'années en arrière les renseignements qu'il fournit pour 1606, qu'il y avait, tout près de l'église des Cordeliers, une petite chapelle : celle du *Schweißtuch* ou du voile de Notre-Seigneur [6].

* * *

[1] Commanderie 516 (16 mars 1686).

[2] Dellion VI, p. 498.

[3] Dellion VI, p. 487.

[4] Augustins, F. 1.

[5] Dellion VI, p. 428.

[6] Dans les comptes de la Grande-Confrérie, on trouve depuis 1481, abstraction faite des nombreuses années pour lesquelles les livres ne sont pas conservés, une contribution pour la messe du « Saint Wu ». En 1623/24, il est précisé qu'il s'agit de « S. Wultzen althar uffem Platz » ; puis, en 1624/25, ainsi que les deux années suivantes, la rubrique change : « S. Wultzens althar zum Parfüssen wegen le Saint Mur ». Pour 1627/28, la rédaction est la suivante : « S. Wultzen altar zum Parfüssen oder uffem Platz le Saint-Mur. » Quel que soit le sens donné à la dernière partie de la phrase, on peut, semble-t-il, reconnaître dans cet autel du Saint-Vult, chez les Cordeliers, la petite chapelle du *Schweißtuch* dessinée dans le plan de Martini.

Afin de permettre aux hagiographes de dégager des tables dressées par le prévôt Schneuwly les conclusions d'ensemble qu'ils pourraient être désireux d'en déduire, nous avons tenu à les compléter pour la partie laissée de côté par l'auteur, soit la ville de Fribourg. Y aurait-il matière à des suppléments analogues pour les autres paroisses ? Autrement dit, n'arriverait-on pas, en utilisant des documents contemporains ou nous renseignant du moins sur cette époque, à enrichir de quelques noms les listes de sanctuaires ou d'autels qu'il énumère ?

Il faudrait, pour pouvoir donner une réponse pertinente à cette question, qu'eussent été explorées plus complètement et plus systématiquement qu'elles ne l'ont été jusqu'ici les archives paroissiales du canton, qu'eussent été également entièrement dépouillés les innombrables registres notariaux conservés, notamment ceux — moins abondants, il est vrai — des notaires dont la clientèle était, si l'on peut dire, principalement rurale. Dans les testaments, les donations, les conventions que renferment ces registres, on trouve en effet très souvent la mention d'une chapelle à laquelle est faite un don, d'un autel auquel une messe est fondée ou à proximité duquel le testataire demande à être enterré. Muni de tous ces renseignements, on pourrait commenter et éventuellement compléter les tables de Schneuwly, et les notes accompagnant les pages qu'on vient de lire — notes qui ne visent aucunement à être complètes, mais simplement à signaler des textes, en partie inédits, se rapportant aux autels et chapelles de la ville de Fribourg, et nous renseignant sur leur fondation, leur transformation, leurs patrons et leurs collateurs — laissent deviner l'ampleur que prendrait un pareil commentaire. Encore une fois, ce n'est pas de cela qu'il s'agit ici, mais uniquement de donner la réponse qu'un examen sommaire permet de fournir à cette question : les listes de notre prévôt paraissent-elles être complètes ?

Schneuwly, on a pu le constater, ne signale pas souvent plusieurs saints comme patrons d'un seul et même autel. De son temps, d'ailleurs, le cas n'était pas fréquent. Il le deviendra à partir du XVII^me^ et surtout du XVIII^me^ siècle, alors qu'on réunira à d'autres les patrons d'autels supprimés, alors aussi que le désir d'honorer un saint nouvellement canonisé suggérera de lui consacrer un autel, dont l'ancien titulaire passait désormais au second rang. Le procédé, malgré tout, n'affectait dans les églises guère le maître-autel, mais plutôt les autels latéraux, et comme notre prévôt est le premier à nous donner une liste systématique de ces derniers, la base de comparaison fait défaut. Nous

ne ferons d'ailleurs pas de difficulté de concéder que, sur ce point, ses tables pourraient recevoir quelques compléments. Il y a même un indice qui semble l'établir : dans deux ou trois cas, la visite de 1453 d'une part, et celle de 1654 de l'autre, indiquent, parmi les patrons d'un autel, un saint que Schneuwly — dont les tables se placent, chronologiquement, entre deux — ne mentionne pas[1]. Il est assez naturel de supposer qu'il s'est produit ceci : l'ancien titulaire, supplanté par un autre, a passé au second rang, et notre prévôt l'a ignoré ou a jugé inutile de le signaler.

Quant aux chapelles, il y en a plusieurs qui existaient certainement du temps de Schneuwly et que cependant il ne mentionne pas : ainsi, aux environs de Fribourg, près de Cormanon, là où la route de Prez se détache de celle de Romont, la chapelle, aujourd'hui disparue, de Saint-Jacques[2] ; au-dessous de Villars, au bord de la Glâne, la petite chapelle de Sainte-Apolline ; aux abords de la ville, celle de Saint-Antoine qui a été signalée ci-dessus[3] et qui faisait également partie de la paroisse de Villars ; au Bruch, appartenant à la paroisse de Guin, celle de Saint-Josse[4] ; enfin, à Bourguillon, trois petites chapelles, depuis longtemps démolies : celle de Sainte-Marie-Madeleine, dans la léproserie[5] ; près de la tour du Dürenbühl, celle de Saint-Daniel[6], et celle de Sainte-Anne, près de la porte de Lorette[7]. Plusieurs de ces sanctuaires n'étaient probablement que des oratoires ; on n'y célébrait pas la messe, et cela expliquerait que Schneuwly les ait omis. Ce ne devait cependant pas être le cas pour tous, et ce qui est vrai des environs de Fribourg se vérifierait également dans le reste du canton, de telle

[1] La visite de 1453 signale à Bulle un autel de Saint-Nicolas (ASHF. I, p. 191) ; Schneuwly ne l'a pas, mais la visite de 1654 en énumère un qui a comme titulaires : saint Sébastien, saint Nicolas et sainte Catherine. Il y a tout lieu de croire que c'est celui que Schneuwly appelle l'autel des Saints Fabien et Sébastien, omettant le nom de saint Nicolas. De même, la visite de 1453 mentionne à Attalens, un autel des Saints Grégoire, Maurice et Catherine (ASHF. I, p. 325) ; celle de 1654 parle d'un autel ayant comme titulaires saint Grégoire, sainte Catherine et saint Maurice ; RM., 192, (le 24 sept. 1641) ne nomme que saint Grégoire et sainte Catherine ; Schneuwly, qui parle, par contre, d'un autel des Saints Grégoire et Maurice, aura omis le nom de sainte Catherine. De même encore, à Gruyères, le 6e autel signalé par les visiteurs de 1453 est celui de Saint-Nicolas (ASHF. I, p. 209) ; Schneuwly ne l'a pas, mais en mentionne par contre un de Saint-Antoine ; quant à la visite de 1654, elle parle d'un autel dédié à saints Nicolas et Antoine : il s'agit vraisemblablement du même dans les trois cas.

[2] Dellion XII, p. 94.

[3] P. 116.

[4] Dellion VII, p. 105.

[5] Dellion VI, p. 463.

[6] Ibid., p. 464.

[7] Ibid. ; cf. *Semaine cathol.* 1940, p. 493.

sorte qu'il faut bien concéder que nos tables présentent, à ce point de vue, quelques lacunes : notre prévôt aura laissé de côté certaines chapelles, plutôt secondaires, pour s'en tenir aux plus connues, aux plus importantes.

Enfin, quant aux églises paroissiales, nul ne s'étonnera que celui qui était alors le vicaire général du diocèse et le remplaçant de Mgr Gorrevod, l'évêque absent, nous en ait fourni une nomenclature complète : celles-là manquent qui n'étaient encore que des filiales et qui n'ont été érigées que sous l'épiscopat de Mgr Doroz : Vuadens, en 1602 et La Tour-de-Trême, en 1603. Par ailleurs, on y trouve Estavannens, devenue paroisse en 1578.

A défaut d'autres indications, celles-ci nous permettraient de délimiter, à un quart de siècle près, l'époque à laquelle remontent les tables que le prévôt Schneuwly a intercalées dans ses Constitutions capitulaires ; mais on peut préciser davantage. L'ancienne transcription — ce que nous avons appelé l'édition primitive de ces constitutions — renferme, nous l'avons déjà dit, aussi bien dans les pages que nous avons publiées que dans le reste du volume, des annotations de la main de notre prévôt : or, celui-ci est mort en 1597. Les paroisses de Font et de Promasens, qui furent données, la première aux Cordeliers en 1593 et la seconde aux Augustins en 1592, sont encore désignées par Schneuwly comme *benficia libera*, tandis que, inversement, figurent déjà comme appartenant au Chapitre de Saint-Nicolas les cinq cures qui lui furent attribuées par acte du 20 août 1580 ; et Vuippens, qui était propriété de l'abbaye d'Humilimont jusqu'à la suppression de cette dernière (21 décembre 1580), est appelé « beneficium nunc liberum ». Nous sommes donc, au plus tôt, en 1581 et au plus tard, en 1592. D'après certains indices qui ont été signalés plus haut [1], on pourrait même serrer de plus près encore le problème et placer nos listes entre 1583 et 1585. On ne se trompera du moins pas en les datant de l'avant-dernière décade du XVI^me^ siècle [2]. Pour

[1] P. 34, n. 1 ; p. 39, n. 1 ; p. 48, n. 2. On pourrait en relever d'autres : ainsi le fait que Nuvilly, qui fut érigé en paroisse en 1585 (Dellion, IX, p. 42 ; l'acte d'érection, signé par le vicaire général Schneuwly, est du 16 mai 1586), figure encore dans nos listes comme filiale de Cugy ; mais il ne faut pas trop insister, car le couvent d'Hauterive, à qui appartenait Cugy, s'opposa à ce démembrement ; et de fait, on ne connaît pas de curé de Nuvilly avant 1636.

[2] Par des arguments de critique interne et externe, on aboutit exactement aux mêmes conclusions pour l'ensemble des Constitutions capitulaires du Prévôt Schneuwly, travail de longue haleine, dont l'élaboration, la rédaction définitive

des recherches locales, on désirera peut-être plus de précision : on pourra, avec les réserves voulues, adopter la date de 1584 ; par contre, celle, plus large et plus sûre, de 1581-1591 suffira pour la question du remaniement des décanats dans le diocèse de Lausanne au XVI^me^ siècle — problème qui n'a jamais été étudié et sur lequel nous nous proposons de revenir — ainsi que pour les études d'ordre hagiographique.

Ces dernières sont aujourd'hui à l'ordre du jour, soit qu'on s'attache à l'ensemble d'un pays, d'un diocèse ou d'un canton, soit qu'on poursuive, avec cartes géographiques à l'appui, le rayonnement, dans le temps et dans l'espace, de tel saint en particulier. Pour le diocèse de Lausanne, le travail a été fait par M. Michel Benzerath. Il a publié d'abord, en suivant l'ordre des anciens décanats, la liste des églises et chapelles [1], avec la plus ancienne attestation de leur existence et la première mention de leur patron [2]. Puis, se basant sur cette statistique, mais renversant le problème, il a, dans une seconde étude, envisagé successivement les divers titulaires ou saints qui ont été choisis chez nous comme patrons et formulé les conclusions qui se dégagent de cet exposé quant à la pénétration et l'expansion de leur culte dans notre diocèse [3].

M. Benzerath a pris comme base la liste du cartulaire de Lausanne (1228), qui est à la fois la plus ancienne et la plus complète, puisque plusieurs églises y figurent comme paroissiales, qui ont été ensuite

et la transcription ont exigé plusieurs années : il était commencé en 1580, mais il a pu se poursuivre encore après que Schneuwly eut donné sa démission de prévôt de la Collégiale (1586). Voici du moins un point de repère assez précis : à l'art. 2 du 1^er^ chap. du titre 2 du Livre I, il est parlé, parmi les privilèges du prévôt de Saint-Nicolas, de celui de bénir des objets du culte, lorsque l'onction d'huile n'est pas requise, privilège, ajoute le texte, qui provient « partim ex privilegio olim Præposituræ Bernensi Ecclesiæ dato, ad instar cuius nostra est fundata (l'argument, soit dit en passant, ne vaut rien), partim *noviter* acquisito a Gregorio XIII quoad benedicenda». Or, le bref de Grégoire XIII, autorisant notre prévôt à bénir, entre autres, les vêtements liturgiques, est du 28 octobre 1583 (Cf. Wirz, *Bullen u. Breven*, p. 423).

[1] Y comprises celles des couvents, tandis que Schneuwly en fait abstraction ; par contre, parmi les sanctuaires que celui-ci signale, l'un ou l'autre devaient leur existence à l'initiative d'une maison religieuse.

[2] « Statistique des saints Patrons des églises du diocèse de Lausanne au moyen âge » (*Rev. d'hist. eccl. suisse*, VI (1912), p. 81-115 et 187-228 ; avec des « Berichtigungen u. Nachträge », *Ibid.*, VIII (1914), p. 57-60.

[3] « Die Kirchenpatrone der alten Diözese Lausanne im Mittelalter » ; *Freib. Geschichtsbl.* XX (1913) ; tirage à part, à Fribourg, chez Gschwend, en 1914, XVI-219 p.

réduites à l'état de filiales et auxquelles un curé n'a été rendu qu'à une époque récente. Il signale encore la liste de 1285, mais il passe sous silence celles — on en possède pas moins de cinq — du XIV^me^ siècle. Sans doute, comme toutes ont été dressées dans un but fiscal, elles se bornent à énumérer des localités, sans se préoccuper des saints qu'elles avaient comme patrons [1]. Pour découvrir ces derniers, M. Benzerath a dû recourir à d'autres sources. Bien que son étude se limitât au moyen âge, il a, pour la partie du diocèse demeurée catholique, utilisé notamment les *Decreta et Constitutiones synodales* de Mgr de Strambin, de 1665, p. 164-182. La visite de 1654 aurait pu lui fournir aussi quelques indications ; mais surtout les tables du prévôt Schneuwly permettront de remonter jusque vers la fin du XVI^me^ siècle et de rectifier certaines des affirmations [2] de notre auteur. Elles auront surtout une autre utilité : M. Benzerath ne s'est jamais occupé que du patron du maitre-autel. Pour le développement du culte des saints, les autels latéraux ont cependant aussi leur importance. La visite de 1416-17 les indique pour trois ou quatre paroisses. Celle de 1453, par contre, le fait d'une manière beaucoup plus systématique. A 130 ans de distance, les listes du prévôt Schneuwly poursuivent cet inventaire : c'est dire que lorsqu'on voudra compléter et surtout continuer les travaux de M. Benzerath, elles seront l'une des principales sources à consulter.

[1] La visite de 1453, que M. Benzerath utilise, ne les signale guère que pour certaines filiales et chapelles.

[2] Ainsi, le patron de Ménières était saint Hilaire (et non pas saint Denys) ; celui de Chandon : saint Gangolf et celui de Villarimboud : saint Théodule (et non pas la Sainte Vierge). L'église de Léchelles était dédiée à saint Jean-Baptiste (et non pas à saint Jean l'Evangéliste).

Ulrich Ochsenbein prozessiert gegen das Kloster St. Urban (1839-43)

Von Dr. Joseph RÖSLI

St. Urban besaß seit alter Zeit am Bieler See bedeutende Rebgüter, von denen ein Teil in der Gemeinde Vingelz lag. Zu diesen Vingelzer Reben gehörte ein Haus mit den Wohnungen der zwei Rebleute, die das Kloster zur Besorgung seines Besitzes hier beschäftigte. Für diese beiden Dienstleute nun beanspruchte St. Urban, gestützt auf seine Erwerbstitel und alte Übung, den Mitgenuß an den burgerlichen Gemeindegütern zu Vingelz, besonders aber am Gemeindeholz, gegen die Verpflichtung zu gleich hohen Leistungen an Gemeinwerk, Steuern, Tellen, Militärauflagen usw., wie die übrigen Vingelzer Burger. -- Dieses Recht blieb dem Kloster unbestritten bis in die Dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Damals erhob sich dann plötzlich ein Streit zwischen der Gemeinde und der Abtei um die Nutzungen, der zu einem vierjährigen leidenschaftlichen Prozesse führte, in dem die Gemeinde Vingelz schließlich unterlag.

Der Rechtshandel begann im Jahre 1839 mit einer Klage des Abtes gegen die Gemeinde und dauerte bis 1843, wo das endgültige Urteil gesprochen wurde. Er hatte aber bereits ein Vorspiel im Jahre 1834, in dem die Gemeinde Vingelz durch Beschluß vom 19. Juli den beiden Rebleuten das gewöhnliche Holzlos verweigerte, mit der Begründung, das Gotteshaus sei Burger von Biel und nicht von Vingelz; da aber Biel und Vingelz keine gemeinschaftlichen Gemeindegüter besäßen, hätten dessen Dienstleute auch keinen Anspruch auf den Burgerbesitz von Vingelz. Auf die nachdrücklichen Vorstellungen St. Urbans kam die Gemeinde jedoch am 15. Oktober gleichen Jahres auf ihren Entscheid zurück und versprach, den Rebleuten für «einstweilen» den Genuß des Holzrechtes weiter zu gestatten. Im Jahre 1834 wurde ihnen auch tatsächlich das geforderte Holzlos wie bis anhin zugeteilt. Das Kloster gab sich jedoch mit dieser provisorischen Lösung nicht zufrieden; es forderte vielmehr die Gemeinde auf, sein Recht voll anzuerkennen und den Rebleuten wie seit altem das voll-

ständige Holzlos zu bewilligen. Das hatte vorerst zur Folge, daß ihnen dieses auch in den Jahren 1835 und 1836 neuerdings anstandslos gewährt wurde.

Am 25. März 1837 aber faßte die Gemeinde Vingelz den neuen Beschluß: « Es solle das löbliche Kloster St. Urban mit seinem Begehren, betreffend den burgerlichen Genuß durch seine Rebleute in Vingelz, gesetzlich abgewiesen werden », und vorenthielt diesen im Spätjahr die Holzlose. Aussöhnungsversuche vonseiten des Abtes blieben erfolglos, und so sah sich St. Urban gezwungen, sein Recht vor dem Richter zu suchen; es reichte am 19. Juli 1839 durch Fürsprech Hermann in Langenthal beim Amtsgericht Biel gegen Vingelz Klage ein. « Es darf dies um so eher », bemerkt Hermann in der umfangreichen Klageschrift, « als sein Besitz nicht nur auf alter Übung, sondern auf förmlich dokumentierten Titeln und sogar auf kompetentem richterlichem Urteil beruht ».

Die Klageschrift St. Urbans.

Über die drei Rechtstitel wird darin in allen Einzelheiten Auskunft gegeben. Bereits im Jahre 1420 verkaufte Ritter Arnold von Rätzerg (!) an St. Urban 40 Mannwerk Reben, die er von den Grafen von Thierstein zu Lehen hatte, « mit Troten, Hüseren und Hofstetten, mit allen und jeglichen andern ihren Freiheiten, Rechten und Zugehörigen, so dene darzu gehörendt und als sy harbracht sind ».

Laut Brief von 1425 verkaufte ferner Peter Spengler, genannt Brediger, Burger zu Biel, an Abt Johann von St. Urban « ein Hus und Hofstatt zu Vingeltz, mit Grund und Grete, mit Stege und Wege, mit Längi und Tieffi, mit Breithi, mit allem dem Nutz und Ehaft so darzu gehöret von Recht oder von Gewonheit usw. ».

Im Jahre 1563 sodann kaufte St. Urban nochmals neben einigen Reben ein Haus zu Vingelz « mit Zu- und Usgang, Tach und Gmach und was Nagel und Nuote begriffen und von alter har zu solichem Hus gehördt hat ».

Wichtig und entscheidend für das streitige Recht aber hielt St. Urban eine Konzession, die Meyer, Bürgermeister und Rath zu Biel, am 28. November 1566 dem Abt Jakob Kündig erteilt hatten. Auf sein Ersuchen hin wird bewilligt, daß Abt und Konvent zu St. Urban für sich und ihre Nachkommen « nun hinfür mögen in ihrem Haus zu Vingelz *ein Rebmann sezen und haben.* Und soll der erste Rebmann,

so dahin gesetzt wirdt, anfengklich *für ein Rechtsame in Holtz, Veldt, Wunn und Weidt und Nießung derselben,* der Oberkeit geben, dahin es gehört, nämlich dreißig Pfundt Pfennigen (Bieler Währung), und das für ein Mall und all », sodaß später folgende Rebleute zu nichts weiter verpflichtet sein sollten, auch nicht zu den dreißig Pfund. — Ferner « haben wir auch für uns und unser Nachkommen gemeldten Herrn Abbt und Convent zu St. Urban für sie und ihre nachkommenden Appt und Convent daselbst zugesagt und versprochen, ihre Räben und Güedter zu Vingels in unserm Schutz und Schirm zu haben und zu halten, nach unserm besten Vermögen, desgleichen ihr Räbmann und in allwägen das best und wägst zu thuon, *wie andern unser Angehörigen und usserer Burger zu Vingelz,* getreulich und ohn alle Geverd ».

Aus diesem Instrument ergibt sich deutlich das Verhältnis St. Urbans zu Biel und Vingelz. Da die Gemeinde Vingelz bis 1798 zum Gebiete der Stadt Biel gehörte, mußte sich das Kloster, um gestützt auf das dort erworbene Grundeigentum das Genossenrecht in Vingelz zu erlangen und seinen dortigen Rebleuten den Allmendnutzen zu verschaffen, vor allem an den Landesherrn wenden und dessen Einwilligung erhalten.

Diese wurde ihm nach seiner Auffassung durch die zitierte Konzession von 1566 erteilt, und St. Urban betrachtete sich seither, vermöge seines dortigen Grundbesitzes und des entrichteten Einkaufsgeldes, als Mitteilhaber an den später burgerlichen Rechten und Pflichten zu Vingelz, die es durch seinen Rebmann bis zu Beginn des Rechtsstreites ausüben ließ.

Das Kloster vermehrte indessen seinen Rebbesitz zu Vingelz in der Folge noch mehr. Am 16. November 1585 kaufte Abt Ludwig von Mättenwyl von Michel Pierren dessen an die St. Urbaner Rebgüter anstoßenden Hof und Haus.

Und mit Tauschvertrag vom 22. September 1634 erwarb es von Herrn Byß zu Solothurn, gegen seine Zehnten zu Gächliwil, mehrere in Vingelz gelegene Stücke Reben und zwei aneinanderstoßende, an das Haus und die Güter St. Urbans angrenzende Häuser, « *mit allen andern dazu dienenden Rechtsamen und Gerechtigkeiten, wie solche Hüser und Räben von alter herkommen* ». Dazu erhielt es von Herrn Byß eine vom 14. November 1579 datierte Konzession der Stadt Biel, ähnlich der von ihm im Jahre 1566 für seine bisherigen Besitzungen selbst erworbenen. In dieser wird ebenfalls ausdrücklich bestimmt : « daß gemelter Herr Urs Byß, seine Erben und Nachkommen, nun hinfür

mögen in ihrem Haus zu Vingelz einen Rebmann setzen und haben, und es solle *hiemit ein jeder Rebmann, so dahin gesetzt werde, seine Nießung haben, in Holz, Veld, Wun und Weid, wie ein anderer husheblicher Fingelser, ohne meiniglichs Eintrag, Irrung und Widerredt*».

Mit dem Erwerb dieser Konzession bekam das Kloster die Befugnis, in Vingelz einen zweiten Rebmann zu halten, mit den gleichen burgerlichen Rechten auf das Gemeindegut, die es durch die Konzession von 1566 erhalten hatte.

Diese großen Besitzungen zu Vingelz veranlaßten schließlich die Abtei, sich mit Fürsprache ihres Schirmherrn Luzern um das Burgrecht der Stadt Biel selbst zu bewerben. Meyer, Bürgermeister, Räth und Burger der Stadt entsprachen diesem Begehren und nahmen laut Urkunde vom 17. September 1636 das «*Gotteshaus St. Urban und alle seine Nachfolger samt seinen in ihrer Jurisdiktion liegenden Gütern... gleich andern daselbsten zu Vingelz wohnhaften Burgern* auf, gegen Erlag von 80 spanischen Duplonen und dann ein ehrlich Trinkgeschirr von Silber ; letzteres so oft die Hand eines Herrn Abbts ändern würde».

Durch diese Rechtstitel, namentlich aber durch die beiden Konzessionsbriefe von 1566 und 1579 sowie den Burgerbrief von 1636, glaubt die Klageschrift, seien die Rechte des Gotteshauses auf die burgerlichen Nutzungen zu Vingelz für beide Rebleute so über allen Zweifel erhaben, daß jeder Unbefangene sich fragen müsse, ob es der beklagten Gemeinde mit ihrer Weigerung, diese Rechte anzuerkennen, wirklich Ernst sei.

Dazu kam noch deren Bestätigung durch einen uralten Besitzstand sowie durch ein rechtskräftiges Gerichtsurteil.

Im Jahre 1775 hatten sich nämlich die Vingelzer Burger beim Rat der Stadt Biel wegen vielfacher Übergriffe der beiden Rebleute bei der Holznutzung und der Weidfahrt beklagt. Da eine gütliche Beilegung des Streites nicht gelang, mußte von Räth und Burgern das Recht gesprochen werden. Einhellig wurde erkannt : «Obwohl das positive Recht zu Holz- und Weidfahrt zu Vingelz für die Rebleute von St. Urban in den Verbalien des Konzessionstitels von 1636 nicht ausgedrückt sei, so walte «*dennoch zugunsten des Gotteshauses der ebenso kräftige Grund der Billigkeit und Gerechtigkeit*, welcher erfordere, daß, da der einte schon vor 1636 dahingesetzte Rebmann *diese Genossame unstreitig gehabt*, dem zweiten dahin gesetzten und eingekauften Rebmann die *nemmliche Genossame dennoch gebühre* : welche teils aus der damals der Stadt bezahlten Summ Gelds, *teils aus dem seitherig*

ununterbrochenen Genuß zu schließen ist, anbei denn beide Rebleute *alle bürgerlichen Beschwerden gleich andern dortigen Heimburgern ertragen müssen. Derowegen solle diesen beiden Rebleuten dargegen auch gleich andern zu Vingelz wohnhaften Heimburgern die Nutzung des dortigen Holz- und Weidfahrtsrechts fürohin gebühren und zukommen*». Der eine des Holzfrevels schuldig befundene Rebmann wurde zu den Kosten verurteilt und des zurückgebliebenen Holzloses für verlustig erklärt, dem Gotteshause dagegen «*seine Rechte zu Vingelz erläuterter Maßen*» wohl verwahrt und der Inhalt der Konzessionen von 1566 und 1636 in bezug auf die Pflichten der Rebleute nochmals wiederholt.

Auffallend ist, daß bei diesem Handel die Konzession von 1579 für den zweiten Rebmann nirgends erwähnt wird. Es läßt sich dies nur so erklären, daß diese zweite Byssische Konzession von St. Urban damals gar nicht aufgelegt wurde. Wäre dies der Fall gewesen, so würde das Recht des zweiten Rebmannes nicht einzig aus dem Burgerbrief von 1636 und der Übung hergeleitet worden sein, sondern aus dieser Konzession, wie das des ersten Rebmanns aus dem Konzessionsbrief von 1566. — Immerhin blieb es nach diesem Spruch beurteilte Sache, daß St. Urban gestützt auf seine Rechtstitel und alte Übung *für beide Rebleute* zu Vingelz bei gleichen Pflichten die gleichen Rechte beanspruchen konnte, wie die übrigen Vingelzer Burger, also auch das dortige Holz- und Weidfahrtsrecht. — Vom Abschluß des Burgrechts bis zur Fällung dieses Urteils im Jahre 1775 befanden sich die Rebleute also schon nahezu 140 Jahre im unbestrittenen Besitze des Holzrechtes. Es ist aber mit Sicherheit anzunehmen, daß sie dieses noch früher mit den ersten Gütererwerbungen des Gotteshauses im Jahre 1420 bereits erhielten. Seit 1775 aber währte der Genuß ununterbrochen weiter bis 1798 und darüber hinaus, die Zeit bis 1814, als Biel französisch war, hindurch. Die Rebleute St. Urbans mußten die damaligen schweren Kriegs- und Gemeindeauflagen tragen helfen, gleich den andern Vingelzer Burgern, genossen aber auch fortwährend die Holz- und Weidfahrtsrechte.

Nach der Vereinigung Biels mit dem Kanton Bern erfuhr dieser Zustand nicht nur keine Veränderung, sondern eine gesetzliche Bestätigung durch das bernische Reglement über die Herstellung der Burgerrechte im ehemaligen Bistum Basel vom 29. April 1816, in dem die Gemeindegüter zwar als Eigentum der Burger erklärt wurden, jedoch ohne Benachteiligung weder der durch *Übung* bestehenden Rechte der *Güterbesitzer*, die die Gemeinweiden nach Verhältnis des von ihnen

bebauten Landes genossen, noch der Rechte jener, die ohne Rücksicht auf das Burgerrecht, wegen *Gebäuden*, die sie in der Gemeinde besaßen, wirklich Holz zu Ausbesserungen, zu Bauten oder zur *Feuerung* erhielten. Diese Grundeigentümer sollten vielmehr wie bisher im Genusse ihrer Rechte bleiben. Die Ansprüche St. Urbans in Vingelz blieben somit doppelt legitimiert, als Burger von Vingelz sowohl, wie als Güter- und Häuserbesitzer, darüber hinaus außerdem noch durch alte Übung, die von der damaligen Regierung ebenfalls als ein Rechtstitel ausdrücklich anerkannt wurde.

Diese Anerkennung war nichts anderes als die Bestätigung der alten Gerichtssatzung, die vorschrieb, daß wer liegende Güter irgend welcher Art, *auch Dienstbarkeiten und andere Rechtsame*, zehn Jahre lang in seiner Gewähr und Gewalt hatte und sie ruhig und unangesprochen besaß, nach Verfluß dieser Zeit deswegen niemandem mehr Red und Antwort schuldig sein sollte. Auch die Verjährung bzw. Ersitzung galt darnach als ein Erwerbungsgrund dinglicher Rechte. Nun waren aber die strittigen Rechte St. Urbans zu Vingelz vom 1. April 1828 an, als der erste Teil des neuen bernischen Sachenrechts von 1826 in Kraft trat, zurückgerechnet, weit mehr als zehn Jahre ausgeübt worden, und auch später bis 1837 blieben sie, wie erwiesen, fortwährend in Übung, wodurch der umstrittene Besitzstand des Gotteshauses zu Vingelz auch durch Verjährung begründet ist [1].

Die Klageschrift wendet sich dann auch gegen den Einwurf der Gemeinde Vingelz in ihrem Beschluß vom 19. Juli 1834: St. Urban habe sich in Biel und nicht in Vingelz eingeburgert, mit dem Hinweis auf den Entscheid von 1775, in dem ausdrücklich bestimmt wurde, daß den beiden Rebleuten des Gotteshauses *gleich andern zu Vingelz wohnhaften Heimburgern* die beanspruchten Nutzungen zukommen sollten. Mit dieser Fassung bezeichne der Rechtsspruch die Leute des Gotteshauses als Heimburger von Vingelz, mit gleichen Rechten und Pflichten wie die übrigen dortigen Burger. Also sei auch nicht das Burgerrecht von Biel, sondern das von Vingelz zunächst der Grund jener Rechte und Pflichten.

Es wäre daher töricht zu behaupten, die Rebleute hätten bloß

[1] Zum bessern Verständnis des Rechtsausdruckes « Verjährung » macht uns Professor Rennefahrt in verdankenswerter Weise aufmerksam, daß das alte bernische Zivilgesetzbuch die Ausdrücke « Verjährung » und « Ersitzung » dem allgemeinen Sprachgebrauch zuwider verwechselte (Satz 1028); erst das bernische Einführungsgesetz zum eidgenössischen Obligationenrecht (§ 13) stellte den Sprachgebrauch des bernischen Zivilgesetzbuches richtig.

dann die Holz- und Weidfahrt genossen, wenn sie zufällig *persönlich* Burger von Vingelz gewesen seien. Nicht alle Rebleute seien das gewesen ; auch der jetzige Präsident der klagenden Gemeinde, Mathys, der 20 Jahre lang die Stelle eines Rebmanns inne hatte, und dabei fortwährend den Burgernutzen bezog, sei während dieser Zeit persönlich nicht Vingelzer Burger gewesen, sondern es erst geworden, als er zu Vermögen gekommen war und die Stelle aufgegeben hatte.

Die Weigerung der Gemeinde, den Burgernutzen fernerhin auszurichten, sei um so ungerechter und unbilliger, als St. Urban mehr als den dritten Teil der im Gemeindebezirk gelegenen Güter besitze, also auch mehr als einen Drittel der damit verbundenen Gemeindelasten trage, während die beanspruchten Nutzungen den Haushaltungen nach verteilt würden, ein Rebmann somit nicht mehr beziehe als die ärmste Haushaltung. Im übrigen ergebe sich aus den Büchern und Rechnungen der Gemeinde, daß das Kloster stets getreulich die ihm zukommenden Gemeindelasten getragen habe. So habe es an die 2 460 Franken Steuern, die Vingelz vom Dezember 1813 bis September 1815 aufbringen mußte, volle 523 Franken beigesteuert.

Das Benehmen der Gemeinde sei um so unbegreiflicher, als einerseits das Gotteshaus alles Mögliche getan habe, mit ihr gute Beziehungen zu unterhalten, und anderseits Vingelz selbst unlängst gegen Nidau ähnliche, aber sicher weniger begründete Ansprüche auf dessen Gemeindegut gestellt habe, wie St. Urban gegen Vingelz, und in diesen Ansprüchen von den Gerichten geschützt worden sei.

Aus diesen Gründen wird beantragt : Die Gemeinde Vingelz solle gerichtlich verurteilt werden, das Recht des Klosters zur Teilnahme seiner beiden dort beschäftigten Rebmänner an den burgerlichen Holz- und Weidenutzungen anzuerkennen, unter Kostenfolge von Rechts wegen.

Die Verteidigung.

Die Motivierung dieser Klageschrift zeigt die rechtlich außerordentlich starke Stellung des Klosters. Vor einem objektiv urteilenden Richter mußten seine in jeder Beziehung wohl fundierten Ansprüche geschützt werden, der Gegner also den Prozeß verlieren.

Diese starke Position des klagenden Stiftes war sicher auch der Gemeinde Vingelz nicht unbekannt. Unwillkürlich taucht daher die Frage auf : warum wagte es die kleine Gemeinde trotzdem, das Kloster anzugreifen ? Mit Sicherheit läßt sich das heute nicht mehr feststellen ;

es sind lediglich Vermutungen möglich, die jedoch deutlichere Gestalt gewinnen, wenn wir wissen, daß die unscheinbare Gemeinde Vingelz im Schatten eines großen Mannes stand, Ochsenbeins, ihres Verteidigers, und daß dieser in seinem Werke unterstützt wurde von seinem Freund und Schwager Eduard Suri, Advokat in Burgdorf. Wenn diese beiden Exponenten des jungen Radikalismus an dem einträglichen Prozeß wohl auch aus geschäftlichen Gründen ein Interesse hatten, so ist doch nicht anzunehmen, daß nur solche für sie entscheidend waren, sondern dabei auch politische Erwartungen eine Rolle spielten. — Die Klöster standen damals bei den Radikalen nicht hoch im Kurs. So schien der Versuch, St. Urban um seine alten Ansprüche auf Nutzungen zu bringen, die es unmittelbar vor den Toren der radikalen Hochburg Nidau besaß, sehr verlockend. Das alte Postulat Ochsenbeins nach Liquidation aller hergebrachten feudalen Einrichtungen mag dabei freilich mitbestimmend gewesen sein. Immerhin ist auffallend, daß die Gemeinde Vingelz ausgerechnet im Jahre des Erlasses der Badener Artikel 1834 zum ersten Male den beiden Rebmännern die Holzlose verweigerte.

Die beiden Verteidiger waren sich als tüchtige Advokaten der rechtlich schwachen Position ihrer Klientin sicher bewußt, und hätten ihr infolgedessen normalerweise von dem Prozesse abraten sollen. Daß sie das nicht taten, läßt vermuten, daß noch andere als materielle Gründe sie dazu veranlaßten. Diese Annahme scheint um so berechtigter, als Ochsenbein sich als Burgerpräsident von Nidau in dem bereits von St. Urban erwähnten ähnlichen Rechtshandel um Weiderechte zwischen Nidau und Vingelz, wo Vingelz als fordernde Partei auftrat, ganz anders benahm, d. h. den Prozeß zugunsten des Klägers einfach niederschlug (*Spreng*). Er muß übrigens den burgerlichen Nutzen persönlich nicht überschätzt haben, sonst würde er die zahlreichen aus dem Jura nach Nidau hergeholten Uhrenarbeiter nicht so freigebig damit ausgestattet haben, wie das während seiner Präsidentschaft geschehen ist. Warum dann Vingelz um viel Unwichtigeres in einen teuren und zum mindesten unsichern Prozeß verwickeln? — Alle diese Momente weisen darauf hin, daß in dem Handel mit St. Urban nicht nur der *Advokat* Ochsenbein Spiritus rector war, sondern in hohem Maße auch der *Politiker* Ochsenbein.

Die von ihm eingereichten, meistens gemeinsam mit Eduard Suri verfaßten Prozeßschriften bestärken diese Ansicht. Auf die Klage St. Urbans antworteten die beiden mit einer umfangreichen «zer-

störlichen Einwendung und Antwort », die mit dem Antrag schloß : Das Gotteshaus St. Urban ist mit seiner Klage unter Kostenfolge abzuweisen.

Zur Begründung dieser Schlußnahme behauptete die Gemeinde Vingelz :

1. Das Burgrecht des Klosters St. Urban, das dieses früher durch seine Rebleute in Weide und Holz ausübte, sei seit 20 Jahren gesetzlich aufgelöst und infolge Nichtbenützung der in der Verordnung vom 29. April 1816 zu dessen Wiedergeltendmachung bestimmten Frist mit allen seinen Vorteilen dahingefallen.

2. Die Rebleute St. Urbans hätten, vom 1. April 1828 an gerechnet, mehr als 10 Jahre lang als *solche* nicht an den Gemeindenutzungen teilgenommen.

Diese Tatsachen seien eine Folge der staatlichen Umwandlungen seit der französischen Revolution. Unter der französischen Herrschaft berechtigte die Eigenschaft eines Einwohners unter gewissen Bedingungen auch zur Teilnahme an den Gemeindegenüssen ; allein diese Verhältnisse wichen andern Einrichtungen. Durch die Vereinigungsurkunde des Bistums Basel mit dem Kanton Bern vom 14. November 1815 wurde der Grundsatz der Wiederherstellung der Burgerrechte ausgesprochen und bald darauf die aus dieser Neuordnung entstandenen besondern Verhältnisse durch ein besonderes Reglement geordnet, sodaß jede Person wieder in die gleiche Burgerverbindung gelangte, in der sie vor der französischen Herrschaft stand. Unter diesen Personen habe das fragliche Reglement jedoch nur *Einzelpersonen*, nicht kollektive oder mystische verstanden ; daher hätte diese Einführung der Burgerrechte keine Anwendung auf Abt und Konvent von St. Urban gefunden, die als Korporation ausgeschlossen bleiben mußten. Dies gehe deutlich hervor aus der Instruktion und Erläuterung zur Vollziehung der Verordnung vom 18. September 1816, die festsetzte, « daß Schweizer, die bereits, sei es im Kanton Bern oder in einem andern Kanton ein anerkanntes Burgerrecht besitzen, nicht zu denen gehören, deren bürgerliche Existenz durch den Vereinigungsakt erst bestimmt werden muß, und daß solche also kein Recht auf die Bestimmungen des angegebenen Reglements haben ».

Unstreitig genossen nun aber der Abt und die Kapitularen des Klosters anderswo Heimatrechte ; jedenfalls gehörten sie als Korporation dem Kanton Luzern an. Übrigens, wenn auch die Bestimmungen der angeführten Verordnung zu ihren Gunsten gedeutet werden könnten,

so hätte das Gotteshaus nach einem andern Paragraphen der Verordnung vom 29. April 1816 seine vermeintlichen Privilegien innert Jahresfrist geltend machen sollen, was aber nicht geschehen sei, sodaß nach den weitern Bestimmungen der Verordnung der Verlust dieser Vorteile habe eintreten müssen.

Dieser Verlust sei ferner eingetreten durch den Nichtgebrauch dieser Rechte während mehr als 10 Jahren, vom 1. April 1828 an zurückgerechnet. Einer der Rebleute, der schon seit 50 Jahren im Dienste des Gotteshauses stand, habe während dieser Zeit immer nur ein Los in seiner Eigenschaft als Burger zu Vingelz erhalten und kein zweites als Rebmann des Klosters. Auch für das andere Rebgut sei kein Holzlos ausgegeben worden, da Herr Peter Mathys, der dieses in Nachfolge eines Burgers während der französischen Herrschaft und bis zum Jahre 1825 bebaute, das Los bis 1817 in der Eigenschaft als älterer Einwohner und später als Burger von Vingelz bezogen habe.

Die fernere Behauptung des Gotteshauses, es habe seine Güter zu Vingelz mit Rechten auf Holz- und Weidgenuß erworben, sei unwahr und müsse verneint werden.

Die Erwerbsurkunden sprechen zwar von Rechtungen, Ehehaften, Freiheiten und Zubehörden, allein es finde sich keine Spur, daß Rechte in Holz, Feld, Wun und Weid darunter begriffen seien, und Ehehaften, Zubehörden und Freiheiten gebe es noch mehr Arten.

Jedenfalls sei der Gemeindegenuß immer rein persönlich gewesen und habe von Einziehenden durch besondern Einkauf erworben werden müssen. Übertragbar sei dieser Genuß niemals gewesen, und mit dem Dahinfall der daran geknüpften Bedingungen sei auch das Recht zu dessen Genuß verloren gegangen.

Die zwei aufgelegten Konzessionen gingen von Meyer, Burgermeister, Räth und Burgern der Stadt Biel aus, die keineswegs völlig souverän waren, sondern immer unter der Hoheit des Fürstbischofs von Basel standen. In manchen Beziehungen war Biel indessen selbständig und übte in einem bestimmten Bezirke die niedere Hoheit aus, so auch über Vingelz. Allein das Recht Dritte in die einmal verliehenen Gemeindegenüsse ohne Bewilligung der gleichzeitigen Dorfgenossen einzuschieben, sei der Stadt Biel niemals zugestanden. Nehme man aber die beiden Konzessionen so wie sie sind, so ergebe sich aus ihnen weiter nichts, als daß Biel dem Stift St. Urban für die Güter zu Vingelz seinen Schutz und Schirm und das Burgrecht zu Biel zugesichert habe. Diese Zusicherung war indessen noch an Bedingungen

geknüpft, die Repräsentation der Rebleute, die seit mehr als 50 Jahren nicht mehr erfüllt wurden. Durch die Nichterfüllung dieser Bedingungen, an die die Fortdauer des Schutz und Schirms sowie die Burgrechtsverhältnisse zu Biel mit der Ansiedlung zu Vingelz verknüpft waren, sei auch deren rechtlicher Bestand dahingefallen. Mit dem Einmarsche der Franzosen im Jahre 1793 — Ochsenbein behauptet unrichtigerweise fortwährend, die Besetzung Biels sei 1793 erfolgt und nicht 1798, wie das Kloster richtig angab — mußten die frühern Verhältnisse dem fränkischen System weichen. — Bei der Wiedereinführung der Burgrechte im Jahre 1816 aber hätten sich diese Verhältnisse wieder anders gestaltet. Es seien nur Einzelpersonen dieses neu eingeführten Burgrechts teilhaftig geworden ; auch wer in einem andern Kanton der Schweiz bereits ein Burgerrecht besaß, blieb davon ausgeschlossen. Das sei bei Abt und Konvent von St. Urban der Fall gewesen. Aber auch wenn sie anderswo keine Heimatrechte besessen hätten, würde die Aufnahme einer Korporation in die Burgerverhältnisse nicht zulässig gewesen sein. Und selbst wenn die Möglichkeit der Aufnahme bestanden hätte, so würde mit einem solchen Burgerrecht doch keine Nutznießung verbunden gewesen sein, weil diese von Erfordernissen abhängig gemacht war, die nur Einzelpersonen besitzen konnten, nämlich :

1. Die persönliche Eigenschaft eines Burgers,
2. Das Alter von 23 Jahren und
3. Die Führung eines eigenen Haushalts in der Gemarkung.

Das sind die heute geltenden Rechtszustände, fährt die zerstörliche Einwendung weiter, sie gelten, obwohl sie von den frühern abweichen. - - Eine Übertragung von Nutzungen an Rebleute wäre noch um so weniger zulässig gewesen, als die persönliche Eigenschaft eines Burgers für einen Nutznießer unzweideutige gesetzliche Bedingung war.

An die burgerlichen Lasten hätten die Rebleute seit 1793 (lies 1798) nichts mehr beigetragen. Das Stift hätte nicht mehr geleistet, als wozu jeder Güterbesitzer, gleichgültig ob Einsasse oder Burger, im Verhältnis zu seinem Grundeigentum verpflichtet war. Die Burger, denen weder die Rebleute, noch Abt, Kapitularen und Konventualen je beigezählt worden seien, hätten ihre bedürftigen Glieder von sich aus versorgt, und Fuhrungen sowie Gemeindetellen seien nie gefordert worden.

Replik, Duplik, Beweiserklärung und Urteil.

Da wir die Klageschrift St. Urbans kennen, wissen wir, daß die Einreden Ochsenbeins und Suris in der Hauptsache gewagte Konstruktionen sind, sachlich nur wenig fundiert, dafür aber umso blendender präsentiert, mit dem Zwecke, den Richter, trotz ihrer materiellen Schwäche, durch eine bestechende Aufmachung gefangen zu nehmen. Ein unzweifelhafter Beweis für die bekannten und viel gerühmten advokatischen Fähigkeiten der beiden Verteidiger. Aber weil sie nur das waren, fiel es dem Kloster nicht schwer, die Schläge der Gegner zu parieren.

In der gegen die Einwendung und Antwort der Gemeinde Vingelz verfaßten Replik führte dessen Fürsprech Hermann aus:

Das Vorgeben der Gemeinde Vingelz, daß Nutzungen, wie sie in Frage stehen, rein persönlicher Art seien und nur durch Einzelpersonen erworben werden könnten, ist irrig und beruht auf falschen Voraussetzungen. Tatsache ist, daß ursprünglich die sogenannten gemeinen Güter Annexe der Privatgüter waren und nur deren Besitzern zustanden, und obschon später auch Personen, die keine Güter besaßen, daran Teil nahmen, so hatte diese Beschränkung nur quantitative, nicht qualitative Wirkung auf die Rechte der Güterbesitzer.

Diese Ansicht beruht nicht bloß auf allgemein angenommenen Grundsätzen, sondern inbezug auf Vingelz liegt der Beweis in den aufliegenden Dokumenten.

Besonders aus den Konzessionsbriefen von 1566 und 1579 ergibt sich deutlich, worin die Ehehaften, Freiheiten und Zubehörden bestanden haben, da ausdrücklich gesagt wird, daß der erste Rebmann St. Urbans für die Rechtsamen in Holz, Feld, Wun und Weid und deren Nießung der Obrigkeit dreißig Pfund Pfennige zu erlegen habe.

Nach diesen Konzessionen nehmen Bürgermeister und Rat der Stadt Biel nicht nur den Rebmann, sondern auch die Reben und Güter St. Urbans in ihren Schutz und Schirm, wie die andern angehörigen Vingelzer. Darin liegt neuerdings der Beweis, daß die erworbenen und ausdrücklich auf den Grundbesitz sich gründenden Rechte nicht bloß persönlicher, sondern ebenso sehr dinglicher Art sind.

Der klarste Beweis, daß das Burgerrecht und die burgerlichen Nutzungen nach den damaligen Begriffen keine bloß persönlichen Rechte waren, liegt jedoch in der Urkunde vom 16. September 1636, nach der die Stadt Biel das Kloster samt ihren Nachkommen und

ihren in « unserer Jurisdiktion » liegenden Gütern in « unsern der Stadt Biel burgerlichen Schutz und Schirm gleich andern zu Vingelz wohnhaften Burgern » aufnahm usw. Die Behauptung, das Gotteshaus habe die Nutzungsrechte nur als ein bloß persönliches Recht geltend gemacht, ist nicht richtig ; St. Urban machte seine Ansprüche in der doppelten Eigenschaft als Burger *und* Güterbesitzer geltend.

Auch mit der Auslegung des Gesetzes über Wiedereinführung der Burgerrechte im Jura und der dazu gehörenden Reglemente, im Sinne der Gemeinde Vingelz, geht das Kloster nicht einig. Der damalige Gesetzgeber wollte kein Recht kränken und weder Private noch Korporationen in ihren wohl erworbenen Genüssen benachteiligen. Dies ergibt sich aus allen Erlassen jener Zeit. (Die gleiche Auffassung vertritt Rennefahrt, a. a. O., S. 180 ff.).

Die Behauptung der Gemeinde Vingelz, St. Urban habe seine Rechte innert Jahresfrist nicht geltend gemacht, wird schon durch deren fortwährende Ausübung widerlegt. Daher ist auch die daraus gezogene Folgerung, diese Rechte seien deswegen für das Kloster verloren gegangen, unrichtig.

Unwahr ist auch, daß die Nutzungen zu Vingelz wegen Nichtgebrauch während 10 Jahren vom 1. April 1828 an rückwärts für St. Urban « ersessen », d. h. verjährt, dahingefallen seien. Denn es steht allgemein fest und wird sogar von der Gegenpartei zugestanden, daß burgerliche Rechte nicht durch « Ersitzen », d. h. Verjährung, verloren gehen können.

Wenn die Gemeinde Vingelz ferner glaubhaft machen will, daß die Gemeindegenüsse am Bielersee immer rein persönlicher Natur und nie übertragbar waren, so spricht sie gegen ihre Überzeugung und die prozedürlich anerkannte Tatsache, daß das Kloster durch Tausch mit Herrn Byß in den Besitz der von einem der Rebmänner genossenen burgerlichen Nutzungen gelangte.

Die Widerlegung des Vorwurfes, St. Urban habe die Bedingungen der bewußten Konzessionen seit 50 Jahren nicht mehr erfüllt, liegt schon darin, daß diese nicht mehr verlangt, die Rechte dagegen fortwährend ausgeübt wurden.

Verneint werden muß endlich die Behauptung der Gegenpartei, St. Urban habe nicht an alle Gemeindelasten beigetragen, soweit es seine Pflichten und Rechte zu Vingelz erforderten.

* * *

Daß diese ruhigen, objektiven Erklärungen des st. urbanischen Anwalts auf der Gegenseite einschlugen, beweist der gereizte Ton der nachfolgenden Replik, Duplik und Beweiserklärung. Es ist meistens so, je unhaltbarer eine Stellung wird, um so nervöser werden die Beteiligten und Urheber einer solchen Lage. Der dünne Firnis gesellschaftlicher Courtoisie schwindet dann jeweilen. Es fallen bittere Worte, die sonst ungesprochen bleiben würden, und plötzlich steht wahr und nackt da, was soeben noch verhüllt und verstellt sich gab. Hier zeigten sich mit einem Male die Verteidiger als die politischen und weltanschaulichen Gegner nicht nur St. Urbans, sondern des römischen Klerus schlechthin. Nur so erklärt sich der unsachlich angreifende Eingang zu ihrer Replik usw.

« Wahrlich », schreiben die Anwälte der Gemeinde Vingelz, « wenn es nur auf die Kunst ankäme, wer gewandter sei, aus unrichtigen Vordersätzen richtige Schlüsse zu ziehen, überhaupt durch die feinen Künste der sophistischen Syllogistik dem Leser oder Zuhörer zu beweisen, daß weiß schwarz sei usw., wir würden bescheiden uns vom Streite mit dem Gotteshaus St. Urban zurückziehen, und ihm mit einer Abstandserklärung recht gerne die Ehre lassen, daß es uns hierin wirklich weit übertrifft, wie überhaupt von jeher der Laie vor der überredenden Syllogistik der Hierarchie das Kürzere ziehen und die Segel streichen mußte. Denn die gegnerische, so betitelte Beantwortung und Replik ist wahrlich ein Meisterstück in dieser Beziehung. Da jedoch in unserm Staate die Regierung noch Scharfsinn genug besitzt, um das Wahre vom Falschen, logisch richtige Schlüsse von Trugschlüssen zu unterscheiden, so wagen wir es, der gegnerischen Überredungskunst ungeachtet, gestützt auf unser gutes Recht, der klerikerischen Zunge zum Trotze, dennoch uns den gegnerischen anmaßlichen Forderungen zu widersetzen ». Dann folgen auf 10 ½ weitern Seiten die sachlichen Entgegnungen, von denen es aber dann in der Urteilsbegründung des Amtsgerichts heißt, es seien darin im allgemeinen die Anbringungen der Antwort auf die Klageschrift wiederholt. Neu war die Übernahme des Beweises für die Behauptung, « daß die Rebleute des Gotteshauses St. Urban während eines Zeitraumes von 10 Jahren, vom 1. April 1838 an zurückgerechnet, als solche in keinem Punkte an den bürgerlichen Nutzungen von Vingelz teilgenommen hätten ».

Zu diesem Zwecke forderte Vingelz vom Abte schriftliche Auskünfte auf eine Reihe von Fragen. Da dessen Antworten jedoch

nicht die Behauptung der Gemeinde, sondern ihr Gegenteil bewiesen, indem der Abt darin rund erklärte, daß die Rebleute des Gotteshauses die fraglichen Nutzungen immer in der Eigenschaft als Rebleute bezogen hätten, so verlangte die Gemeinde Vingelz weiter von ihm die eidliche Bestätigung seiner Aussagen.

Am 6. Dezember 1840 schwor infolgedessen Abt Friedrich Pfluger von St. Urban vor dem Amtsrichter zu Biel, bei geöffneten Fenstern und Türen, die rechte Hand auf der Heiligen Schrift, nachdem er das Evangelium des hl. Johannes geküßt, folgenden Eid:

« Ich Frater Friedericus, Abt des löblichen Gotteshauses St. Urban, Kantons Luzern, schwöre durch einen feierlichen Eid zu Gott dem Allwissenden, daß ich die mir von der Gemeinde Vingelz vorgelegten Fragen, ohne etwas davon zu verhehlen, nach der Wahrheit beantwortet und mein Zeugnis weder jemand zu lieb, noch jemand zu leid, weder aus Furcht eines Nachteils, noch Hoffnung eines Vorteils, so ausgestellt habe, wie dasselbe in meinen Antworten auf die zweimaligen Fragen der Gegner von mir unterzeichnet worden ist, so wahr mir Gott helfe und alle seine Heiligen ». Darauf wurden die Akten geschlossen.

Das am 18. Februar 1841 gefällte *Urteil* des Amtsgerichts Biel folgte in allen Punkten der Beweisführung des Klosters und entschied:

1. Es solle die ehrende Burgergemeinde Vingelz mit ihrem Einwendungsschlusse abgewiesen,

2. Dagegen dem löblichen Gotteshause St. Urban der Schluß seiner Klage zugestanden und

3. Die Gemeinde Vingelz in alle aus diesem Prozeß entsprungenen Kosten verfällt sein.

Ein Rekurs der Gemeinde Vingelz an den Regierungsrat blieb erfolglos, indem dieser am 3. Mai 1843 das Urteil der ersten Instanz bestätigte.

* * *

St. Urban hatte somit von der bernischen Justiz das Recht, das ihm wirklich gebührte, erhalten, allen privaten Sympathien der Menge und selbst der urteilenden Richter, die damals nach ganz andern Richtungen gingen, zum Trotz. Die Unparteilichkeit der bernischen Rechtsprechung hatte sich bewährt, ein Beispiel, das in jenen politisch aufgeregten Zeiten leider nicht überall Nachahmung fand. Um so mehr gebührt es sich, hier zum Schlusse noch besonders rühmend darauf hinzuweisen.

Quellen : Burgerarchiv Biel, Prozeßakten, 2 Bände.
Rennefahrt, Dr. H., Die Allmend im Berner Jura, 1905.
Spreng, Dr. H., Ulrich Ochsenbein, 1811-1848, 1918.

Kleine Beiträge. — Mélanges.

Zur Geschichte des neueren schweizerischen Staatsrechtes

Karl Friedrich Eichhorn weist im Vorworte zu seiner 1808 erschienenen Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte darauf hin, wie wichtig es sei, in einem Zeitpunkte, « wo der gesellschaftliche Zustand und insbesondere die Rechtsverfassung so viele wichtige Veränderungen erlitten hat, wo ihm vielleicht noch ebenso viele gleich wichtige bevorstehen und alles erst im Werden und noch im Übergange aus einem Zustand der Dinge in einen anderen ist, den Blick auf die Vergangenheit zu richten und sich mit dem Geiste unserer ehemaligen Verhältnisse vertraut zu machen ». Es ist darum erfreulich, daß in unserer nationalpolitisch schweren Zeit Dr. Eduard His seine große « Geschichte des neueren Schweizerischen Staatsrechts » [1] glücklich zum Abschlusse bringen konnte. 1920 war der I. Band, der die Helvetik und die Vermittlungsakte 1798-1813, 1929 der II., der die Zeit der Restauration und der Regeneration 1814-1848 (vgl. diese Zeitschrift 1930, p. 79) behandelt, erschienen.

Der III. Band bewältigt in 22 Kapiteln eine gewaltige Stoffmasse. Nach einem eingehenden geschichtlichen Überblick über das Verfassungsleben des Bundes und der Kantone und einer Skizzierung der in diesem Zeitraume in der Schweiz zur Auswirkung gekommenen Staatstheorien und Parteidoktrinen wird die ganze öffentlich-rechtliche Materie der Schweiz in ihrer geschichtlichen Entwicklung ausführlich geschildert. Eine Reihe von Kapiteln zeigt das Werden der staatsrechtlichen Grundverhältnisse : der Bundesstaatsform, der Staatsangehörigkeit, die seit 1848 praktisch gewordenen Fragen bezüglich des Staatsgebietes, die Volkssouveränität im Bunde und in den Kantonen, und die Aufnahme und Ausgestaltung der für eine liberale Verfassungspolitik wesentlichen Grundbegriffe der verfassungsgebenden Gewalt, der Trennung der Gewalten und der Volks-Representation. Nach einem ausführlichen Überblick über die Organisation der einzelnen staatlichen Gewalten in Bund und Kantonen werden die verfassungsmäßigen Rechte der Bürger in ihrer Entwicklungsgeschichte beschrieben : die Rechtsgleichheit, die individuellen Freiheitsrechte, Freiheit und Schutz des Privateigentums und die ebenfalls im Zuge der liberalen Befreiung des Bürgers errungene Freiheit des Grundeigentums von Feudal-

[1] *His Eduard*, Geschichte des neueren Schweizerischen Staatsrechts. 3. Band : Der Bundesrat von 1848 bis 1914 (in zwei Halbbänden) Basel 1938 Helbing und Lichtenhahn.

lasten. Dann folgen ausführliche Kapitel über die Ausgestaltung der staatlichen Verwaltungsmaterien im Bunde : der Finanzen, des Wehrwesens, der Sozialpolitik, des Unterrichts, von Münze, Maß und Gewicht und des Verkehrswesens. In diesem Zusammenhange wird auch das Verhältnis von Staat und Kirche sehr eingehend (S. 828-924) geschildert.

Es geht aus dieser Aufzählung der behandelten Materien hervor, daß das Buch von His in erster Linie Institutionengeschichte ist. Mit großer Sorgfalt und Umsicht wird der Stoff in wohl erschöpfender Weise aus der Literatur und aus den umfangreichen eidgenössischen und kantonalen Gesetzessammlungen zusammengetragen und in übersichtlicher und interessanter Weise gestaltet. Diese Leistung ist gerade im Hinblick auf die nationalpolitische Funktion der Verfassungsgeschichte, welche das eingangs angeführte Eichhorn-Zitat unterstreicht, sehr hoch zu werten. Für dieses Gebiet der staatspolitischen Bildung gilt nunmehr die Klage nicht mehr, die der um die staatsbürgerliche Bildung sehr interessierte Basler Historiker Hermann Bächtold im Jahre 1915 erhob und die man in dessen unlängst erschienenen interessanten « Gesammelten Schriften » nachlesen kann : daß die Geschichtsforscher das jüngste Leben der Nation ignorieren, niemand den Stoff der neuesten Staatsgeschichte für Lehrer und Schüler genußreif gestalte und geschichtliche Gesamtdarstellungen überhaupt ganz fehlen !

Freilich : gerade um der nationalpolitischen Funktion dieser ersten Gesamtdarstellung der schweizerischen Staatsrechtsgeschichte seit 1848 willen hätte man ein schärferes Herausheben der entscheidenden Entwicklungslinien aus der gewaltigen Stoffmasse und eine klarere staatspolitische Wertung der seit 1848 erfolgten Entwicklung gewünscht. Die allgemeine Entwicklung ging, wie His richtig sagt, dahin, daß der 1848 zur Herrschaft über die Schweiz gelangte bürgerliche Liberalismus sich (zur Kulturkampfzeit) in den Radikalismus wandelte, dieser sich dann zum Demokratismus auswuchs und schließlich im staatssozialistischen Etatismus der Gegenwart auslief. Aber man darf nicht übersehen, daß diese Entwicklung in erster Linie auf das soziologische Gebiet beschränkt blieb. In verfassungspolitischer Beziehung ist unser Staatsorganismus, trotz Ausgestaltung von Initiative und Referendum und Einführung des Parlamentsproporzes, nicht wesentlich über die liberalen Grundlagen hinausgekommen, die 1830 in der Revolution des Bürgertums in den Kantonen zur Herrschaft gelangten, und nach denen 1848 der gesamtschweizerische Staat gestaltet wurde. Diese Diskrepanz zwischen der soziologischen und der staatsrechtlichen Entwicklung ist es wohl, die der heutigen « Krisis der Demokratie » zu Grunde liegt. Diese heute immer mehr als politische Gefahr empfundene Diskrepanz wird erst dann in ihrem ganzen Wesen deutlich, wenn man die für das ganze liberale Bürgertum typische und auch die Staatsgründung von 1848 tragende Vorstellung von der « verfassunggebenden Gewalt der Verfassung » einer genauen Analyse unterzieht. Das liberale Bürgertum, das « seine » Revolution gemacht hatte, war keineswegs gewillt, sich später wieder aus der Macht vertreiben zu lassen. Die Hauptentscheidung über den politischen Gesamtzustand des Schweizer Volkes sollte 1848 ein für allemal gefallen sein. Für später notwendig werdende Änderungen wurde die in der

Verfassung selbst geregelte Revisionsmöglichkeit eingebaut. Der Revisionsparagraph ist in liberalen Verfassungen der verfassungspolitische Ausdruck des Sekuritätsbedürfnisses des liberalen Bürgertums. Er hat in der Schweiz die ruhige Weiterentwicklung des bürgerlich-liberalen Gesellschafts- und Staatsorganismus erlaubt. Aber er erweist sich heute, wo der bereits bis zum Staatssozialismus fortgeschrittene Gesellschaftsorganismus auch politische Umbildungen in nicht liberalem Sinne erfordert, als kaum zu übersteigendes Hindernis. Diese ideengeschichtlichen Zusammenhänge sind für die Würdigung der gesamten verfassungsgeschichtlichen Entwicklung von Bedeutung. His bricht seine Darstellung im Jahre 1914 ab. Aber der Ausbruch des Weltkrieges bedeutet nur für den soziologischen Unterbau des Verfassungslebens einen markanten Einschnitt: damals setzte die seither mächtig angeschwollene Entwicklung zum Staatssozialismus ein. In verfassungsgeschichtlicher Beziehung ist 1914 ein willkürlicher Halt. Die Darstellung wäre wohl besser mindestens bis zur Einführung des Proporzes fortgeführt worden.

Zwar ist auch das noch nicht das Ende der liberalen Periode in der Schweizer Verfassungsgeschichte. Von hier ab treten langsam erst die Schwierigkeiten in Erscheinung, die aus der Diskrepanz zwischen dem verfassungspolitischen (liberalen) und dem soziologischen (staatssozialistischen) Status entstanden sind. Wir haben heute aus diesen Schwierigkeiten den Ausweg zu suchen, und wenden uns dabei fragend an die Verfassungsgeschichte, der die große Aufgabe gesetzt ist, politische Tatbestände nach ihrer ideengeschichtlichen Herkunft zu durchleuchten und uns so nationalpolitisch weiter zu helfen.

Diese Aufgabe erfüllt His nun freilich nicht in genügendem Umfange. So imponierend die eingehende und sorgfältige Geschichte aller unserer verfassungsrechtlichen Institutionen ist, so wenig vermag das Kapitel über « Staatstheorien und Parteidoktrinen » zu befriedigen. Wir verweisen nur auf die Ausführungen über den « Katholischen Konservativismus ». Der Verfasser geht aus von der grundsätzlich konfessionell-politischen Einstellung der Katholiken, die eben wegen ihres konfessionellen Charakters « in letzter Linie vom Papste bestimmt » werde. Das veranlaßt His, eine kurze Skisse der von den Päpsten in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts an die Katholiken ausgegebenen politischen Richtlinien zu geben. Jeder, der weiß, wie ungeheuer schwierig diese Frage ist, wird die His' sche Darstellung dieser römischen Bestrebungen unzulänglich finden. Die katholische Parteipolitik in der Schweiz ist für His gleichsam nur eine Anwendung « der päpstlichen Politik und ihrer theoretischen Grundsätze ». In Wahrheit aber steht der in der katholischen Parteigeschichte der Schweiz dauernd spürbare Gegensatz zwischen « konservativ-föderalistisch » und « katholisch-demokratisch » nur nebenher mit römischen Einflüssen in Beziehung. Wesentlich für die Gestaltung der Politik der Schweizer Katholiken im 19. Jahrhundert war die Tatsache, daß in der katholischen Partei Ströme aus zwei ganz verschiedenen Quellen zusammenflossen. In den geschlossen katholischen Orten wirkte der Staatsbegriff des Barock nach und begründete eine konservativ-föderalistische politische Grundhaltung. In den kon-

fessionell gemischten neuen Kantonen dagegen konnte sich eine katholische Politik, nachdem der kirchenfeindliche Liberalismus in den 30er Jahren das konfessionelle Bewußtsein der kath. Massen wachgerüttelt hatte, nur in modernen demokratischen Formen vollziehen. Erst seit dem Kulturkampf erlangte die katholisch-demokratische, auf gesamtschweizerische Ziele ausgerichtete Strömung langsam das Übergewicht und holte sich dann in der « christlichen Demokratie » Leo XIII. ihre theoretische Rechtfertigung. Aber die konservativ-föderalistische Komponente wirkte dauernd lebendig nach. Nicht zuletzt auch in der Sozialpolitik. His behauptet, daß man die Katholiken nach Übernahme der Soziallehren Leo XIII. « nicht mehr als Konservative bezeichnen kann ». Nun ist aber gerade auf sozialpolitischem Gebiete bis in die Gegenwart hinein eine furchtbare Spannung im katholischen Lager spürbar. Besonders in der Einstellung zur staatssozialistischen Entwicklung des Staates ist die katholische Parteipolitik alles andere als einheitlich ausgerichtet und begreift vielmehr auch eine sehr lebendige und ausgesprochen konservative Richtung in sich.

Wenn das Kapitel « Staatstheorien und Parteidoktrinen » bei His unbefriedigend ausgefallen ist, so hat das den Grund wohl darin, daß die ideengeschichtliche und soziologische Erforschung des schweizerischen Parteiwesens erst in den Anfängen steckt. Es gibt wenig gute Literatur zur Parteigeschichte und auch diese scheint His nicht durchwegs konsultiert zu haben. Die bedeutende St. Galler konservative Parteigeschichte von Holenstein (1934) wird nur beiläufig zitiert. Die bedeutsame Arbeit von Mario Gridazzi über « Die Entwicklung der sozialistischen Ideen in der Schweiz bis zum Weltkriege » (1935) ist so wenig benutzt worden als die Zürcher Dissertation von Marcel Stehli über « Albert Galeer und sein Einfluß auf die Ideengeschichte des schweiz. Grütlivereins » (1936). Inzwischen ist eine weitere bedeutsame Arbeit zur sozialistischen Parteigeschichte erschienen (J. Ragaz, Die Arbeiterbewegung der Westschweiz 1938). Auch über den Einfluß fremder Flüchtlinge und ausländischer Professoren, der besonders bei der Entwicklung der radikalen und der sozialistischen Parteiideen oft von geradezu ausschlaggebendem Einflusse war, erfährt man bei His nichts. Eine wichtige Quelle zur Parteigeschichte, auf die gerade Bächtold in der erwähnten Kritik unserer staatsbürgerlichen Bildungsverhältnisse aufmerksam machte, ist gar nicht benützt worden : die Presse. Gewiß : auch die Pressegeschichte ist ein ebenso vernachlässigtes Kind der Forschung wie die Parteigeschichte. Immerhin hatte die unlängst erschienene für die Geschichte der Zürcher Demokraten so aufschlußreiche Monographie über den Winterthurer « Landboten » von G. Guggenbühl (1936) nicht übersehen werden dürfen. Schließlich sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß gerade von der zeitungsgeschichtlichen Forschung her auf die konservativen politischen Bestrebungen vielfach neues Licht fällt. So ist der protestantisch-konservative « Eidgenössische Verein », den His im Abschnitt « Protestantischer Konservativismus » einzig erwähnt, nur der letzte Ausläufer von viel älteren Bestrebungen zu einer überkonfessionellen Einigung der konservativen Elemente im Bundesstaate von 1848. Diese Bestrebungen lehnten sich lange um den Schweiz.

Studentenverein an, lösten hier die langwierigen Diskussionen um die sog. « Protestantenfrage » aus, fanden aber auch ihren Niederschlag in mehreren bedeutsamen Zeitungsgründungen. Die letzte derselben, die dann der im Kulturkampf verschärften konfessionellen Haltung zum Opfer fiel, war die Berner « Eidgenössische Zeitung », um die sich neben Protestanten auch die politisch aktiven Elemente des Schweiz. Studentenvereins sammelten. Die bekannte Vereinsgeschichte von S. Grüter (1925) und die « Gedenkblätter des Schweiz. Studentenvereins » (1908) bringen darüber allerhand Material. Der « Eidgenössische Verein », der ein letztes mal bei der Schulvogt-Abstimmung von 1882 in Erscheinung trat, ist offensichtlich noch im Namen ein Nachklang ähnlicher Bestrebungen, die bis in die Zeit unmittelbar nach dem Sonderbundskriege zurück gehen.

Der zweite große Stoffkreis des Buches von His, der in dieser Zeitschrift besondere Erwähnung verdient, ist das Kapitel über das Verhältnis des Staates zur Kirche. Nach einem allgemeinen Überblick über die kirchenpolitischen Strömungen in der Schweiz seit 1848 beschreibt His das Verhältnis zur römisch-katholischen, zur christkatholischen, zur evang. reformierten Kirche und schließlich zu den Juden. Der Abschnitt über die kath. Kirche ist der umfangreichste. Es werden die Beziehungen zur römischen Kurie und die Rechtsverhältnisse der Bistümer dargelegt, das staatliche Plazet, die konfessionelle Parität, die Wahl und Vereidigung der Weltgeistlichen, die Rechtsstellung der Kirchengüter und der Klöster und schließlich das Jesuitenverbot erörtert. Man stellt mit Genugtuung die sorgfältige Arbeitsweise und das Bestreben des Verfassers fest, frei von aller konfessionellen Enge die Vorgänge objektiv und gerecht zu beurteilen. Mit Bedauern konstatiert His, daß der Bund ständig mehr entchristlicht wurde und daß « der Kulturkampf keinem Teile Gewinn, wohl aber jedem Nachteile gebracht hat ». Die Absetzung und Ausweisung des Bischofs Lachat wird offen als rechtswidrig gebrandmarkt und bei der Schilderung der klosterfeindlichen Bestrebungen in den Bundesrevisionen der 70er Jahre gesagt, daß es « merkwürdiger juristischer Spitzfindigkeiten bedurfte, um die Klöster als Gegner der Rechtsordnung hinzustellen ». Mit Bezug auf die Nuntiatur hält der Verfasser an seiner bekannten polemischen Behauptung fest, die Wiederzulassung im Jahre 1920 sei eine « Belohnung » für die Haltung der Katholisch-Konservativen in der Frage des Beitrittes zum Völkerbund gewesen. Gelegentlich finden sich auch kleinere Unrichtigkeiten. Glarus besitzt keinen eigenen bischöfl. Kommissar (S. 861) ; die Notre Dame Kirche in Genf kam nach Abschluß des Kulturkampfes wieder an die Katholiken zurück (S. 900). Bei den Literaturangaben vermißt man einige wichtige Werke. So bei Darlegung der Tessiner Bistumsfrage die grundlegende Abhandlung von U. Stutz über « Die päpstl. Diplomatie unter Leo XIII » (Berlin 1926), bei den Erörterungen über das Basler Bischofswahlrecht die für das Ganze sehr wesentliche Zürcher Dissertation von Herbert Dubler (1921). Den ganzen Ausführungen von His über das Schweizer Staatskirchenrecht ist zweifellos das grundlegende Werk von Ulrich Lampert über Kirche und Staat in der Schweiz, wo auch die rechtsgeschichtlichen Teile sehr sorgfältig gearbeitet sind, zu Gute gekommen.

An seither erschienener Literatur sei schließlich noch auf die sehr aufschlußreiche Studie von Dr. H. Marmier, « Les relations de l'Eglise et de l'Etat dans le diocèse de Lausanne, Genève et Fribourg » aufmerksam gemacht (Monatschrift des Schweiz. Studentenvereins 84. Jahrgang 1939/40, p. 19 ff.).

Die gemachten Bemerkungen sollen der warmen Anerkennung für die große und bedeutende Leistung von Eduard His keinen Eintrag tun. Gerade wer die Auffassung vertritt, daß eine Verfassungsgeschichte der Neuzeit nicht Institutionengeschichte bleiben darf, sondern in gleicher Einläßlichkeit auch die Geschichte der politischen Ideen einbeziehen muß, wird immer dankbar zu diesem Werke greifen, das die solide Grundlage für jede weitere Forschung auf dem Gebiete der neueren Schweizerischen Staatsrechtsgeschichte ist.

Dr. E. F. J. Müller.

Zu einer neuen Reformationsgeschichte Deutschlands. [1]

Seit Jahren war ein großes Werk des Münsterer Ordinarius für Kirchengeschichte über die Reformation angekündigt. Schon seine Kirchengeschichte beschäftigte sich sehr eingehend mit den Fragen der Reformation, ihrer Vorbereitung, ihrer Bedeutung, ihrer Ideengeschichte. Die Monographie über Kardinal Hosius behandelte einen der hervorragendsten Apologeten des Reformationszeitalters. Im Historischen Jahrbuch 53 (1933) setzte er sich mit der neuesten Lutherforschung auseinander. Der glänzende Essay über die Leipziger Disputation (Bonner Zeitschrift für Theologie und Seelsorge 1926) stellte eine eigenartige Synthese in Aussicht. Diese Erwartungen werden in dem vorliegenden großen Werke nicht getäuscht. Es ist ein Buch, das zum Nachdenken einladet, das man nicht im Fluge lesen kann, sondern überdenken muß. Lortz will keine Geschichte Deutschlands im Zeitalter der Kirchenspaltung geben, sondern das engere Thema der Reformation in Deutschland behandeln. Zwingli wird nur nebenbei genannt, Calvin scheidet ganz aus. Das Werk soll, wie Lortz in der Selbstanzeige in « Schönere Zukunft » (Nr. 23/24, 1940 März 3) ausführt, nicht eine Erzählung des äußern reformationsgeschichtlichen Ablaufes sein, sondern die *innere* Geschichte der Reformation, ihre Grundkräfte behandeln. Also « eine *katholische* Gesamtdarstellung der deutschen Reformationsgeschichte, die nicht betont konfessionell oder gar konfessionalistisch eingestellt wäre ». Diese vorzugsweise Betrachtung der innern Geschichte und der treibenden Kräfte bringt es mit sich, daß der erste, umfangreichere Band mit etwa 1525 schließt ; er behandelt die schöpferische Periode. Der zweite Band betrachtet Fortsetzung und Sicherung des

[1] *Joseph Lortz*, Die Reformation in Deutschland. 1. Band : Voraussetzungen, Aufbruch, erste Entscheidung. 2. Band : Ausbau der Fronten, Unionsversuche, Ergebnis. XV und 436 und 332 SS. Freiburg i. Br. 1939/40. Herder. Fr. 33.75.

vorhin Erreichten ; Luther tritt entschieden zurück, er wird nur noch sporadisch behandelt.

Es möge zunächst eine *Inhaltsangabe* der beiden Bände folgen ; die Überschriften, die der Verfasser selber gibt, zeigen nicht entfernt den Reichtum der Ausführungen und Ideen an, die sich in dem Werke finden. Nach einem *ersten* Teil : Voraussetzungen. Am Vorabend einer neuen Zeit (I S. 3-144), folgt die eigentliche Darstellung der Reformationsgeschichte (*Die neue Zeit :* Die Reformation in Deutschland) in vier Büchern : 1. Die neue religiöse Gestaltung (S. 147-436 = Band I) ; 2. Die neue politische und kirchenpolitische Gestaltung (S. 3-81) ; 3. Katholisches Leben. Zerfall und Erneuerung (S. 82-242) ; 4. Die Entscheidung durch den politisch-militärischen Machtkampf (S. 243-293).

Ich gehe nunmehr auf Einzelnes ein. Verf. bemerkt selber, daß man im einzelnen auch anderer Meinung sein könne. Seine Selbstanzeige in « Schönere Zukunft » soll als Einleitung zu einer Diskussion dienen. So sei es gestattet, einige Bemerkungen und Ergänzungen anzubringen, ohne freilich damit allem andern zustimmen zu wollen.

Kapitel 1 handelt von den *Ursachen der Reformation.* Sie « wurde verursacht durch die Auflösung der Grundprinzipien und Grundgestaltungen, die das Mittelalter trugen » (S. 7). « Sie ist ein revolutionärer Aufstand gegen das Papsttum durch eine theologische Laienbewegung. Alles, was die Feindschaft gegen das Papsttum und die Kirche des Laientums vorbereitet, gehört zu den Ursachen der Reformation » (S. 10). « Die Reformation wurde trotz der absoluten Herrschaft der Kirche über das Leben und trotz der aufblühenden reinen christlichen Frömmigkeit in der Kirche *vorbereitet* durch die besprochene innere Lockerung. Eigentlich « möglich » wurde sie erst durch den Reformator selbst » (S. 19). So hat also die Reformation zwei allgemeine Grundursachen : die allgemeine innere Lockerung des Mittelalters und die gewaltige Persönlichkeit Martin Luthers. Lortz vergißt aber nicht hinzuzufügen, daß auch hier ein Geheimnis bleibt, etwas Irrationales (S. 12), wie bei allen gewaltigen Änderungen in der Geschichte. « Die Reformation und die durch sie herbeigeführte weltgeschichtliche Sprengung der Christenheit bleibt etwas Geheimnisvolles ; sie bleibt sogar *vor allem* dies ». Mit diesem Bekenntnis schließt auch die eigentliche Darstellung des zweiten Bandes (S. 293). Joseph Schmidlin hat in einer Kritik in « Schönere Zukunft » (Nr. 29/30, 14. April 1940) an der Darstellung gerügt, daß die vorreformatorischen katholischen Übelstände auf mehr als 70 Seiten beschrieben seien, während die protestantischen Mißstände auf einer Seite behandelt würden. Der Vorwurf scheint mir nicht am Platze zu sein. Es handelte sich für Lortz darum, zu zeigen, wie der Abfall ganzer Völker von der Papstkirche überhaupt möglich war ; wie die weitesten Kreise, die bis dahin ganz im kath. Leben und Denken aufgegangen waren, mit einem Male das verdammten, was sie vorher angebetet hatten. Da galt es, die Mißstände in ihrer ganzen Tiefe aufzuzeigen, um überhaupt eine Erklärung für diesen plötzlichen Umschwung zu geben. Eine andere Frage ist freilich, ob nicht Lortz später auch die protestantischen Mißstände hätte eingehender schildern sollen.

Kapitel 2 (Das kirchengeschichtliche Vorspiel, 1300-1450) zeigt, wie die mittelalterliche Papstidee allmählich geschwächt wurde durch die Entstehung des autonomen, d. h. der Kirche nicht unterworfenen Staates, durch die Konziliaridee, durch den nationalen Gegensatz zum Papsttum, in Rom selber durch den Fiskalismus. Wie selbst durchaus kirchlich gesinnte Theologen über das allgemeine Konzil und seine Stellung zum Papste dachten, dafür möchte ich eine unbeachtete Bemerkung des Kölner Dominikaners Servatius Fanckel, eines der Führer der Observanten, anführen. Er berichtet im November 1478 über eine theologische Disputation an der Kölner Universität : « Nota, hic disputatum fuit de auctoritate consilii et pape, et quid sit potius tenendum, utrum papa supra consilium etc. Non est invonveniens de istis disputare, cum etiam de dei potestate sepius disputetur, *diffinire autem non est facile* » (G. Löhr, Die theol. Disputationen und Promotionen an der Universität Köln im ausgeh. 15. Jahrhundert. Leipzig 1926, S. 53).

Kapitel 3 *:* Die politischen Kräfte und die sozialen Schichtungen in Deutschland vor der Reformation ; in dem « Deutschland Kaiser Maximilians » (S. 39), wie Lortz das Deutschland von 1517 charakterisiert, schildert, wie auch im politischen und sozialen Leben des deutschen Volkes alles in Gärung war. « Der Kampf um die Reichsreform zeigt die schwerwiegende *eine* Krisis des spätmittelalterlichen Deutschlands, der als *zweite* die drohende Kirchenreform gegenübersteht » (S. 47).

Besonders wichtig sind die beiden folgenden Kapitel : Das *geistige Leben* in Deutschland vor der Reformation (SS. 48-68) und *Das religiöse Leben* (SS. 69-138). Das geistige Leben in dieser Zeit ist vor allem charakterisiert durch den Sammelbegriff « Humanismus ». Man ist gewohnt, von den Spitzfindigkeiten der Scholastik des ausgehenden Mittelalters zu hören. Auch Lortz stellt gegenüber den Denker, Reformer und Beter Kardinal Nikolaus von Cues und die « entgeistigte » Scholastik (S. 48, vgl. 206). Dabei wollen wir aber nicht vergessen, daß in Köln der Dominikaner Jakob von Hochstraten dozierte, über dessen Moralphilosophie Friedrich Paulsen ein so günstiges Urteil fällt (N. Paulus, Die deutschen Dominikaner im Kampfe gegen Luther. 1903, S. 101-02). Und Konrad Köllin, dessen Kommentar zur I-II des hl. Thomas noch heute sehr geschätzt wird. Der Flame Crockaert bildete damals in Paris den Begründer der Neuscholastik, Franziskus de Vittoria, heran. Mit Köllin stand in lebhaftem Verkehr der große Cajetan, der bis 1507 in Padua und Rom dozierte. Anderseits gab es außer den bei Lortz S. 55 genannten noch andere Dominikaner, die dem Humanismus wohl gesinnt waren, wie Jakob Magdalius von Gouda, Schüler Hochstratens ; der Frankfurter Ambrosius Pelargus, Freund des Erasmus (S. 135). Die sächsischen Dominikaner Dr. Heinrich Wendt, Dr. Wibold von Meppen, Dr. Eggard Meyer in Lübeck und Dr. Joh. Martini in Hildesheim approbieren das Werk des freilich unbedeutenden Erfurter Humanisten Henricus Aquilonipolensis (G. Löhr, Die Kapitel der Provinz Saxonia im Zeitalter der Kirchenspaltung. Vechta-Leipzig. 1930, S. 3 Anm.). Aber man kann es verstehen, wenn die Theologen sich durch das Benehmen der meisten Humanisten abgestoßen fühlten und es

ihnen schwer wurde, das Gute von ihnen zu übernehmen. Maßgebend war die radikale Richtung eines Konrad Celtis und des Erfurter Kreises um Mutian. « Hier ist volle Entfremdung von der Kirche und höhnender Spott und verbissener Haß nicht nur gegen ihre zahlreichen Mißbräuche, sondern gegen sie selbst » (S. 63). « So wurde der Humanismus zu einer der großen und wirksamsten Ursachen der Reformation » (S. 54). Als kleines Versehen möchte ich anmerken, daß Ortwin Gratius und Arnold von Tungern als Dominikaner bezeichnet werden (SS. 65/66) ; Peter von Luxemburg (I 195) ist identisch mit Bernhard von Luxemburg (II 187), wie sein richtiger Name lautet ; bei dem « Dominikaner » Osiander (S. 357) ist wohl an Melander gedacht.

Das *fünfte Kapitel :* Das religiöse Leben vor der Reformation (SS. 69-138) ist vielleicht das wichtigste für die Erklärung der Ursachen der Reformation. Es handelt sich hier um ein gerechtes Vergleichen des Verkehrten und Ungesunden in der deutschen Kirche und des Guten und der Ansätze der kirchlichen Reform. Es ist nicht leicht, hier die rechte Mitte zu finden, die Ansichten werden hier immer etwas auseinander gehen. K. Bihlmeyer z. B. schildert in seiner Kirchengeschichte II, § 158 sehr kräftig die Mißstände genau wie Lortz und bemerkt ausdrücklich : « Die Zeichen der Zeit am Beginn des 16. Jahrh. wiesen auf Sturm. Ganz besonders ungünstig lagen die Dinge in Deutschland », fügt dann aber hinzu : « Trotz der Größe des Übels war die Lage aber keineswegs hoffnungslos », wobei er aber vor allem an Italien und Spanien denkt. Lortz kommt nach Abwägung aller Verhältnisse zu dem alten Urteil : Omne malum a clero (vgl. auch II, 117 f. ; 210) und zu der Entscheidung : im Klerus überwiegt die Zersetzung (S. 95). Ob man nun das Gute oder das Zersetzende als überwiegend betrachten will, entscheidend ist doch die allgemeine Stimmung in den führenden Kreisen, und diese war durchaus gegen Kurie und Klerus. Der beste Beweis liegt in der begeisterten Aufnahme, die das Encomium Moriae des Erasmus mit seiner satyrischen Schilderung des Papsttums und des Mönchtums und die Epistolae virorum obscurorum mit ihrer derben Verhöhnung der kirchlichen Theologie fanden. Vielleicht darf ich zu SS. 88, 91 (Reformansätze bei den Orden) auf meine Studien über die süddeutschen und die norddeutschen Dominikaner hinweisen (Quellen und Forsch. zur Gesch. des Dominikanerordens in Deutschland, Heft 19 und 26. Leipzig 1924, 1930).

Das 6. Kapitel (Das Landeskirchentum) übergehe ich. Der *wichtigste Abschnitt des ganzen Werkes* (2. Teil, Buch I, Kap. 1) ist unstreitig das erste Kapitel : Die Grundlegung : der junge Luther (SS. 147-192). Es ist die alte Frage, wie Luther eigentlich zum Reformator geworden ist. Lortz betont einmal, daß die deutsche Reformation zu einem Großteil Martin Luther ist (S. 147), daß also neben der mißlichen Entwicklung der allgemeinen religiös-kirchlich-sozialen Lage als zweiter, ebenso wichtiger Faktor die gewaltige Persönlichkeit Luthers einzustellen ist ; hebt aber ebenso die große Schwierigkeit hervor, Luther richtig zu schildern. « Der Widerspruch des Paradoxons ist Luthers Form der schöpferischen Aussprache geworden » (S. 152). « Je älter Luther wurde, desto ungeeigneter wurde sein Geist und noch ungeeigneter sein Gefühl für eine treue Wiedergabe

dessen, was er in seiner katholischen Zeit erlebt und geglaubt hatte » (S. 148). « Luther arbeitet ganz wesentlich erlebnismäßig. Selbstbewußtsein, Sendungsbewußtsein, Überheblichkeit, Absprecherei, Stärke des Willens — ein jedes in der Fülle des Genialischen ! —, alles drängt dazu, daß die jeweilige Situation für ihn den Charakter des Entscheidenden bekommt » (S. 150). Lortz lehnt gleich Denifle die Richtigkeit der Erzählung vom Turmerlebnis ab, wie Luther sie 1545 bringt (S. 182), glaubt aber doch einen echten Kern darin zu finden, der bis 1512 zurückgeht (S. 185).

Bei der Schilderung der Entwicklung Luthers darf man doch hie und da ein Fragezeichen setzen. « Das angesehene Kloster der Augustiner-Eremiten, in das Luther eintrat, zählte so zahlreiche Aspiranten, daß es nicht auf Berufsfang angewiesen war » (S. 156). Gewiß, aber einen solchen begabten Novizen hätte sich selbst Staupitz nicht entgehen lassen wollen. Ebenso : « Die Legende, Luther habe sich im Kloster störrisch und störend betragen, sich nur widerwillig gefügt, ist ganz ohne Begründung. Außerdem hätte man ein so wenig zuverlässiges Mitglied des Konvents nicht noch eigens für die Studien und eine Professur bestimmt » (S. 159). Überzeugend wirkt das nicht — bei der Bedeutung eines Mannes wie Luther, die sehr bald vom Konvent erkannt wurde (vgl. S. 160 : P. Nathin schildert Luther seinen Nonnen als einen neuen St. Paulus). Lortz betont sehr richtig, daß die « nicht erzählbaren Jahre des innern Ringens Luthers im Kloster (vor und nach der Priesterweihe) für die Geschichte der Reformation wichtiger sind als alles Folgende, das sich unübersehbar ausbreitet und unablässig erzählt werden kann » (S. 157). Das ist nun das Entscheidende, die innere Umwandlung Luthers, die sich vollzieht zwischen dem Ende der Romreise, die er für die Sache der Erfurter Observanten unternommen hatte, und dem Antritt der Professur in dem nicht observanten Wittenberg (S. 171). Lortz hat auf diesen Übergang von den Observanten zu den Nichtobservanten weiter keinen Wert gelegt. Hier sieht, wie mir scheint, der Ordensmann Grisar schärfer, der diesem « Abfall von der Observanz » große psychologische Bedeutung beilegt. Es war doch eine verschiedene Lebensauffassung, die sich zwischen diesen beiden Richtungen aufgetan hatte. Der Idealismus des kathol. Ordenslebens kam doch in vielen Nichtobservantenklöstern nicht mehr hoch. Sehr wertvoll sind hier die Ausführungen des Dominikanergenerals Cajetan im Kommentar zur II-II q. 189 a 5 und a 9 über das Leben der Nicht-Observanten (vollendet am 26. Februar 1517, also vor Ausbruch der Kirchenspaltung !). Der große Moralist Cajetan scheut sich nicht — aus vollster Kenntnis der wirklichen Lage heraus — im Kommentar zu a 9 zu sagen : « Actus iste, qui est inducere ad vitam conventualium, est actus ex suo genere malus, quoniam inducitur quis ad vitam reprehensibilem ». Und dieser « Abfall » Luthers vollzog sich gerade in der Zeit des Turmerlebnisses (S. 185). Soll da kein innerer Zusammenhang bestehen ? « Eine erste Vollendung im Sinne des Reformatorischen, des Nicht-mehr-Katholischen bringt die große Römerbriefvorlesung 1515/1516 » (S. 185). Zu S. 190 : « Das Studium der Bibel in den Universitäten lebte trotz der gepflegten kursorischen Lektüre weithin von diesem fragmentarischen Geist », möchte ich darauf hinweisen, daß

der Magister in s. theologia, also der Ordinarius der mittelalterlichen Universitäten die theologische Bibelexegese zu betreiben hatte — die kursorische war Aufgabe des Cursor biblicus. Ein Verzeichnis des Dominikaners Servatius Vanckel, das ich auffand, enthält für Köln folgende exegetische Vorlesungen: « Ordinarie legentes in theologia anno 1484, quo fui baccalarius factus: feria secunda, mgr Jacobus Ammersfordie licentiatus. Legit pro eo mgr Theodericus Bomel Catholicas epistolas. Feria tertia mgr Jacobus Stralen Johannem. Feria quarta mgr Henricus Horst Psalterium. Feria quinta mgr Cornelius de Breda Lucam. Sabbato mgr Lambertus de Monte librum Sapientie » (Die theol. Disputationen usw. S. 32). Von einer Vernachlässigung der Exegese kann also keine Rede sein, wenn freilich die sprachlichen Hilfsmittel des Humanismus 1484 in Köln wohl noch nicht vorhanden waren.

Lortz faßt sein Gesamturteil über Luthers Entwicklung in die Worte zusammen: « Die geschilderte, grundlegende Entwicklung Luthers vor seinem öffentlichen Auftreten wird in vielem stets verschieden gedeutet werden. Aber *einen* Punkt gibt es, in dem alle einig sein müßten. Wenn Luthers Ringen im Kloster überhaupt einen Sinn hat, dann beweist es, daß Luther der Kirche entwachsen ist, ohne es zu wissen, ohne es zu wollen. In seinem Suchen des gnädigen Gottes stand er außerhalb der Kirche, ehe er dies wußte. Und keinerlei vorgefaßtes revolutionäres Programm und nicht unedle Triebe und Begierden haben ihn den Bruch mit der Kirche wünschen und suchen lassen » (S. 191).

Ich muß mich für das Folgende auf einige Andeutungen beschränken. *Kapitel II :* Die Anfänge des Lutheranismus, behandelt u. a. die Ablaßpraxis, den Petersablaß, Luthers Auftreten gegen Tetzel, die theologische Unklarheit der Zeit, die Lortz öfters betont, z. B. S. 206. Man darf aber darauf hinweisen, daß für die früher genannten Thomisten Cajetan und Köllin diese Unklarheit nicht existiert und daß ihre Ausführungen mit dem Tridentium durchaus in Einklang stehen. Interessant ist übrigens, daß Johann Mensing O. P., einer der schärfsten Gegner Luthers, in Wittenberg studiert hatte und unter dem Vorsitz Karlstadts anfangs 1517 Lizentiat geworden war; und der Magdeburger Dominikanerprior Hieronymus Mathie wird noch 1520 zur Sentenzenvorlesung in Wittenberg zugelassen: « 1520 sub decanatu rev. patris d. Martini Luther respondit in profesto Omnium Sanctorum ». Ferner: § 2. Luther als Deuter und Beweger der Zeit. War Luther der Führer der Nation ? (S. 246 ff). § 4 : Katholische Kräfte (Mangel an religiösem Ernst vonseiten der Kurie. « Aleander der Gegenspieler Luthers ! Der Humanist gegenüber dem revolutionären homo religiosus ! Die ganze Tragik der katholischen Lage spricht sich in diesem Gegenüber aus ! » (S. 287).

Kapitel III : Die Entscheidung für die Reformation (1521-1525). Sehr günstig fällt das Urteil über Karl V. aus, das Lortz im Anschluß an die neueste Darstellung von Karl Brandi an verschiedenen Stellen ausspricht. Karl war « der eigentliche, der einzig wahre Gegenspieler des religiösen Reformators Luther » (II, 289). Er war der beste Diener der Kirche seiner Zeit (II, 291). Besonders wertvoll sind die Ausführungen

in § 7 : Ergebnis : Stand und Kräfte der Ausbreitung. Bei der Schilderung der Standhaftigkeit der Klöster möchte ich für die Dominikaner auf meine zitierte Schrift : Die Kapitel der Provinz Saxonia S. 39 ff. verweisen. Und dann vor allem § 8 : *Luther* (SS. 381-436). Was Lortz hier ausführt, ist natürlich neben Kap. I : Die Grundlegung, der junge Luther, das Wertvollste im ganzen Buche. Er will hier Luther und sein Werk zusammenfassend kennzeichnen. Luther war vor allem ein religiöser Mensch, kein Politiker und kein juristischer Kopf, kein Mystiker und auch kein theologischer Systematiker (S. 383). Maßgebend ist für ihn sein Prophetenbewußtsein, d. h. die Überzeugung, im Namen Gottes zu reden und zu streiten, die Gleichsetzung seiner Arbeit mit Gottes Befehl (S. 386). Wenn Lortz so ganz die ehrliche Überzeugung Luthers anerkennt (SS. 423, 425), so hebt er anderseits nachdrücklich die tief bedenklichen Schattenseiten Luthers hervor : Luthers Subjektivismus (er hat für den Triumph des Subjektivismus mehr getan als irgend ein anderer, S. 408), seinen Grobianismus, sein Selbstbewußtsein und seinen Stolz. « Der große Fehlschluß Luthers bei der Aufstellung seiner Lehre liegt darin, daß er seine aus singulärstem Werdegang einer denkbar persönlichen Veranlagung entstandenen, höchst persönlichen Überzeugungen zum bindenden Befehl für die Gesamtheit machte » (S. 408). Ist das nicht wesentlich dasselbe, was Denifle mit den Worten ausgedrückt hat : « Luthers trauriges Innere der Mittelpunkt seiner Theologie » ? Und dann das ernste Urteil : « Der jugendliche, heldische Sturm wird ... mehr und mehr zur gesättigten oder routinierten Selbstsicherheit auf der einen Seite, zu verhärtetem Haß gegen die Kirche und Blindheit gegenüber der eigenen frühen Vergangenheit anderseits. Von einem vermehrten Streben nach Gebetsleben oder sittlicher Vervollkommnung, das man als Ausgleich in Anschlag bringen könnte, kann man nichts feststellen » (S. 431).

Der zweite Band tritt an Bedeutung, wie Verf. selber hervorhebt, hinter dem ersten entschieden zurück (Buch 2 : Die neue politische und kirchenpolitische Gestaltung. Buch 3 : Katholisches Leben. Zerfall und Erneuerung. Buch 4 : Die Entscheidung durch den politisch militärischen Machtkampf). Luther steht nicht mehr im Mittelpunkt der Darstellung. Ich mache nur auf Einzelnes aufmerksam. Philipp von Hessen ist « in keiner Weise primär religiös bewegt » (S. 29). Lortz approbiert das Urteil von Ranke und Pastor, das Pontifikat Klemens VII. sei das verhängnisvollste der Papstgeschichte gewesen (S. 36). Ähnlich über Paul III. : « Man kommt nicht an dem Schluß vorbei : der Protestantismus hat von außen her keine bessere Hilfe in seinen Entscheidungsjahren gehabt als einige Maßnahmen von Päpsten, die religiös-kirchlich zweifellos seine überzeugten Todfeinde waren, und den allerchristlichsten König von Frankreich ». (S. 266). Sehr instruktiv ist das 4. Kapitel des zweiten Buches, das sich wesentlich mit dem Reichstag von Augsburg 1530 beschäftigt. Beim 5. Kapitel des 3. Buches (Die kathol. Kontroverstheologie) gesteht der Verf., daß « die literarische Leistung, die damals zu Gunsten der alten Kirche vollbracht wurde, bedeutend umfangreicher war, als man früher annahm » (S. 154). Johannes Cochläus und Stanislaus Hosius werden besonders geschildert. Das allgemeine

Konzil (Kap. 6 in Buch 3) « wurde geradezu zu einem Exponenten des Weltkampfes um die Macht zwischen Karl V. und Franz I. » (S. 202). Über Luthers letztes Buch « Wider das Papsttum in Rom vom Teufel gestiftet » und seinen neuesten Verteidiger Thiel fällt Lortz ein ruhiges, aber scharfes Urteil (S. 254 f). Die Darstellung schließt mit einer sympathischen Schilderung Karls V. (SS. 289-293). Karl war zwar der « Nationalität » nach kein Deutscher, aber « ein im höheren Sinne legitimer Inhaber des deutschen Kaiserreiches, kein « spanischer Fremdling » auf dem Kaiserthrone » (S. 292).

Mit dieser Übersicht ist aber noch lange nicht der ganze Charakter des Buches geschildert. Lortz hat dem ersten Bande ein *Vorwort* (S. VII-XIII) vorausgeschickt, das nicht bloß einige konventionelle Phrasen enthält, sondern klar und bestimmt die Aufgabe des Buches angibt, dann aber programmatisch des Verfassers Auffassung über Geschichte und insbesondere Reformationsgeschichte darlegt. Dieses Vorwort ist sehr lesenswert und für das Verständnis bzw. die Beurteilung des Buches unerläßlich. Verf. formuliert sehr vorsichtig seinen Standpunkt und bemüht sich, jedes Mißverständnis, vor allem bei katholischen Lesern, von vorneherein auszuschließen. Er will den *ganzen* Luther schildern, nicht nur den Häretiker, sondern auch Luther als complexio oppositorum, in dem Sinne, daß man « zu gleicher Zeit ungebrochene, starke Bewunderung für diesen Großen der Geschichte zu empfinden und zugleich, ohne etwas von jener Bewunderung zurückzunehmen, schärfste Kritik gegen ihn auszusprechen vermag » (S. x). So betont er immer wieder im Lauf der Darstellung die ehrliche innere Überzeugung Luthers von seiner Lehre und seinem Werke, seine außerordentlichen Geistes- und Charakteranlagen, sieht auch dort, wo Luthers Temperament wild aufschäumt, den tiefsten Grund in der innersten Überzeugung von seiner göttlichen Sendung, für die er kämpfen muß (ohne deswegen diese Exzesse entschuldigen zu wollen), und erst recht weist er den Vorwurf bewußter Lüge und Unehrlichkeit ab, den katholische Forscher häufig gegen Luther erhoben haben.

Eine Frage ist es, die Lortz vor allem beschäftigt, die Frage nach dem Sinn, dem historischen Auftrag der Reformation. Diese Frage hat er bereits in der ersten Auflage seiner « Geschichte der Kirche » § 77, II, n. 2 so formuliert : ob und in welchem Sinne der Reformation eine gewisse *positive* Bedeutung im Heilsplane Gottes zukomme (vgl. auch « Schönere Zukunft » Nr. 23/24, S. 264, anderseits Bd. II, 293, Schlußsatz). Daß nämlich viele Millionen Christen unter ungleich ungünstigern Bedingungen ihr Heil suchen müssen als vordem. Das ist freilich die ernste Frage, die sich z. B. aufdrängt bei der Erwägung der Tatsache, daß die Kernländer der alten Christenheit in Asien und Afrika fast vollständig dem Islam verfallen konnten. Wir müssen zuletzt gestehen, daß wir hier vor dem Geheimnis Gottes stehen. Die Bedeutung der Reformation dürfte, worauf schon Schmidlin in seiner Entgegnung in « Schönere Zukunft » hingewiesen hat, und wie sie eigentlich für alle Häresien mehr oder weniger zutrifft, mehr negativ sein : die kath. Kirche wurde zu einer ernsten Gewissenserforschung geradezu gezwungen, sie mußte die Giftstoffe, die durch die Renaissance in sie eingedrungen waren, ausscheiden, die angefochtenen Lehren der

Kirche wurden schärfer formuliert und authentisch verkündigt, sodaß jedes theologische Schwanken und jede Unklarheit aufhören mußte.

Dem zweiten Band ist ein *Schlußwort* (SS. 294-308) angefügt, das eine *Bewertung* der Reformation geben will, nachdem bisher nur die Tatsachen und Ideen geschildert wurden. Es fällt hier die scharfe Sprache des Verf. auf, der (S. 296) an seine persönliche Ehre und Wahrhaftigkeit als Katholik und Priester appelliert. Lortz will eine gerechte Bilanz der Reformation geben, soweit christliches und religiöses Leben in Betracht kommt. (II, 300 ff). Und diese Bilanz fällt für die neue Lehre nicht günstig aus. So sehr er alles anerkennt, was in Luther und seinem Werk an Werten des Betens, Opferns und sonstigen christlichen Gestaltens im Lauf der Jahrhunderte sich zeigt, so muß er doch einen religiös-christlichen « Substanzschwund » feststellen.

Lortz hat sein Buch in ökumenischer Sicht geschrieben, er möchte nach Kräften zur Einigung der Konfessionen beitragen, wenigstens zu einem bessern gegenseitigen Verstehen. Was Luther bekämpft, ist nicht die kath. Glaubenslehre, sondern nur eine *vermeintliche* kath. These (I 436 ; 420). « So stehen sich also die tiefsten Ideale der beiden Konfessionen in manchen, durchaus nicht in jener ausschließlichen Gegnerschaft gegenüber, die sie erst durch Luthers Fehlzeichnung gewannen » (S. 420 f). Diese Fehlzeichnungen müssen verschwinden. Wer möchte diesen Wünschen nicht von Herzen beistimmen ? Ob man nun Lortz in allem zustimmen wird oder nicht, eines ist sicher : man wird auf Schritt und Tritt angeregt und lernt die Dinge anschaulich und vielleicht anders sehen.

P. *Gabriel M. Löhr O. P., Fribourg.*

REZENSIONEN — COMPTES RENDUS

Inventaire des Archives du Chapitre de St-Thomas de Strasbourg. 501-XLVI Seiten ; Strasbourg, Imprimerie Alsacienne, 1937.

Auf Grund zahlreicher Vorarbeiten veröffentlicht hier Johann Adam, der Verfasser bedeutsamer Werke zur elsässischen Kirchengeschichte, ein Inventar des Archives des Straßburger Thomaskapitels und macht damit der Forschung eine der wichtigsten Sammlungen von Dokumenten aus der Kirchen- und Geistesgeschichte des Elsasses und der umliegenden Gebiete, nicht zuletzt auch der Schweiz, bis in die letzten Einzelheiten zugänglich. Um einen Begriff von dem zu geben, was im Archiv des Thomaskapitels zu finden ist, nennen wir die Hauptrubriken, in die das Inventar zerfällt : *a)* Ordres religieux (Dominikaner, Franziskaner, Augustiner, Beginen und Begarden usw.) ; *b)* Chapitre de St-Thomas ; *c)* Protestantisme à Strasbourg (im Vordergrund stehen die Briefwechsel der Straßburger Theologen des 16. und 17. Jahrhunderts ; hervorgehoben seien ferner die umfänglichen Akten über die Kirchenzucht) ; *d)* Gymnase, Académie, Université ; *e)* Col-

lège de St-Guillaume ; *f)* Administration des biens. Zur Ausschöpfung des Inventars sind angehängt ein Personen-, ein Orts- und ein Sachregister.

Basel. *Ernst Staehelin.*

Müller, P. Iso. Geschichte des Abendlandes. *I. Band*, auf Grund der « Geschichte des Mittelalters » von Ignaz Staub ; VII-299 S. *II. Band :* Von der Entdeckung Amerikas bis zum Frieden von Versailles ; XI-468 S. Benziger, Einsiedeln, 1938 u. 1939 ; in Leinen geb. 7.— u. 7.60 Fr.

Le 1er volume de cette Histoire de l'Occident est un remaniement complet de l'ouvrage, aujourd'hui épuisé, que Mgr Ignace Staub, Abbé d'Einsiedeln, avait consacré, en 1922, à l'Histoire du moyen âge. Le 2me poursuit cet exposé depuis la découverte de l'Amérique jusqu'au traité de Versailles.

Ces deux volumes du P. Iso Müller renferment en réalité davantage de choses que le titre ne le ferait supposer. C'est plus qu'une Histoire de l'Occident : bien des pages nous parlent de l'Orient et plusieurs paragraphes sont consacrés à l'Afrique du Nord, à certains pays de l'Asie (la Chine, le Japon), aux deux Amériques, etc.

On a vu plus d'une fois des auteurs de manuels s'étendre longuement sur les débuts de l'époque qu'ils se proposaient d'étudier et précipiter ensuite l'exposé des événements plus récents. C'est l'inverse chez le P. Müller. Dans le premier volume, après une douzaine de pages consacrées à des questions d'introduction, il résume en quelques paragraphes l'histoire des premiers siècles, puis il aborde son sujet avec l'entrée des barbares et il le poursuit jusque vers la fin du XVme siècle. Le deuxième volume, notablement plus étendu, est consacré aux quatre cents ans qui restent, et plus il approche du terme qu'il s'est assigné, plus aussi l'auteur développe son récit. Celui de la guerre de 1914 est particulièrement détaillé : ses causes, ses péripéties, ses conséquences, et on lit avec un vif intérêt ces pages qui expliquent certains aspects du conflit actuel, de même qu'on voit avec satisfaction l'auteur décrire l'origine des institutions les plus caractéristiques de notre XXme siècle.

Bien que son manuel soit destiné à des élèves de gymnase, consacrant des heures spéciales — il le souligne dans sa préface — à l'étude de la littérature et des beaux-arts, le P. Iso Müller ne se cantonne pas dans la seule histoire politique : en plus des belles-lettres et des arts plastiques, auxquels il réserve néanmoins quelques paragraphes, il nous entretient de la musique, des conceptions des principaux philosophes, des innovations des pédagogues, des conquêtes de la science, des réformes d'ordre social, du développement du commerce et de l'industrie, des progrès de l'hygiène, etc.

Il suit, comme doit le faire un manuel, l'ordre chronologique, ce qui occasionne parfois des changements de sujet assez brusques d'un chapitre à l'autre, du moins pour le lecteur, tandis que l'inconvénient n'existera pas pour l'étudiant, un nombre limité de pages étant régulièrement destinées à former la matière d'une leçon.

L'auteur intercale, à leur place respective, les faits importants de l'histoire suisse, sans les raconter en détail, l'élève les ayant déjà étudiés précédemment. Son manuel n'est donc pas une histoire suisse enrichie de quelques aperçus sur l'histoire universelle, mais, au contraire, une histoire générale, avec des rappels de notre histoire nationale. Elle est conçue du point de vue neutre de notre Suisse, où se rencontrent trois civilisations, et le P. Iso Müller est justement fier de l'avoir écrite dans une des anciennes abbayes bénédictines de notre pays, dont les premiers moines, d'origine romano-germanique, ont contribué à l'élaboration de la culture occidentale. Il ne manque point, par ailleurs, de signaler les enrichissements venus du dehors : les quelques éléments germaniques qui se sont introduits dans l'Eglise (ce que l'auteur, d'un mot trop fort, intitule : « Germanisierung des Christentums », p. 38) ou encore, à l'occasion des Croisades, l'influence exercée par l'Orient sur l'Occident, tant au point de vue intellectuel que matériel (p. 184 sq.).

Le P. Iso saisit, chaque fois qu'elle se présente, l'occasion de donner l'origine de certains usages, d'expliquer, par l'histoire, des expressions demeurées populaires. Il excelle à éclairer des situations anciennes par des pratiques actuelles, à caractériser à la moderne des personnages d'autrefois. A la p. 26 du tome I, après avoir parlé de saint Basile, il écrit : « Sein Freund war der gelehrt-beschauliche, aber kränklich-nervöse Gregor von Nazianz, mit dem er in Athen « die alte Burschenherrlichkeit » geteilt hatte. Nach über 20 Semestern wandte er sich dem Christentume zu. » Il parle, à la même page, des « Viertelstundenpredigten » de saint Augustin. Il a des expressions pittoresques pour caractériser ce qu'il appelle le trio de la première belle période de l'abbaye de Saint-Gall : « Der Zürcher Ratpert war der Typus des schulüberladenen, stockfreudigen Pedanten. Er war ein Zimmermensch, der jeden Ausflug schon den Tod nannte... Ein vielseitiger Mönch war Tuotilo. Er wurde wegen seiner Muskeln und seiner Mystik als « Schweizertyp » bezeichnet, zugleich derb und zart, sackgrob und lieb. » Notker Balbulus, avec « son humour alémanique » était exactement l'opposé : « Der scheue und schüchterne Mönch stotterte und erlitt epileptische Anfälle » (p. 87).

Le manuel du P. Müller abonde en excellents portraits : qu'il s'agisse de moines, tels que saint Benoît, saint Colomban ; d'empereurs tels que Justinien, Charlemagne, les Ottons, Barberousse, Frédéric II, Henri IV ; de conquérants, tels que Charles le Téméraire. Il explique très clairement la question des Normands (p. 94). Il caractérise bien le conflit de Grégoire VII avec Henri IV, mais trouve le pape dur, rude, passionné et dominateur, tandis qu'il éprouve de la compassion pour l'empereur : « Heinrich IV. erweckt durch seine zähe Unermüdlichkeit unsere Teilnahme. Er ist der unglücklichste der deutschen Könige » (p. 120). Il dénonce chez Boniface VIII un « kleinicher Machtegoismus » (p. 212) et fait les réserves voulues au sujet de Rodolphe de Habsbourg, « der Typus des spätstaufischen Dynasten, der ohne Schreibkunst und Lateinkenntnis durch Mut, List und Gewalt emporstrebte » (p. 237).

Dans le second volume, bien qu'il soit à moitié plus étendu que le

premier, il y a moins de choses à relever au point de vue ecclésiastique, parce que, depuis le XVI^me^ siècle, aussi bien la nature des faits envisagés que l'attitude des personnages étudiés devient, en général, plus exclusivement profane. L'auteur note avec raison que le nombre des victimes de l'inquisition espagnole n'atteint de loin pas celui des sorciers condamnés à mort en Allemagne aussi bien catholique que protestante (p. 7). Il se montre assez sévère pour l'époque baroque ; il souligne ses lacunes au point de vue de la pratique religieuse, son manque de sens social (une des causes principales de la future révolution), son besoin de réunir sur une même tête plusieurs couronnes (p. 150 sq, 215 sq.). Il apprécie très exactement la question de Galilée (p. 155), les origines de la Franc-maçonnerie (p. 166). Il a des considérations intéressantes sur le Sonderbund, ou plutôt sur les conséquences qu'auraient pu avoir, pour nous, les événements, s'ils avaient pris une autre tournure (p. 297, 299).

Les manuels d'histoire composés en Suisse romande, du moins jusqu'à ces dernières années, étaient, sans conteste, trop uniquement orientés du côté de la France et leurs appréciations s'en ressentaient. Nous ne voudrions pas prétendre que celui du P. Iso Müller soit complètement exempt du préjugé contraire. La bibliographie est presque exclusivement de langue allemande. L'auteur, après avoir, au début, souligné les côtés faibles du caractère des Germains et fait à ce propos des rapprochements avec certaines tendances actuelles, éprouve, au terme de son exposé, un peu de tacite admiration pour l'Allemagne ; il s'intéresse du moins à ses succès ; il compatit à ses malheurs. L'ouvrage se termine par cette phrase : « eigentlich völkerverbindend ist nur die abendliche Kultur, die wesentlich durch Antike, Christentum und Germanentum bestimmt ist ». Sans doute — l'auteur l'a souligné lui-même ailleurs — Germanentum n'est pas identique à Allemagne : les Anglo Saxons, pour lesquels il n'a guère de sympathie, sont aussi des Germains. La formule, malgré tout, appellerait des réserves, des distinctions, si ce n'est toute une discussion que nous ne songeons pas à entreprendre ici.

Voici, par contre, quelques petites remarques : Le culte de Mithra est d'origine iranienne, et non pas égyptienne (T. I, p. 20). Ce n'est pas seulement l'Église arienne qui, jusqu'aux évêques, n'observait pas le célibat (p. 24). C'est une tardive légende qui fait naître saint François d'Assise d'une mère française (p. 174). Il n'est pas tout à fait exact de dire que, jusqu'à la Réforme, parmi les deux grandes branches de la famille franciscaine, seuls les Conventuels avaient réussi à s'acclimater en Suisse (p. 196), et s'il est vrai que les couvents de Dominicains n'ont, chez nous, pas survécu à la scission religieuse du XVI^me^ siècle, il aurait fallu relever qu'il n'en a pas été de même de plusieurs maisons de Dominicaines (p. 197). Le brusque changement intervenu dans le caractère d'Urbain VI, après son élection, a plus contribué à l'éclosion du Grand Schisme que sa volonté de s'affranchir de l'influence française et d'entreprendre sérieusement la réforme depuis si longtemps désirée (p. 253). L'auteur parle de la vie légère de Pétrarque (p. 270) ; il aurait fallu, dans ce cas, stigmatiser aussi et surtout celle de Valla et du Pogge. L'affirmation que le *culte* de la déesse

raison s'était, à l'époque de la Révolution française, substitué à celui du vrai Dieu, est exagérée (T. II, p. 230). Il n'est pas tout à fait exact de dire que le *diocèse* de Genève dépendait, depuis 1817, de celui de Lausanne, et que l'ancien curé de Notre-Dame érigea, d'entente avec Pie IX, un vicariat apostolique, puis un *diocèse* de Genève (p. 361). L'abbé Mermillod fut nommé évêque *in partibus*, avec fonction d'auxiliaire, c'est-à-dire pratiquement de vicaire général pour Genève, et Mgr Marilley lui abandonna, en fait, entièrement l'administration de cette partie du diocèse. Le pape le créa ensuite Vicaire apostolique, et si c'était bien un peu l'intention de Rome d'ériger à nouveau un véritable diocèse de Genève, le projet ne fut cependant jamais réalisé. Les intentions belliqueuses prêtées à M. Raymond Poincaré laisseront plus d'un lecteur sceptique (p. 415). A côté de l'œuvre entreprise en 1914 en faveur des prisonniers de guerre, par la Croix-rouge de Genève, celle de la Mission catholique de Fribourg aurait aussi mérité une mention (p. 434).

Notons en terminant que les deux volumes de l'Histoire du P. Iso Müller sont enrichis de schémas, de généalogies, de bonnes tables alphabétiques, de renvois constants à l'atlas historique de Putzger (édition pour la Suisse de Th. Pestalozzi de 1931 et 1938). Ils sont surtout ornés de très belles illustrations, presque toutes inédites. Pour les faire suffisamment ressortir, l'auteur a adopté, pour l'ensemble de ses volumes, un beau papier glacé, qui donne en même temps une grande netteté à l'impression et plus de résistance aux pages du manuel. Les élèves étudieront ces deux volumes avec grand profit ; les esprits cultivés, auxquels ils sont également destinés, les liront avec un vif intérêt. La manière originale qui est celle de l'auteur, la forme pittoresque dont il fait volontiers usage plairont aux uns et aux autres. Si, par endroits, les expressions employées peuvent paraître, à première vue, un peu poussées, loin d'y dénoncer un défaut, nous y verrons plutôt, pour un manuel, une qualité : le temps se charge en effet d'atténuer, dans la mémoire des élèves, bien des choses, de rétablir par conséquent l'équilibre au profit de la stricte vérité : un manuel aux traits marqués et délibérément accentués leur laissera, pour la vie, l'impression exacte de ce qu'ont été les hommes et les événements.

L. Wæber.

Blanke Fritz : Columban und Gallus. Urgeschichte des schweizerischen Christentums. Fretz & Wasmuth Verlag A. G. Zürich 1940.

Der Verfasser hat unsere Kenntnis von der Urgeschichte des schweizerischen Christentums durch ein reizend geschriebenes, mäßig illustriertes Kolumban- und Gallusleben bereichert. Gegenüber Laux, dessen Kolumban Biographie (1919) vorwiegend erbaulichen Charakter trägt, bedeutet Blankes Arbeit, rein historisch gesehen, einen bedeutsamen Fortschritt ; denn es stellt einen Versuch dar, Historie und Legende reinlich von einander zu scheiden. Ein besonderer Vorzug ist die aller Hyperkritik abholde Behandlung der einschlägigen Quellen : Jonas, Wetti, Walahfrid und eine älteste

Gallusvita von einem unbekannten Verfasser. Daß Blanke den durch die St. Galler Tradition bezeugten Missionsversuch der beiden Iren in Tuggen nicht in den Bereich der Legende verweist, bedeutet zudem eine wertvolle Ergänzung unserer Kenntnis des Kolumban-Itinerars. Es wäre freilich noch zu untersuchen, ob das Missionsobjekt in Tuggen und Bregenz nicht sosehr alemannisches als vielmehr keltisches Heidentum war, worauf schon L. Kilger aufmerksam gemacht hat. Sodann wird man sich bei früh-mittelalterlichen Biographien stets bewußt bleiben müssen, daß sie in erster Linie Erbauliches, mit einem starken Einschlag ins Panegyrische, bieten wollten. An mehr als einer Stelle wird darum der heutige Historiker über Wahrscheinlichkeiten, vielleicht auch nur über Möglichkeiten des von früh-mittelalterlichen Biographen Überlieferten nicht hinauskommen. Der tendenziöse Charakter der Quellen setzt hier eben Grenzen. Die Folge ist, daß das Bild überlieferter Heiligen, auch eines Kolumban und Gallus, noch keineswegs abgeklärt ist. Nur auf zwei Punkte möchte ich hier hinweisen: Sowohl Laux wie Blanke wollen bei Kolumban und Gallus in dem Verlassen der irischen Heimat nicht missionarische, sondern asketische Gründe annehmen, « sie wollten das Opfer der Heimat bringen und auf fremder Erde dem ewigen Vaterland allein leben » (Blanke S. 35). Der Kenner von Klöstern versteht diese Sprache. Es ist das Echo der frommen Viten, das im schroffen Gegensatz steht zu der derben Realistik, die vielfach in früh-mittelalterlichen Klöstern herrschte. Sicher war es nicht bloß die heroisch-religiöse Loslösung von Blut und Boden, auch nicht bloß der irische Wandertrieb, der einen Kolumban das Kloster Bangor verlassen und auf dem Kontinent ein Kloster nach dem andern gründen ließ; sicher waren es auch innerklösterliche Zwistigkeiten, von denen die späteren Biographen entweder nichts wußten, oder über die sie absichtlich schwiegen. Auch auf die Widersprüche in den Heiligenleben wurde bisher noch viel zu wenig geachtet. Einmal werden Kolumban und Gallus gepriesen als die der Welt Abgestorbenen, « die in der Wüste sitzen »; plötzlich sehen wir sie in weltliche Angelegenheiten verstrickt und gelegentlich in leidenschaftlicher Weise zur Feder greifen (Kolumbans Eingreifen in den Dreikapitelstreit). Heiligenleben sind allezeit wertvolle, aber stets mit großer Vorsicht zu benützende Quellen, namentlich dort, wo der Erbauung wegen religiöse Motive der Heiligen analysiert werden, von denen man schlechterdings nichts wissen kann. Trotzdem ist Blankes Arbeit ein mutiger, mit geschickter Einfühlungsgabe geführter Wurf, der als Vorbild für andere früh-mittelalterliche Heiligenleben dienen kann.

Freiburg. *Fr. Streicher.*

P. Theophil Graf O. M. Cap.: Zur Entstehung des Kapuzinerordens. Quellenkritische Studien. Olten-Freiburg i. Br., Otto Walter s. a. (1940), xx-119 SS.

Kritische Studien über Entstehung religiöser Orden haben immer einen besondern Reiz; wenn sie mit Bedacht und zugleich mit Scharfsinn

durchgeführt werden, fördern sie zumeist beachtenswerte Ergebnisse zu Tage, die nicht selten im Gegensatz zu hergebrachten Meinungen oder zu einer sogenannten « Tradition » stehen. Denn kaum auf einem andern Gebiete werden die Gegebenheiten des ursprünglichen Tatbestandes so schnell und meist auch so gründlich legendenhaft verklärt, wie in den Quellen über die Anfänge von Ordensgemeinschaften. Hier muß sich die kritische Geschichtsforschung bestreben, das Bild des Gründers und seines Werkes allein auf Grund eines einwandfreien und kritisch bearbeiteten Quellenbefundes herauszuarbeiten und es von spätern Zutaten und Abwandlungen nach Möglichkeit zu befreien. Wenn wir etwa daran denken, wie erfolgreich die kritische Forschung der letzten Jahrzehnte die Anfänge des Franziskanerordens oder der Dominikaner aufzuhellen verstand, so wird uns klar, welche Ziele in ähnlichen Fällen verfolgt werden müssen und welche Ergebnisse auf diesem Gebiete erreicht werden können ; die angeführten Beispiele sind zugleich ein Beweis dafür, daß sowohl die Gestalt des Ordensgründers wie auch die Bedeutung seines Werkes nur besser erkannt und gewürdigt werden, wenn sich die quellenmäßig-kritische Geschichtsschreibung ihrer annimmt.

Die vorliegende Studie, die wie so manche tüchtige historische Arbeit aus der Schule des Freiburger Altmeisters Prof. Gustav Schnürer hervorging, hat sich die Erforschung der Anfänge des Kapuzinerordens zum Ziel gesetzt. Wer weiß, wie bescheiden die Anfänge dieses für die Geschichte der katholischen Restauration bedeutungsvollen Ordens waren, muß eine solche kritische Studie zum vornherein begrüßen : erst recht, weil nach einer quellengemäßen Darstellung der Frühzeiten der Kapuziner auch jene wechselvollen und prüfungsreichen Geschehnisse besser verstanden werden, welche dem jungen Orden im Laufe der ersten Jahrzehnte seines Bestehens nicht erspart blieben.

Zwar wird in der hier zu besprechenden Arbeit keine zusammenhängende Geschichte der ersten Zeiten der Kapuziner geboten ; denn dazu müßte das gesamte Quellenmaterial kritisch gesichtet und herangezogen werden. Einstweilen sind die nötigen Grundlagen, vor allem zuverlässige Editionen, noch nicht in genügendem Umfange vorhanden. Darum beschränkt sich der Verfasser in weiser Zurückhaltung im wesentlichen darauf, die beiden ältesten Kapuzinerchronisten *Mario von Mercato Saraceno* und *Bernardino von Colpetrazzo* zum Gegenstand seiner Untersuchung zu machen. Denn die Frage, ob die Berichte der beiden Genannten auf geschichtliche Zuverlässigkeit Anspruch machen können, wirkt sich auf die Beurteilung der gesamten spätern Literatur aus ; insbesondere wird sich auch eine unparteiische Beurteilung der Annales des Zacharias Boverius ergeben, der die Angaben seiner beiden Vorgänger weit eher zu einer Legende als zu einer gewissenhaften historischen Darstellung umformte.

Daß der Verfasser zur kritischen Beurteilung der ältesten Ordensgeschichtsschreibung alle irgendwie zugänglichen Quellen heranzog — ohne freilich seine Arbeit zu einer Gesamtdarstellung auszuweiten — möge ausdrücklich betont sein. Denn gerade dieses verleiht seiner Untersuchung

einen besondern Wert; man wird in ihr weit mehr finden, als der Titel vermuten läßt.

An erster Stelle werden wir über die Quellen — der Ausdruck « Gewährsmänner » ist wenig gut gewählt — zur Lebensgeschichte des *Mario* unterrichtet (1-5); es folgt darauf eine kurze kritische Biographie des Chronisten (5-11). Mario ist der Verfasser dreier Geschichtswerke über die Anfänge des Ordens: der *Breve Dechiaratione*, der *Descrittione* und der gegen Giosefto Zarlino gerichteten *Narratione*. Der Verfasser untersucht jede dieser Schriften der Reihe nach (11-37); seine Arbeit wird ihm dadurch erleichtert, daß die drei Geschichtswerke kürzlich vom historischen Institut des Kapuzinerordens in Assisi als erster Band der Quellensammlung zur Geschichte des Kapuzinerordens, *Monumenta historica Ordinis Minorum Capuccinorum*, kritisch herausgegeben wurden. Das Ergebnis der Untersuchung lautet dahin, daß der Geschichtsschreibung des Mario kein überaus großer Wert zuzusprechen ist: Mario schreibt spät, verläßt sich auf wenig zuverlässige Gewährsmänner und läßt sich von der Tendenz leiten, den Anteil des Matteo von Bascio an der Gründung des Kapuzinerordens über Gebühr hervorzuheben. Die von ihm gemachten Angaben dürfen in keinem Fall unbesehen hingenommen werden, sondern sind durch die übrigen Quellen zu ergänzen und noch öfters zu berichtigen.

Etwas günstiger stehen die Verhältnisse beim zweiten Ordenschronisten *Bernardino von Colpetrazzo* (37-50), dem wir eine Sammlung von Viten der ersten Kapuzinerpatres und eine Ordenschronik verdanken. Gewiß handelt es sich auch hier nicht um eine in jeder Beziehung einwandfreie Quelle; aber Bernardino steht den Ereignissen näher als Mario und darum ist seine Darstellung im großen und ganzen zuverlässiger und genauer, besonders dort, wo er Mario berichtigt oder eine von ihm abweichende Erzählung bietet.

Das Verhältnis zwischen der *Narratione* des Mario und der Chronik des Bernardino wird daraufhin zum Gegenstand einer eingehenden Vergleichung gemacht (51-63). Soviel ich sehe und beurteilen kann, dürften die hier gewonnenen Ergebnisse zu vollem Recht bestehen. Besonders hervorheben möchte ich die wertvolle Gegenüberstellung der Berichte des Mario und der Kapuzinergeschichte des Zisterziensers Silvestro Maruli (22 ff.). Wenn ich etwas bedaure, so ist es der Umstand, daß der Verfasser mit der Drucklegung seiner Schrift nicht einige Monate zugewartet hat: denn inzwischen sind in *Monumenta II.* auch die Schriften des Bernardino kritisch herausgegeben worden und es ist nicht immer leicht, die von P. Graf nach den Handschriften (über dieselben 51 f.) gebotenen Zitate im Drucke wiederzufinden. Wenn der Druck angeführt wäre, so würde die Benützung der vorliegenden Studie bedeutend erleichtert.

Der zweite Teil des Buches beschäftigt sich mit der Einzelfrage, wer als Gründer des Kapuzinerordens anzusehen sei. In der Hauptsache spitzt sich diese Frage auf die weitere zu, ob Matteo von Bascio als Gründer der neuen Ordensreform gelten könne, wie Mario behauptet (65-99). Der Verfasser spricht Matteo den Rang eines Gründers ab. Er stützt sich hierbei auf Zeugnisse, welche der Zeit vor Mario angehören (66-77), und

auch auf die Angaben des Mario selbst (77-99), die sich in verschiedenen entscheidenden Punkten (in der Habitvision usw.) als unzuverlässig und einseitig erweisen lassen. Was hier gesagt wird, scheint mir durchaus richtig zu sein ; ich muß freilich gestehen, daß es oft schwierig ist, dem Verfasser in allem zu folgen, weil er die Ereignisse nicht in ihrem innern Zusammenhang darstellt, sondern je nach Gelegenheit auf einzelne derselben zu sprechen kommt.

Klarer und übersichtlicher ist der letzte Abschnitt (100-112), in welchem die Frage besprochen wird, welcher Anteil Lodovico von Fossombrone und Bernardino von Asti bei der Gründung der Kapuziner zukommt. Es scheint mir vor allem, daß der Verfasser den Einfluß, welcher vonseiten der Kamaldulensereremiten des Paolo Giustiniani auf Ludovico in dem Sinne ausgeübt wurde, daß dieser sich zur Gründung einer franziskanischen Eremitenkongregation entschloß, sehr richtig einschätzt ; hier scheint ein eigentlicher Wendepunkt in der Entwicklung zum Kapuzinerorden hin vorzuliegen, auf welchen seinerzeit ein anderer Schweizer Kapuziner, P. Burkhard Mathis, in : Collectanea Franciscana I. sehr deutlich hingewiesen hat. Wichtige Elemente der spätern Kapuzinergesetzgebung und wohl auch die Form des Ordenskleides scheinen auf diese « Eremiten »-periode zurückzugehen.

Wenn der Verfasser auf Grund seiner Untersuchungen (112) schließlich Bernardino von Asti den entscheidenden Einfluß am Zustandekommen der Kapuzinerreform zuschreibt, so dürfte er gewiß richtig gesehen haben. Denn Matteo von Bascio, der als schwärmerischer Observant eine franziskanische Wanderpredigt in äußerster Armut begründen wollte, kann sicher nicht als eigentlicher Gründer angesprochen werden ; er ist darum auch wieder dem werdenden Orden entfremdet worden und bei den Observanten gelandet, von welchen er herkam. Was Mario über ihn und seinen Einfluß zu erzählen weiß, gehört in das Gebiet der apologetisch gefärbten Legende. Auch Lodovico von Fossombrone hat mit seinen Bestrebungen zur Gründung einer franziskanischen Eremitenkongregation nach dem Vorbild der Kamaldulenser nicht jenes Ziel vor Augen gehabt, das schließlich bei den Kapuzinern verwirklicht wurde ; das erklärt seinen spätern Bruch mit dem werdenden Orden. Viel größer und bedeutender ist der Einfluß des Bernardino von Asti, der dem neuen Orden zum ersten Mal feste Gestalt in Form einer ganz bestimmt gerichteten Ordenssatzung zu verleihen wußte ; er hat den Orden aus einem anfänglichen Versuchsstadium herauszuführen vermocht. Es wäre freilich genauer zu untersuchen gewesen, in wie weit die 1535 unter Bernardino von Asti erlassenen Ordensregeln Elemente aus frühern Zeiten übernahmen : ich hätte es begrüßt, wenn der Verfasser auf diese sehr wichtige Frage etwas näher eingegangen wäre.

Ob wir aber bei diesem Sachverhalt in Bernardino den eigentlichen « Gründer » des Kapuzinerordens zu sehen haben, ist nicht so leichthin und durch eine eindeutige Formel zu entscheiden. Wir wissen ja auch von andern Orden, daß die Nachfolger der Gründer sich schließlich als die eigentlichen Organisatoren der endgültigen Ordensgestalt erwiesen, ohne daß man ihnen deshalb den Namen eines Gründers beilegen darf

So scheint mir schließlich auch der Kapuzinerorden unzweifelhaft nichts anderes zu sein als die selbständige Weiterentwicklung eines oder gar zweier Reformzweige der Franziskaner, die von Matteo von Bascio und Lodovico von Fossombrone in *ihrem* Sinne erstmalig angestrebt wurden ; denn ohne ihr Zutun wäre vermutlich der neue Orden überhaupt nicht zustande gekommen. Es will mir darum scheinen, daß auch Bernardino von Asti nicht eigentlich den Namen eines Gründers verdient, selbst wenn man ihm schlußendlich den entscheidenden Anteil auf dem Gebiete der Gesetzgebung und der letzten Ordensorganisation zuschreiben muß. Die Verhältnisse liegen so verwickelt, daß man die Frage nach dem eigentlichen « Gründer » am besten auf sich beruhen läßt und jedem der Beteiligten jenen Einfluß am Werden des neuen Ordens zuschreibt, der ihm nach einer kritischen Sichtung der Quellen zugesprochen werden darf und muß.

Ich möchte mit meinem Urteil über die Arbeit des Verfassers niemandem vorgreifen ; die Historiker des Kapuzinerordens, deren historisches Institut in Assisi eine so rege Tätigkeit entfaltet, werden sich zu den hier aufgeworfenen Fragen mit weit größerer Kompetenz äußern können. Aber ich möchte der hier gebotenen gewaltigen kritischen Arbeit meine volle Anerkennung nicht versagen ; es werden von der vorliegenden Studie und der in ihr mit Geschick und Sachkenntnis durchgeführten Quellenkritik nicht nur zahlreiche neue Anregungen ausgehen, sondern die künftige zusammenfassende Darstellung über die Entstehung des Kapuzinerordens wird auf die hier geleistete wertvolle Vorarbeit unbedingt zurückgreifen müssen. Die besonnene und abgewogene Kritik, die hier an den Quellen geübt wird, hinterläßt den allerbesten Eindruck. Vielleicht entschließt sich der Verfasser, uns die Ergebnisse seiner Vorstudie in einer zusammenfassenden Geschichte der Frühzeit der Kapuziner vorzulegen : er wäre dank seiner ausgebreiteten Quellenkenntnis dazu besonders befähigt.

Das Buch wird durch ausgezeichnete Indices abgeschlossen (114-119), die hohes Lob verdienen.

Dem Drucker des Buches kann ich nicht das gleiche Lob spenden wie dem Verfasser. Ich weiß nicht, wie sich der Verlag Otto Walter darauf versteifen kann, Bücher und Zeitschriften in einer Schrift zu setzen, die allenfalls für Titel, und für Reklamen sehr passend sein kann. Für Bücher, bei denen man Text und Anmerkungen *lesen* muß, ist der gewählte Schrifttypus einfach ungeeignet.

Rom. *Dominikus Planzer* O. P.

Aus dem Tagebuch des Abtes Alberich Denzler von Wettingen (1759-1840).

Von Kassian HAID S. Ord. Cist.

Vor 100 Jahren, am 9. September 1840 starb im Zisterzienserkloster Wettingen Abt Alberich Denzler.

Geboren am 11. Dezember 1759 zu Baden im Aargau, trat er in Wettingen ein, machte 1779 seine Profeß und wurde 1784 zum Priester geweiht. Im folgenden Jahre schon kam er als Professor der Philosophie und Theologie nach Hauterive, dessen Abt Bernhard von Lenzburg von 1782 bis zu seinem Tode (1795) auch Bischof von Lausanne war. Der jugendfrische Lehrer erfreute sich hohen Ansehens und großer Beliebtheit. Seinen aus Freiburg am 3. Oktober 1785 an Abt Sebastian Steinegger von Wettingen geschriebenen Brief [1] schließt der Abt-Bischof so: « Interim hac occasione repeto meas sincerrimas gratiarum actiones pro Altamripam misso doctissimo et amantissimo Rev. Patre Alberico omni laude, aestimatione ac amore apud omnes dignissimo, quem mecum et meis Amplitudinis Vestrae Reverendissimae pristinis favoribus commendo ». Der Prior von Hauterive, Benedictus de Schröetter, dankt in seinem Briefe vom 24. Dezember 1785 Abt Sebastian für seine Hauterive erwiesenen Wohltaten, unter denen als größte zu rechnen ist: « ... quod ad preces nostras humillimas tam egregium, tam excellentem virum mittere dignatus sis tamquam professorem, qui ob praeclaram suam scientiam, indefessam diligentiam et singularem vitae integritatem nobis omnibus certe est oblectationi et admirationi ». Ein Jahr später schreibt derselbe Prior an denselben Abt (1786): « Renovando vota renovamus pariter nostram gratiarum actionem, eo quod Professorem tam pium, tam doctum, tam amabilem juventuti nostrae donare dignatus sis. Admodum egregie fungitur suo munere et studentes nostri sub ipsius directione multum proficiunt. Testatur saltem disputatio philosophica hoc anno habita, unde maxima

[1] Dieser Brief wie die folgenden gehören der Archivabteilung Wettingen-Mehrerau in Hauterive an, ebenso auch das Tagebuch selbst.

laus certe in Dominum Professorem redundat. O quantum laeti fuissemus, si Te huic disputationi praesentem cernere et Te nostra in domo venerari nobis licuisset ». Am 17. September 1787 grüßt Bischof Bernhard Emmanuel von Lenzburg in seinem Briefe an Abt Sebastian ganz besonders den verehrten Professor P. Alberich, « dessen baldige Rückkehr nach Hauterive die Studierenden aufs sehnlichste erwarten ». Nach Wettingen heimberufen, setzte P. Alberich Denzler seine wissenschaftliche Tätigkeit erfolgreich fort « bis in sein hohes Alter »[1]. Er verfaßte eine mehrbändige Dogmatik ; wir bedauern es, daß sie nicht im Druck erschien. Bald wurde er Sekretär seines Abtes und der Schweizerischen Zisterzienser-Kongregation. Vierzehn Jahre wirkte er ausgezeichnet als Pfarrer von Wettingen. 1815 wurde er Prior.

Am Morgen des 12. September 1818 fand man Abt Benedikt Geygis von Wettingen tot im Bette ; ein Schlagfluß hatte in der Nacht diesem Leben ein rasches Ende bereitet. Die Neuwahl wurde am 5. Oktober 1818 unter dem Vorsitz des Abtes Johann Joseph Girard von Hauterive, der damals General der Kongregation war, durchgeführt. Fast einstimmig wurde Prior Alberich Denzler zum Abt gewählt, von 26 Wählern gaben ihm 23 ihre Stimme.

Jetzt setzt sein Tagebuch ein. Es ist von des Abtes eigener Hand sehr schön geschrieben, mit Ausnahme der allerletzten Eintragungen, die das vorgerückte Alter des Schreibers erkennen lassen (Das gute Papier, im Kanzleiformat, ist in Pappe gebunden). Mitten im Jahre 1833 bricht es ab. Abt Alberich zählte schon 74 Jahre. Altersbeschwerden verhinderten die Weiterführung des Tagebuches bis ans Lebensende. Er starb im hohen Alter von 81 Jahren. Diktieren wollte er wohl nicht mehr.

Abt Alberich Denzlers Tagebuch schließt an das Tagebuch seines Vorgängers Benedikt Geygis an, das mit dem Jahre 1807 beginnt, mit dem 14. August 1818 endet und 97 beschriebene Seiten zählt. Die von Abt Alberich beschriebenen Seiten zählen 69. Für das erste Drittel des 19. Jahrhunderts fließt also der Wettinger Geschichte eine Quelle, die von Wert ist. Wir greifen hier aus Abt Alberich Denzlers Tagebuch das heraus, was heute von besonderem Interesse ist. Es beweist, daß dieser treffliche Mann nicht zu jenen Wettingern zu zählen ist, denen P. Gregor Müller[2] zur Last legt, sie hätten die Vorboten des nahenden

[1] *Dominikus Willi*, Album Wettingense, Limburg 1904, II. Auflage, S. 168.

[2] Der Konvent Wettingen vom 13. Januar 1841 bis 18. Oktober 1854, 2. Auflage, Bregenz 1927, S. 6.

Sturmes nicht als solche erkennen und an die drohende Gefahr nicht glauben wollen.

Abt Alberich betitelt sein Tagebuch : « Memorabilia Marisstellana sub Fr. Alberico II Abbate conscripta et eius manu exarata » und bemerkt einleitend : « Defuturum me officio crederem, si derelictis vestigiis Antecessorum meorum carae Posteritati scriptis haud consignata relinquerem, quae sub administratione mea abbatiali memoratu digna evenere. Ne tamen longius protrahatur oratio, selectum feci et breviter perstringenda duxi res maioris momenti iuxta seriem et ordinem quidem, prout evenere, sed sine minuta narratione eorum, quae singulis diebus aut mensibus propria sunt, prout a Praedecessoribus meis factitatum est. Sub auspiciis divinis haec gratanter accipe ».

Was das Tagebuch über Abt Benedikts plötzlichen Tod verzeichnet, zeigt die große Vorsicht und Sorgfalt, die Prior Alberich in dieser harten Stunde betätigt hat. Das Lob, das er dem toten Abte spendet, ist für diesen und seinen Nachfolger ein ehrenvolles Zeugnis. Bescheiden berichtet das Tagebuch über die Neuwahl. Es heißt da : « Dudum restiti et serio recusavi dubire hoc onus ob provectiorem jam aetatem et attritas sanitatis meae vires per continuos labores et studia, quibus per 20 annos in edocenda Philosophia et sacra Theologia et 14 annos in administranda parochia Wettingen sedulam navavi operam. Sed precibus reiteratis Rdmi. D. Praesidis Altaripani, olim discipuli mei, et Confratrum meorum tandem fractus maximas inter angustias votis eorum illibenter annui et arduum hoc onus acceptavi, numquam consensurus, si ob maximam Confratrum in me fiduciam iniurium haud fuisset et indecorum concordi eorum voluntati repugnare et pertinaciter adversari. Deus sit mihi propitius et opus sub auspiciis eius inceptum in salutem dilectae Maris-Stellae nostrae et meam dirigat atque ad felicem exitum perducat ». Das Tagebuch unterläßt es nicht, « ne lateat carum Successorem, quam maligna sint ora loquentium », auf Verleumdungen hinzuweisen, die sich ohne jede Grundlage erhoben und durch die Tatsachen unschwer Lügen gestraft wurden. Gar nicht erwähnt das Tagebuch, welch ehrende Worte dem Neuerwählten in verschiedenen Gratulationsbriefen zugekommen sind. Aus ihnen sei wenigstens eine Stelle hier wiedergegeben und so aus dem Archivbestand eine Ergänzung des Tagebuches geboten ; es schreibt C. v. Reding am 11. Oktober 1818 aus Aarau : « Zwar etwas spät, aber darum nicht minder aufrichtig und herzlich kommt Euer Hochwürden und Gnaden

dieser Glückwunsch von einem Manne, der, seitdem er die Ehre hat, Hochdieselben zu kennen, die innigste Hochachtung für Sie fühlte, die Ihre edeln persönlichen Eigenschaften und Verdienste auch in einer weniger glänzenden Stelle einflößen mußten. Hochdero Beförderung zur Würde eines Prälaten Ihres T. Gotteshauses war von dem Augenblicke an unzweifelhaft, wo die Vorsehung den frühen Hintritt des verehrungswürdigen Abtes Benedikt verhängt hatte. Wen sollten die verwaisten Conventualen demjenigen vorziehen, den schon das vorzügliche Vertrauen und die Freundschaft des Verklärten dazu ausgezeichnet hatten. Ihr Herz und Ihre Blicke werden zwar noch oft den hingeschiedenen Vater und Freund vermissen, und oft mögen Sie im Stillen eine Anwandlung fühlen, sich bei dem Geiste des Verstorbenen Trost zu erholen. Denn schwer ist die Bürde, welche die Liebe Ihrer Untergebenen und des Himmels Fügung Hochdemselben auferlegen. Aber wenn der helle Blick, das edle Gefühl, die religiöse Ergebung, die Erfahrung Euer Hochwürden und das Beispiel Ihres vortrefflichen Vorfahrers, sein freundschaftlicher Umgang, seine vielfach erprobten Grundsätze, vereint mit dem reinsten Willen fürs Gute, der Sie beseelt, Euer Hochwürden nicht Kraft und Mut geben sollten, in die Fußstapfen des Hochseligen zu treten: wahrlich dann müßte der Glaube an die Vorsehung bei jedem wichtigen Verluste zu ängstlich werden».

Zum Bericht des Tagebuches über seine Bestätigung und Weihe wird bemerkt: «Finita Benedictione» Abt Alberich wurde von Nuntius Machi am 7. Februar 1819 in Luzern in der Jesuitenkirche unter Assistenz der Äbte von Muri und St. Urban benediziert «nos dicto recessu altaris reduximus Exc. Nuntium in Domum Residentiae suae, ubi post multas gratiarum actiones et distributis honorariis Eidem valedicentes reversi sumus in hospitium. Exc. Nuntius me quidem jam antea invitaverat ad prandium, sed hunc honorem plures ob rationes per litteras praevie datas deprecatus sum, quod haud aegre tulit. Inconsultum mihi videbatur Eum invitare ad mensam, sed soli pransi sumus in hospitio separato in loco ut reditum acceleraremus». Auch berichtet das Tagebuch von der herzlichen Begrüßung in Muri. Die Ausgaben, die dem neuen Abte anläßlich seiner Bestätigung und Benediktion erwuchsen, werden im einzelnen angeführt. In Aarau und Zürich machte Abt Alberich seine Aufwartung und wurde aufs freundlichste begrüßt. Das Tagebuch bemerkt: «Molesta quidem haec sunt et sumptuosa, sed rebus sic stantibus nullatenus omittenda, nisi Abbas electus sibi notam rusticitatis inurere velit apud utrumque regimen

et offendiculo esse, quod sollicite cavendum. Magistratus huius saeculi desiderat publice honorari et revereri, ut auctoritatem suam apud plebem tueatur, quod ratione valde consentaneum est. De caetero tamen consulo, ne eiusmodi homagia ultra praefixos limites multiplicentur et promiscue ad alios extendantur cum offensione Magnatum. Prudentia opus est, quae suggeret sermonem etiam bene sonantem, quem in ejusmodi circumstantiis apud quemlibet Magistratum proferet ».

Dem Reisebericht schließt sich eine Bemerkung an : « Observanda circa mutationes Parochorum ». Abt Alberich gibt da Aufschluß über all das, was bei Neubesetzung der Wettinger Regular-Pfarreien geistlichen und weltlichen Behörden gegenüber zu beachten ist. Es ist ein Unterschied zwischen der Pfarrei Wettingen, die ganz dem Abte untersteht, und den benachbarten Pfarreien und der Pfarrei Dietikon im Kanton Zürich und der Pfarrei Tänikon im Thurgau und der Pfarrei Magdenau im Kanton St. Gallen. Diese Unterschiede sind genau angegeben und sorgfältig im Auge zu behalten.

Viele Auslagen erwuchsen dem Kloster Wettingen durch die Patronate, und Abt Alberich hatte nicht geringe Sorgen um diese finanziellen Opfer. Er war dabei auf möglichst friedliche Lösung der Schwierigkeiten bedacht, vermied aber auch möglichst alle für die Zukunft schädlichen Folgen. Sehr unangenehm waren ihm Zwischenfälle, die es da und dort gab, z. B. beim Vikariat in Ruderstetten. Es ergaben sich Reibungen verschiedenster Art, über die das Tagebuch des näheren berichtet. Dieser Bericht schließt mit den Worten : « En ! quo tandem vergat spiritus hujus saeculi. Sicut serpens antiquus decepit primos homines, ita et nunc penes rusticam progeniem exserit omnes vires ad supplantandos alios. Media quaecunque licent, modo sint ad assequendum finem apta et proficua. Deus praeservet me ab ejusmodi serpentibus, qui sub ementito pietatis praetextu virus gerunt in corde ».

Die erste Eintragung des Jahres 1820 behandelt die « Electio novi Consulis Argoviensis ». An Stelle des zurückgetretenen Bürgermeisters Zimmermann trat Herr Herzog aus Effingen, der dem Abte aufs beste bekannt war. Persönlich gratulierte Abt Alberich und besprach bei diesem Besuche verschiedene heikle Fragen, die damals die Gemüter nicht wenig erregten und die Beziehungen zwischen Kirche und Staat in Mitleidenschaft zogen. Das Jahr 1821 brachte einen neuen Apost. Nuntius (Nasali). Abt Alberich bemerkt : « Tertius is est Nuntius,

qui a biennio ad Helvetios missi sunt. Commune dudum votum erat, ut tandem controversiae episcopales finirentur et parti Helveticae a Dioecesi Constantiensi separatae novus praeficiatur Episcopus. Fama volat, Eundem in mandatis habere novum ordinandi Episcopum remque ita dirigendi, ne clero et populo legitimus desit pastor, qui restituendae disciplinae ecclesiasticae invigilet. Quid futurum sit, tempus docebit. Litteras gratulatorias ad Eundem dedi sub die 2. Junii ».

Abt Alberich erlebte nicht nur den Wechsel von Apost. Nuntien, sondern auch von Päpsten (Pius VII., Leo XII., Pius VIII., Gregor XVI.). Jedesmal kondoliert und gratuliert der Abt von Wettingen in seinen Schreiben an die Apostolische Nuntiatur. Zum Teil sind diese Schreiben dem Tagebuch in Abschrift eingereiht. Abt Alberich weiß bei diesen verschiedenen Anlässen immer den warmen Ton eines der Kirche treu ergebenen Sohnes zu finden, weiß aber auch jedes Mal die richtige Note zu treffen. So schreibt er zur Wahl Leos XII. (1823): « Faxint superi, ut Summus iste Pontifex vulnera et damna resarciat, quae sub ejus Praedecessore Leone X. nefasta reformatio Ecclesiae catholicae cum ingenti morum deformatione ubique fere locorum intulit. Spiritus Domini requiescat super caput ejus, ut errantes in viam salutis reducat et gregem Domini sapientissime pascat ». Im Gratulationsschreiben zur Wahl Gregors XVI. (1831) schreibt Abt Alberich u. a.: « Pessima enim vivimus tempora, ubi spiritus revolutionis et libido renovandi fidem avitam eliminare et ingentem morum corruptelam ubique locorum invehere molitur proculcatis omnibus juribus ecclesiasticis et sublato jure patronatus, quod ad manus saecularium in nova constitutione pagi nostri Argoviensis trahere cupiunt contra Decretum Sacri Concilii Tridentini Sess. 25. cap. 9. De Reform., ubi ejusmodi innovatio districte sub poena excommunicationis, interdicti et nullitatis inhibetur. Suspicor valde, hujusmodi tentamina non alio collimare, nisi ut contra sanctiones ejusdem Concilii ecclesiastica beneficia regularia penitus tollantur eaque deinceps ejusmodi saecularibus conferantur, qui sinistris accademicorum principiis imbuti eandem cum iis tibiam inflant in perniciem Ecclesiae et religionis catholicae. Latet anguis in herba et forte praetextum quaerunt supprimendi monasteria causantes, ea fieri inutilia Reipublicae profanae, si a cura pastorali, cui hactenus laudabiliter incubuere, sint penitus exclusa. Quid mihi in emergenti casu circa tres parochias regulares in pagis Wettingen, Würenlos et Dietikon et circa alteram saecularem in oppido Baden faciendum sit, ignoro. Protestationes, nisi majori suffultae sint auctoritate, parum aut nihil

proficient, cum Catholici principiis Acatholicorum adhaereant. Optarem desuper instrui, dum interea me monasteriumque nostrum illustrissimis favoribus impensissime commendans summo venerationis et obsequii cultu jugiter persisto ».

Man sieht, wie Abt Alberich Denzler das Auge offen und den Blick geschärft hatte für die Entwicklung der Dinge. Daß er die Gefahr einer Aufhebung seines eigenen heißgeliebten Klosters nicht für ausgeschlossen hielt, beweist der Satz, den er zum Bericht über den Tod des Abtes Caspar von Salem, des letzten Abtes seines Mutterklosters, im Jahre 1820 schreibt : « Avertat Deus, ne simile suppressionis fatum et nobis immineat ».

Unter den Eintragungen des Jahres 1820 behandelt eine auch verschiedene Mutationen, die Abt Alberich durchführen mußte. Da heißt es u. a. : « P. Conradum domum revocare necesse erat ob insignes calumnias, quas Praepositi communitatis in Würenlos summo cum scandalo in vulgus sparserunt odio ducti. Infidum hominum genus, quod eandem historiam iam bina vice sub Rdmo Abbate Sebastiano reiterabat et iterum reiterabit, si benignas inveniant aures in denigrando clero. Caveat successor meus, ne virum huic parochiae admoveat, qui non sit inculpatae penitus vitae, ut per bonam conversationem ora calumniantium opprimere queat ».

Das Jahr 1821 beginnt mit einem Bericht über die revolutionären Erschütterungen der Appeninnischen Halbinsel. Die Carbonari bezeichnet Abt Alberich als « deterrimum hominum genus », welches Könige vertreiben, die Kirche berauben, die französische Revolution wiederholen, und unter dem lügenhaften Vorwand einer Befreiung ganz Europa von neuem mit einer Revolution überschwemmen will.

Abt Alberich erlebte wiederholt schwere Enttäuschungen von seiten verschiedenster Leute, die sich an Klostergut bereichern wollten. Er macht 1821 zu einer solchen Heimtückerei die Bemerkung : « Vide, cui fidas, nec te leviter vanis promissionibus dementari sinas ». Das Kloster mußte in diesem Jahre einen Prozeß wegen der Zehnten mit einigen Nachbarn ausfechten. Den eingehenden Bericht darüber beschließt Alberich : « O tempora, o mores ! Quis eiusmodi sententias aequo feret animo ? Quis coram judice jus proprietatis tuebitur, si haec impune licent ? Cave tibi ab eiusmodi progenie viperarum, quae virum suum ubique spargit. Haec est calamitas temporum nostrorum, ubi dominatur iniquitas et justitia exulat. Quam deploranda est sors non solum nostra, sed etiam Badensium, qui per injustam istam senten-

tiam in nos latam jacturam duplo plus majorem passi sunt in Fidlisbach, Rohrdorf ... ».

Im Jahre 1821 mußte Abt Alberich Denzler eine Regularvisitation des Klosters Hauterive vornehmen als Generalvorsteher der Schweizerischen Zisterzienser-Kongregation. In seinem Tagebuch berichtet er ganz kurz darüber. Mit welcher Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt er seines Amtes gewaltet hat, beweist ein von seiner Hand geschriebenes Heftchen, das in der Archiv-Abteilung Wettingen-Mehrerau zu Hauterive liegt. In ihm hat er bis ins einzelnste hinein alles zusammengefaßt und niedergeschrieben, was er als Visitator getan. Das letzte Aktenstück dieser Amtshandlung sind die « Monita et consilia Rdmo D. Abbati privatim suggesta ante discessum meum ex Altaripa 25. Septembris 1821 ». Alles beweist, daß Abt Alberich ein Mann von hoher Tugend war. Im Tagebuch steht am Schluß dieser Eintragung : « Cardo huius visitationis versabatur in eo, ut Novitiatus instituatur ». Es hatten sich nämlich in Hauterive einige jüngere Religiosen etwas freiere Manieren erlaubt und der Abtvisitator, der freimütig auch Fehler und Schwächen notiert, ermangelt nicht, die Begründung der Visitation anzugeben.

Am Schluß der Aufzeichnungen zum Jahre 1821 erwähnt das Tagebuch auch noch verschiedene « phaenomena conspicua, quae multum damni intulere ». Es waren atmosphärische Erscheinungen, Erdbeben, verheerende Stürme. Dazu bemerkt der Abt : « Utinam haec non sint illa signa, quae iuxta vaticinium Christi commune excidium mundi praecessura sunt ... Mundus senescit et pleraque, ut mihi videtur, ad interitum vergunt. Dies nostri sunt admodum similes diebus diluvii, in quibus omnis caro corruperat viam suam. Parce nobis, Domine, et redime nos a superventura ira, ne cum hoc mundo damnemur ».

Zum Jahre 1822 meldet das Tagebuch von neuen Kontributionen, die der Regierung zu leisten waren, von der Ernte, von einer Wallfahrt nach Einsiedeln, von Neuaufnahmen und Mutationen. Es ist bezeichnend für Abt Alberichs strenge Regularität, daß er im Priorat einen Wechsel vornahm, weil der damalige Prior krankheitshalber die Mette nicht mehr besuchen konnte.

Zu Reparaturen an der Dorfkirche in Wettingen gab Abt Alberich so manches, wozu er nicht strenge verpflichtet gewesen wäre. Er kann sich jedoch in seinem Tagebuch, in dem er solche Vergabung einträgt, die Bemerkung nicht versagen : « Praeservet me Deus, ut deinceps adeo gratiosus in eiusmodi ingratos sim ».

Als Pater Immediatus und Visitator der Zisterzienserinnenklöster berichtet Abt Alberich immer wieder von den Reisen, die er zu Einkleidungen, Professen und Visitationen unternehmen mußte. Auch das verschweigt er nicht, daß er manchmal viel Zeit aufwenden mußte, um Schwierigkeiten zu beheben.

Im Jahre 1823 waren im Kloster bauliche Veränderungen notwendig geworden. Aufrichtig bekennt das Tagebuch, daß einige Partien der Klostergebäude von der Zeit hart mitgenommen waren und ruinenhaft ausschauten, so daß sie den Gästen einen traurigen Anblick boten. Die Einkünfte verringerten sich, die Auslagen vermehrten sich, und es war kein Ende der notwendigen Erneuerung abzusehen. Abt Alberich litt unter diesen finanziellen Schwierigkeiten nicht wenig. Ein Brand in der Mühle forderte neue Ausgaben. Die Kontributionen steigerten sich immer wieder. Die Lasten, die auf dem Kloster lagen, drückten immer härter.

Am 6. Juli 1824 kamen drei Deputierte des Kantons Aargau nach Wettingen, um die Klosterschule zu visitieren. Dem Abt war das anfänglich sehr unangenehm, weil er fürchtete, diese Visitatoren könnten sich auch in die Studien der Religiosen einmischen. Dies war jedoch nicht der Fall. Der Abt stellte ihnen die Studenten vor. Der Prüfung wohnte er nicht bei. Sie verlief sehr günstig und bei Tisch gratulierten die Visitatoren dem Abte zur vortrefflichen Begabung und zu den sehr guten Fortschritten der Schüler. Diese erfreuten die Gäste mit musikalischen Darbietungen. Der Bericht über diese Visitation lautete sehr günstig. Er ist dem Tagebuch eingefügt. Zur Begründung sagt Abt Alberich : « Litteras hasce non alio fine inserui, nisi ut posteri cognoscant statum scholae nostrae Marisstellanae eo tempore, quo libido novandi et novas scholas instituendi erat ubique fere locorum praedominans cum dispendio moralitatis et neglectu linguae latinae. Plures quaerelae et criminationes itendidem motae et recoctae sunt contra studia monachorum eorumque inscitiam in docendi munere : Sed hoc non obstante parentes de prolium salute solliciti deterreri haud potuere, quin filios suos libentius tradiderint monachis informandos quam paedagogis saecularibus ob severiorem morum disciplinam, quae apud saeculares paene inoluit. In gymnasiis enim et academiis plerisque ingens introducta fuit morum licentia cum despectu religionis et status seu Hierarchiae ecclesiasticae ob liberiorem sentiendi et vivendi modum. Cui malo vix aliter mederi et status monasticus conservari et promoveri potest, nisi in monasteriis suscipiantur tyrones, qui probe educati

postea aspirant ad ordinem et vitam monasticam consectandam ». Nur mehr 10 Jahre — und die Klosterschule von Wettingen war geschlossen und aufgehoben [1].

Breiteren Platz nehmen im Tagebuche die Verfügungen des St. Gallischen Senates betreffend die Pfarreien ein. Abt Alberich nahm zu ihnen Stellung in seinem Briefe vom 25. Oktober 1824 und schreibt: « Decretum istud cum adnexis litteris ad notitiam successoris mei huic Diario inserui ut sciat, quid ei agendum sit, dum novum parochum in Monasterio Magdenau constituere vult. Litterae originales asservantur in archivis nostris ». Dem Priesterjubiläum des Abtes Januarius II von Rheinau wohnte Abt Alberich bei. Das Tagebuch berichtet über die Feierlichkeit eingehend.

1825 wird von einer Restitutio berichtet, die dem Zisterzienserinnenkloster Kalchrein gemacht wurde. Abt Alberich wünscht: « Utinam similes restitutiones fierent et aliis Monasteriis, quae paria damna subiere ». 1825 starb Abt Konrad IV. von Einsiedeln. Das Tagebuch gedenkt seiner mit hohem Lobe. Abt Alberich hielt das Pontifikalrequiem am « Dreißigsten ». Dem neuen Abte Cölestin Müller wünscht das Tagebuch reichsten Gottessegen. Große Bemühungen machten die Bürger Badens, um vom Kloster Wettingen einen großen Beitrag zur Renovation des Chores der Pfarrkirche von Baden zu erhalten. Das Tagebuch bringt im Wortlaut die Stellungnahme des Konventes zu diesem Ansuchen. Abt, Prior und Konvent ersuchen die hochgeehrten Herren von Baden, die wohlgemeinten Bemerkungen zu beherzigen und das Gotteshaus auf einmal nicht über seine Kräfte zu belasten.

Diskret bemerkt Abt Alberich zum Todesfall eines seiner Konventualen, er sei einer verarmten adeligen Familie entsprossen. Er rate seinem Nachfolger, keinen « Junker » mehr aufzunehmen.

Schwierige Verhandlungen mußten im Jahre 1825 mit der Aargauer Regierung wegen der Heu-Zehnten in Baden geführt werden. Der Wortlaut der in dieser Sache erflossenen Schreiben findet sich im Tagebuch. Dazu bemerkt Abt Alberich, er habe davon abgesehen, den Streit weiter zu verfolgen, weil er fürchtete, es könnte noch schlimmer werden. « . . . ast meliora forsitan redibunt tempora, ubi iura monasterii vindicari opportune poterunt ».

Am 24. Juli 1825 erhielt Abt Alberich zu seiner großen Über-

[1] Vgl. *Martin Rosenberg*, Die kirchenpolitischen Ideen Augustin Kellers, in der Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte, 31. Jahrgang, Heft 1–4, besonders S. 34 ff. Stans 1937.

raschung aus der Apostolischen Nuntiatur einen Brief des Abtes von Santa Croce in Rom, in welchem eine Vereinigung der Schweizerischen Zisterzienser-Kongregation mit der italienischen angeregt wurde. Dieses schmeichelhafte Schreiben übersandte der Abt von Wettingen dem Abte von Sankt Urban, der zur Zeit General der Kongregation war. Zugleich teilte Abt Alberich Abt Friedrich seine Ansicht in dieser Frage ganz offen mit. Sie war ablehnend. Auch der Abt von Sankt Urban lehnte ab. Und so war denn die Antwort des Abtes von Wettingen im Namen der ganzen Schweizerischen Zisterzienser-Kongregation eine negative. Insbesondere die Berücksichtigung der politischen Lage machte es notwendig, von einer Union abzusehen und abzustehen.

Ein bedeutender Geldbeitrag zu einer Flußregulierung erpreßt dem Tagebuchschreiber die Klage: « En astutiam huius mundi, cuius filii procul dubio sunt prudentiores filiis lucis — saltem in hoc saeculo ».

Mit sichtlicher Freude berichtet das Tagebuch 1826 von der Aufnahme Josef Zwyssigs ins Noviziat: « Die 28. Aprilis, in vigilia S. P. N. Roberti tyrocinium cum susceptione habitus regularis ingressus est Fr. Jos. Zwyssig ex pago Uriorum cum consensu unanimi totius Capituli. Pluribus annis antea studiis et musicae apud nos vacabat, omnibus carus propter ingenuam suam indolem, qua aliis praestabat ». 1827 wird mit gleicher Freude vermerkt: « Finito tyrocinio professionem sacram emisit in festo S. P. Roberti Fr. Jos. Zwyssig, quem nomine meo Albericum compellavi ob praeclaras animi dotes et ingenuum virtutis atque scientiae studium. Opto, ut maiores iugiter progressus faciat in ardua virtutis palaestra et in solatium domus nostrae ceu flos campi accrescat »[1]. Das ist der Komponist des Schweizer-Psalmes, P. Alberich Zwyssig, die Hoffnung und Freude des alternden Abtes Alberich Denzler!

Im Jahre 1827 feierte Wettingen das 6. Zentenarium seiner Gründung. Das Tagebuch berichtet, daß am Kirchweihtage (21. Oktober) das Jubiläum festlich begangen wurde unter Teilnahme der Pfarreien von Wettingen und Dietikon. Abt Alberich zelebrierte das Pontifikalamt in der einfach geschmückten Kirche. Das « Te Deum » mit den üblichen Orationen beschloß die Feier. Seine schlichte Aufzeichnung beschließt der Abt: « Annuat Deus precibus meis, ut monasterium nostrum inter adversa quaeque mirabiliter conservatum iugiter ampliare et conservare dignetur ».

[1] Album Wettingense, S. 186. *Bernhard Widmann*, P. Alberich Zwyssig als Komponist. Ein Gedenkblatt zu seinem 50. Todestag. Bregenz 1905, S. 5 f.

Von Interesse ist, was das Tagebuch unter dem Jahre 1828 über Zwistigkeiten betreffend die Errichtung des neuen Bistums zu melden weiß. Es spricht von den Umtrieben, durch welche diese verhindert werden sollte. Es schließt: « Sic fieri solet, ut veritas calumniis obnubiletur. Scopus horum adversariorum erat, ut alios Cantones in suam sententiam pertraherent, sed factum est, ut caeteri in proposito suo et conventione inita stabiles permanerent reiectis insulsis eiusmodi machinationibus et deridiculo habitis, prout scripta publica fidem fecere. Quid futurum sit, exspectamus ».

Am 30. Mai 1828 entriß der Tod den Großkellner (Cellerarius) P. Benedikt Fischer im 37. Lebensjahr. Dieser Verlust ging Abt Alberich sehr nahe, er raubte ihm ja seine Stütze in der Verwaltung ganz unvermutet. Vom Herzen kommt die Bitte: « Deus sit ei et mihi propitius et avertat eiusmodi sinistros casus a monasterio nostro ».

Die Dreijahrhundert-Feier der kalvinischen Glaubensneuerung in Bern verlief ziemlich ruhig. Abt Alberich stellt diesen drei Jahrhunderten die achtzehn Jahrhunderte gegenüber, in welchen die katholische Kirche den größten Verfolgungen den stärksten Widerstand geleistet hat und von der Glaubensregel keineswegs abgeirrt ist, während die Protestanten zum Naturalismus abgewichen sind und der Offenbarung den Krieg ansagen und nichts haben, wohin sie ihren Fuß festsetzen können. « Sed necesse est, ut scandala veniant ad manifestandam veritatem. Vae autem illis, qui eiusmodi scandala seminarunt et praetensa reformatione sua inconsutilem Christi togam sciderunt ».

Zum Jahre 1829 vermerkt das Tagebuch Reibungen, die sich zwischen den Bürgern von Baden und dem Kloster Wettingen ergaben in betreff der Renovierung des Chores in der Pfarrkirche zu Baden. Der neue Hochaltar war 1828 fertig geworden. Man wollte dem Kloster auch die Erneuerung der Chorstallen aufladen. Abt Alberich lehnte diese Zumutung entschieden ab mit der Begründung, das Kloster habe kein Patronat für die Kanoniker und deren Stallen. Diese Einzelheiten vermerkt Abt Alberich im Tagebuch für seine Nachfolger, damit sie wissen, welche Lasten dem Kloster obliegen « pro restaurando solo stallo parochi ». Es wird betont: « Canonici nullatenus pendent a monasterio, quibus proin Civitas in omnibus providere debet ».

Am 25. Juli 1829 wurde der neue Bischof von Basel, Josef Anton Salzmann, vom Apostolischen Nuntius Ostini in Solothurn geweiht. Zweiter Assistent war Abt Friedrich Pfluger von Sankt Urban. Das Tagebuch berichtet den Besuch des Apostolischen Nuntius Ostini in

Muri und Wettingen und Rheinau. Papst Pius VIII. betraute Nuntius Ostini mit einer besonderen Mission in Amerika. Das Tagebuch weiß nicht, wann der Nuntius in der Neuen Welt angekommen, wohl aber, daß er glücklich gelandet.

Im Jahre 1830 nahm Abt Alberich die Regularvisitation in Frauenthal vor. Für seinen Nachfolger legt er im Tagebuch einige Einzelheiten nieder, um ihm den sicheren Weg zu zeigen, auf welchem Verwicklungen und Schwierigkeiten glücklich umgangen werden können.

Dem neuen Nuntius, De Angelis, gratuliert Abt Alberich in herzlichen Worten, voll überzeugt davon, daß der Heilige Vater wohlwollend dem Kloster Schutz und Hilfe gewähren werde: « Protectione enim temporibus hisce iniquis indigemus, ad quam in casibus dubiis et adversis fidenter confugere liceat ».

Der Kanton Aargau trat 1830 dem Bistum Basel bei. Das Tagebuch bemerkt: « Omnes recte sentientes laudabant Deum, quod post tot annos status provisorii nacti denique simus Episcopum, qui rebus ecclesiasticis providere et malis cleri saecularis mederi posset. Ingens enim apud plures sacerdotes iuniores erat morum solutio, quae in dedecus Ecclesiae et contemptum religionis propter novandi libidinem vergebat ». Alsbald machte Abt Alberich in Solothurn Besuch beim Bischof. Das Tagebuch berichtet, wie freundlich der Abt aufgenommen wurde und wie er Verständnis und Entgegenkommen bei ihm gefunden. Anläßlich der Altarweihe und Firmung in Baden erfreute der Bischof Wettingen mit seinem hohen Besuche.

Die Julirevolution des Jahres 1830 übergeht das Tagebuch nicht. Eine Revolutionswelle drang auch in den Kanton Aargau ein. Das Tagebuch verzeichnet Einzelheiten: « Nonnullis etiam Ecclesiasticis nullius frugis, quos inter Badae erat Professor Brosi Solodoranus, arrisit revolutio, qui eam ubique dilaudavit et promovit ... ». Unter den Laien, welche die Revolution im Aargau schürten, war auch der Bruder des früheren Cellerarius von Wettingen. Uneinigkeit spaltete die Aufrührer. An Drohungen gegen die Klöster hat es nicht gefehlt.

Im Jahre 1831 mußte Abt Alberich, der damals bereits im 72. Lebensjahre stand, eine Reise nach Hauterive unternehmen, wo Abt Johann Josef Girard gestorben war. Bei der Abtwahl unter Abt Alberichs Vorsitz ging als Nachfolger des Verstorbenen Aloysius Dosson hervor. Der Weihe des neuen Abtes wohnte Abt Alberich nicht bei, da ihm eine nochmalige Reise nach Hauterive zu schwer gefallen wäre.

Im Jahre 1832 starb in Wurmsbach die vortreffliche Äbtissin

Aloysia Schmied. Die Neuwahl präsidierte Abt Alberich. Das Tagebuch sagt : « In primo scrutinio unanimi consensu, quod rarum est, surrogata fuit in locum Defunctae D. Josepha Mayer Teutonica, flos huius asceterii ». Am 18. Februar erteilte ihr Abt Alberich die feierliche Äbtissinnen-Weihe. Er wünscht : « Deus concedat huic Antistiti omnem prosperitatem corporis et animi, ut suis longiori tempore praesit ».

Eine Aufzeichnung dieses Jahres betitelt sich : « Iniquitas temporis ». Sie lautet : « Plura hoc tempore gesta sunt, quibus enarrandis supersedeo. Sed praeterire nequeo malevola conventicula malevolorum quorundam civium in pago vicino Wettingen, qui duce Professore Brosi innumeras calumnias contra monasterium nostrum typis vulgarunt, ut me concitarent ad respondendum eis. Sed consulto abstinui ab omnibus eiusmodi tricis, cum nullibi nisi apud malevolos invenerint fidem. Pervicacia eorum eo progressa est, ut bina vice interciderint aquaeductum eum replendo omnis generis spurcitiis, ne aquam haberemus. Sed operam statim navavimus purgandi eum, ne aqua deficiat aut sanitati noxia fiat. Conventicula sive diurna sive nocturna habebantur in domo Ammanni Joannis Popp, qui omnibus viribus adnitebatur amovendi parochum Ludovicum Oswald implorato desuper magistratu civili, ut regularem hanc parochiam e manibus nostris eriperet et Professori Brosi socio in manus traderet. Caeteri autem cives, maior et sanior pars, restiterunt pravis eius moliminibus minitantes, se paratos esse vim vi repellere, si quid huiusmodi contingeret. Quantopere nefanda haec molimina afflixerint cor meum, quivis recte sentiens facile perspiciet. Sed Deus erat Adiutor meus, qui atras has nubes sensim dissipavit et nefastum hunc helluonem protrivit, ut infra referam ».

Am 8. April 1832 wurde mit zwei anderen Diakonen Alberich Zwyssig von Nuntius de Angelis in Luzern zum Priester geweiht. Über die Primizen wird im Tagebuch bemerkt, daß Verwandte und Bekannte an ihnen teilnahmen und überaus freundliche Behandlung fanden und Aussprache pflegten.

Sind der Eintragungen zum Jahre 1832 schon wenige, so merkt man denen des Jahres 1833 die alternde Hand des Schreibers gut an. An der Spitze dieser Aufzeichnungen zum Jahre 1833 steht die « Ordinatio Cantonis Thuricensis circa Ministros protestanticos ». Wettingen hatte im Kanton Zürich fünf Kollaturen. Der erste, der im Jahre 1833 nach der Neuordnung dieser Stellenbesetzung in Frage kam, war der

Pfarrer in Kloten. Der Sohn des früheren Pfarrers wurde gewählt und eingesetzt. Sorge machte dem Abt von Wettingen die Besoldung in Naturalien und Geld.

Im Jahre 1833 ging das Generalat der schweizerischen Zisterzienser-Kongregation von Wettingen nach Sankt Urban über. Im Schreiben vom 18. März wünscht Abt Alberich aufs innigste dem Abte von Sankt Urban, er möge sein Amt unter so vielen Schwierigkeiten der Gegenwart in Frieden und Ruhe zum Wohl der ganzen Kongregation betätigen können. Dann heißt es: « Dies mei breves sunt nec ulla effulget spes, me tamdiu victurum, ut denuo ad me redeat (munus Superioris Generalis Congregationis). Delibor enim et tempus resolutionis meae prope est. Sed haec parum curo, dummodo consummem cursum meum in pace et Deus conservet Amplitudinem Vestram iugiter sospitem atque incolumen ».

Bezeichnend für den geraden Charakter Abt Alberich Denzlers ist eine Eintragung des Jahres 1833. Aus ihr geht hervor, daß es im Konvente von Wettingen auch einen Ehrgeizigen gegeben hatte, dem nach der Mitra gelüstete. Solche Gelüste aber waren ganz vergeblich. Abt Alberich schließt: « Spero fore, ut Deus nos ex hisce calamitatibus liberet, cum ambitio numquam mentem meam adussit ».

Mit zitternder Hand ist die letzte längere Eintragung des Tagebuches geschrieben. Sie lautet: « Varia tentamina contra monasterium nostrum. Duce Professore Brosi in Baden habita sunt plura conventicula in domo Ammanni Popp ex Wettingen non alio fine, nisi ut parochum ibidem P. Ludovicum Oswald deponerent et malesanum Brosi in eius locum substituerent. Sed Deus dissipavit quoque has nubes. Nescio quo casu factum sit, ut Regimini subito innotuerint falsificationes litterarum capitalium, quas Regimini expedire voluit pro habenda summa plurium millium. Certior desuper factus Regimen postulavit, quid debeat monasterio. Tergiversari haud potui, quin debita eius manifestarem, et dum res erat palam, iidem agri erant in instrumento conscripti, quos instrumentum meum consignatos habebat. Quamobrem repulsam a Regimine tulit usque dum per solutionem debiti in monasterio contracti liber erat ab hac obligatione. Quam solutionem cum postea praestitit monasterio, litterae capitales sunt extraditae et pecuniae eidem mutuo datae a Regimine. Idipsum circa alios locum habuit in pago Wettingen, ut res ibidem fuerint examinatae, ne similes fraudes deinceps fieri possent. Ab illo tempore odio plus quam Vatiniano persequebatur monasterium, quin monas-

terium ullius culpae reum sit. Cave tibi ab huiusmodi hominibus, qui ad decipiendos alios videntur nati ».

Weiter schrieb der liebe alte Abt Alberich Denzler von den Verfolgungen seines Klosters nicht mehr. Und gerade in den folgenden Jahren steigerten sich diese an Zahl und Wucht. Der greise Abt litt unter ihnen schwer, so schwer wohl, daß er sie nicht mehr niederschreiben konnte. Die Bedenken, die er bei seiner Wahl wegen seines vorgerückten Alters tief im Herzen trug, waren nicht unbegründet. Gerade in den letzten Jahren Wettingens wäre dem Kloster eine junge Kraft vonnöten gewesen, eine starke Hand.

Ein Tagebuch kann in gewissem Sinne und in gewissem Grade zu einem Porträt werden. Aus Abt Alberich Denzlers Tagebuch schaut ein Blick voll Ernst und Sorge. Er entspringt einem klugen Auge und einem edlen Herzen.

Zur Geschichte der Päpstlichen Garde in Ferrara und ihr Verhältnis zu Zug.

Von Alois MÜLLER, Zug.

Schon Cysat hat in seinen Collectanea eine kleine Mitteilung über verschiedene päpstliche Garden. Er schreibt : « Rom bleibt denen von Luzern wie von altem har, Bolonia denen von Uri, Ravenna denen von Schwyz, Ancona denen von Unterwalden, Arimini denen von Zug. Als aber nun dies eine Zyt gewäret und die gutten Lütt so der Arbeit und der Kriegen gewont das Stilliegen und guten rüwigen Lagers ouch der guten Tractation verdrüßig und maßleidig worden, namend sie Urloub und zogend heim. Doch so blib Luzern bi dem Dienst zu Rom, und harnach Uri bi dem Dienst zu Bolonia, letzlich hand sie ouch zu Ravenna bekommen, wölche Dienst sie noch diser Zyt haben » [1]. Demnach gab es in den genannten Delegatenstädten Garden, die wohl meist aus den einzelnen Kantonen der V Orte bestellt waren.

Es gab aber auch eine päpstliche Garde in Ferrara und man hat sie besonders dem Kt. Zug zugeschrieben. M. May de Romainmotier berichtet uns davon, daß im Jahre 1660 der Kt. Zug mit Papst Clemens IX (sic.) ein Abkommen getroffen über die Anstellung einer Compagnie von 50 Mann, bestehend aus einem Hauptmann, einem Lieutenant, zwei Sergeanten, zwei Korporalen, zwei Trommlern und Pfeiffern und 40 Halbartiere [2]. De Vallière berichtet sogar von einer diesbezüglichen Kapitulation zwischen Alexander VII und dem Stand Zug [3].

Aber nach Aufzeichnungen im Staatsarchiv Luzern [4] bestand die Garde in Ferrara schon im Jahre 1561. Nach einem Schreiben vom 15. Dez. d. J. war damals Herkules Tassen, Ritter, Hauptmann der Garde. Sie bestand aus Schweizern verschiedener Orte. Es war also offenbar

[1] *Cysat*, Collect. B. f. 241 a, vgl. dazu *Al. Lütolf*, Die Schweizergarde S. 33, Anm. 4.

[2] *M. May*, Histoire militaire de la Suisse, Bd. 8, S. 524/525.

[3] HBLS IV, S. 449.

[4] St. A. Luzern, Fasz. Schweizer in römischen Diensten, Abteil. Garde in Ferrara.

unter dem Lehen der Herzöge schon ein Schweizerkontingent in Ferrara. Als das Geschlecht der Herzöge in der Hauptlinie 1598 ausgestorben, wurde Ferrara als ein päpstliches Lehen eingezogen und ein Delegat des Papstes dorthin versetzt, wohl meist ein Kardinal, und vermutlich die schon vorhandene Garde der Schweizer zu dessen Schutz beibehalten. Offenbar beim Übergang in die päpstliche Verwaltung bemühten sich die kath. Orte gar sehr, die Hauptmannstelle zu erhalten und einem der Ihrigen zu sichern. In einem Schreiben vom 17. Febr. 1598 heißt es: «Um diese Gwardi hand die Länder stark angehalten und geschrieben sowohl die Obrigkeit als einzelne Personen durch Schreiben nach Rom und mündlich beim Legaten».

Welche Anstrengungen einzelne Orte machten, um die Hauptmannstelle zu erlangen, zeigen drei Schreiben von Luzern aus den Jahren 1624 und 25: 1624 den 27. Dez. Luzern bittet den Kardinal Viscaglia von Cremona, die Hauptmannstelle einem Luzerner zu verschaffen, der Kardinal verspricht für Luzern in Rom zu bitten. Ebenso versicherte Graf Ludwig von Sarego, Bischof von Adria, den Rat von Luzern auf dessen dringende Bitte, die Hauptmannstelle einem Luzerner zu verschaffen, er habe sich damit ernstlich beschäftigt. So war dem Stand Luzern auch Erfolg beschieden. Mit Schreiben vom 2. Dez. 1625 bedankt sich Luzern beim Papst, demütig und kindlich, daß seinem Schultheiß und Venner Heinrich Cloos die Hauptmannstelle in Ferrara übertragen wurde. Die Mannschaft rekrutierte sich damals aus verschiedenen Orten. 1620 war ein Hans Kopp von Malters Gardist in Ferrara; 1628 den 25. März urkunden «Ammann und geschworener Thwing Diettwyl, Meyenberger Amts, daß ihr Thwingsgenoß Lienhardt Kost sich eine Zeit lang in päpstlicher Heiligkeit Gwardidienst zu Ferrara aufgehalten habe, er wolle Weib und Kind dorthin nehmen und den Dienst dort kontinuieren»[1].

Vom 28. Febr. 1666 datiert eine Kapitulation[2] zwischen Papst Alexander VII und den beiden Ständen Luzern und Zug. Die Stände verpflichten sich je eine Compagnie von 100 Mann in päpstliche Dienste zu stellen unter gewissen Bedingungen. Die Truppe soll nicht auf dem Meer Verwendung finden, sondern zur Beschützung des Kirchenstaates, an einem Ort, wohin sie Ihre Eminenz Kardinal Chisi, Superintendent des Kirchenstaates und das Sekretariat seines Rates unter dem Oberbefehl seiner Exzellens des Generals der heiligen Kirche hinbeordert.

[1] u. [2] Siehe diese und folgende Schreiben mit der Kapitulation im St. A. Luzern.

Die Soldaten genießen alle Freiheiten und Exemptionen der im päpstlichen Dienst stehenden Truppen in den kirchlichen Landen, sie sollen aber einem Gubernator des Ortes, wo sie hinbeordert, Gehorsam erweisen, ihn mit Beistand begleiten, beschützen und seinen Hof stark gestalten, doch sollen sie nicht gehalten sein an die Schuldigen Hand anzulegen, sie zu binden und derartige Aktionen, die einem ehrlichen Soldaten nicht geziemen. Im Fall die 200 Mann durch Tod oder andere Umstände abgenommen haben und die Herren Patrone wollten, daß der Hauptmann sie aus der Schweiz ergänzen solle, werden die neuen Soldaten vom Tage ihres Aufbruches in der Heimat den Sold empfangen, doch sollen sie vom päpstlichen Nuntius in der Schweiz dafür ein Zeugnis bringen und sich nicht länger auf dem Weg aufhalten, als der Legat ihnen erlaubt. Die Fehler der Soldaten werden von ihren Offizieren bestraft, wie das Gebrauch ist für die Truppen der schweiz. Nation im Dienste Ihrer Heiligkeit, doch daß ein Gubernator fehlende Milizen mit Gefangenschaft im Turm bestrafen kann. Für den Durchzug der Mannschaft hat Ihre Heiligkeit und die Obrigkeit von Luzern und Zug zugleich zu sorgen, die Utensilien in Geschiff und Geschirr erhalten sie gemäß Abkommen vom 4. März 1658 von den Gemeinden des Dienstortes, als Sold beziehen sie im Monat: der Hauptmann 54 Scudi (Kronen) Römerwährung, der Fähnrich 20, ein Wachtmeister 10, ein Korporal 6, ein Trommler oder Pfeiffer 5, ein gemeiner Soldat 4 Kronen und 40 Baiocchi. Die Soldaten tragen auf ihren Waffenplätzen stets das Schwert, im Feld auch den Carabiner.

Diese Compagnie Zuger fand besonders in der Romagna und Marca dienstliche Verwendung, aber nur für kurze Zeit. Schon den 16. Juli 1667 schreibt Hans Amrhyn, Hauptmann der Luzernerkompagnie, an Schultheß und Rat seiner Heimat: der Papst, der alle Auslagen und Kosten möglichst verringern wolle, habe die Absicht die beiden Compagnien auf 100 Mann zu reduzieren und diese unter seine Leitung zu stellen. Als sich noch viele Zuger durch Trunksucht und schlechten Dienst verfehlten, worüber Klagen nach Rom gelangten, beschloß der Papst die Zugerkompagnie in der Romagna zu entlassen. Der Rat von Luzern ließ Amrhyn durch ein Schreiben vom 8. Aug. 1667 mitteilen, er möge bei der Bestellung der 100 Mann, also einer halben Compagnie, die für den Dienst in Rom auserwählt sei, von der Kapitulation in nichts abweichen.

Am 8. Okt. 1667 meldet Amrhyn an seinen Rat der Heimat: der halbe Teil seiner Compagnie sei abgedankt und entlassen worden mit

einem Monatssold und einem silbernen Ablaßpfenning, auch mit Bezahlung ihres Übergewehrs, was es die Soldaten gekostet hat, beschenkt und von ihm mit gebührendem Abschied nach ihrem Vaterland begleitet worden, er hoffe, es habe sich keiner zu beklagen. Und führt Amrhyn an: « Die ganze Compagnie von Zug ist mit gleichen Konditionen abgedankt, *Herr Hauptmann Brandenberg aber mit der Hauptmannstelle der schweizerischen Gwardi zu Ferrara von Ihrer päpstlichen Heiligkeit mit einem Breve begabet worden* ».

Von dieser Zeit an war stets ein Zuger aus dem Geschlecht der Brandenberg Hauptmann der Garde von Ferrara. Es ist wahrscheinlich, daß dieser Umstand dazu beigetragen hat, die Garde als spezifisch zugerisch mit besonderer Kapitulation zwischen Papst und dem Stand Zug zu bezeichnen. Die Bezeichnung in päpstlichen Schreiben heißt aber *Helvetica custodia Ferrariae* und in einem Schreiben des Kardinallegaten von Ferrara selbst « mia guardia Svizera ». Die Erneuerung des Hauptmanns erfolgte durch den Papst selber durch ein Breve [1]. Ammann und Rat von Zug hielten darauf, daß nach dem Tode eines Hauptmanns wieder ein Zuger aus dem Geschlecht der Brandenberg auf diesen Ehrenposten gelange. Schon bei der ersten Nachricht vom Tod des Hauptmanns, sogar vor der offiziellen Todesanzeige, flog ein dringendes Bittschreiben nach Rom und an den Kardinallegaten in Ferrara. So geschah es im Jahre 1793. Das Schreiben des Ammann und Rat vom 9. März d. J. — die offizielle Todesanzeige an Zug erfolgte erst am 22. März — hat folgenden Inhalt: « Heiligster Vater! Wir sind benachrichtigt vom Tod des Gardehauptmann Stanislaus Brandenberg zu Ferrara. Die Familie Brandenberg hat seit 1660 (sic. s. oben) die Ehre genossen, ununterbrochen bis auf heute der schweizerischen Leibgarde zu Ferrara vorzustehen und deshalb bitten wir, diese Ehrenstelle

[1] So lautet z. B. das päpstliche Breve vom 26. Juni 1695 über die Ernennung des Beat Josef Brandenberg von Zug als Hauptmann der Garde im Stadtarchiv Zug:

Innocentius P. P. XII.

Dilecti filii salutem et apostolicam benedictionem. Annuentes precibus, quas studiosis ad nos litteris dedistis, Helveticae custodiae Ferrariae degenti praeposuimus dilectum filium Beatum Josephum Brandenberg eium (sic! eum) non omissuri in aliis etiam, que se offerent occasionibus testatum vobis facere, quam propensam erga vos geramus voluntatem, dilecti filii, quibus interim apostolicam benedictionem peramanter impertimur. Datum Romae apud sanctam Mariam Maiorem sub annulo piscatoris die XXVI Junii MDCXCV pontificatus nostri anno quarto.

Marius Spinula.

auf einen Absprößling aus der gleichen hiesigen patrizischen Familie huldreichst zu übertragen. Wir stellen deshalb Karl Franz Brandenberg vor, dessen Vater, Groß- und Urvater unserem Freistaat durch Bekleidung hoher Ehrenstellen und Verwaltung ansehnlicher Ämter wesentliche Dienste geleistet haben. Schon 1780 äußerte dieser Mitbürger den Wunsch, sich dem Dienst des Heiligen Stuhles zu widmen. Er ist geboren 1768, ledig, wohlgestaltet, Lieutenant bei hiesiger Landmiliz und besitzt deshalb die erforderlichen Militärkenntnisse, er wird ein guter Offizier sein und getreu in die Fußstapfen seiner Vorfahren eintreten». Ein ähnliches Schreiben ging an Kardinal Ferdinand Spinelli, den Legaten von Ferrara, ab. Die beiden Empfehlungsschreiben hatten einen vollen und raschen Erfolg. Schon am 24. April 1793 benachrichtigte der päpstliche Legat Ammann und Rat von Zug über die erfolgte Wahl des Conte Carlo Brandenberg zum Hauptmann «di questa mia guardia Svizera in luogo del defonto signore conte Stanislao Brandenberg, e cio non solo in vista del merito dell' Eletto, che principalmente a riguardo della Loro commendaticia» [1].

Die Stellung des Gardehauptmanns war eine angesehene. Im Siegel und Wappen führte er die Aufschrift: dux Helvetiorum [2], er wurde auch von seinen Obern als conte tituliert. Seine Mannschaft konnte er selbst rekrutieren und deshalb ließ ihm der Rat von Zug bisweilen die Berücksichtigung der Zuger angedeihen.

Abschließend können wir sagen: die päpstliche Garde in Ferrara war nicht eine spezifische Zuger-, sondern eine schweizerische Garde, aber seit 1667 von einem Zuger geführt, der wohl bisweilen in seiner Werbung zugerische Milizen auf den Wunsch des Rates stark berücksichtigte.

[1] Die Schreiben befinden sich im Kantonsarchiv Zug, Fasc. Päpstliche Sachen. Schon am 18. II. 1663 bewilligte Zug dem Papst Alexander VII eine Werbung von 3000-4000 Mann in allen Orten an den päpstlichen Legaten Borromäo. Fasc. Kriegswesen.

[2] Z. B. im Schreiben des Fulvins Brandenberg vom 13. Aug. 1752 im St. A. Luzern zit. Fasc.

Zur Entstehungsgeschichte des 1. Ilanzer Artikelbriefs vom 4. April 1524 und des Eidgenössischen Glaubenskonkordates von 1525.

Von Oskar VASELLA.

Durch die eingehenden Untersuchungen von Wilhelm Oechsli über das Eidgenössische Glaubenskonkordat, dessen Vorberatungen in den Anfang des Jahres 1525 fallen, sind als Hauptquellen die Beschlüsse des Regensburger Konvents von 1524, Juni-Juli, das sogen. Regensburger Edikt, und neben den Berner Mandaten vom 28. April und 22. Nov. 1524 vor allem die Artikel des 1. sogen. Ilanzer Briefs nachgewiesen worden [1]. Das eidgenössische Glaubensmandat vom 26. Jan. 1524, aus welchem einzelne Bestimmungen übergingen, zweifelte Oechsli der vermeintlich unsicheren Überlieferung wegen in seiner Echtheit an. [2] Auf die letztere Frage soll hier nicht eingetreten werden. Wohl aber sollen die Darlegungen Oechslis in anderer Hinsicht einer teilweisen Überprüfung unterzogen werden.

An der Bedeutung der katholischen Reformbestrebungen im Gefolge der beginnenden kirchlichen Krise darf nicht gezweifelt werden. Die Wirkungen sind freilich nach dem schließlichen Mißerfolg der gemeineidgenössischen Verhandlungen nicht auf dem Boden der eidgenössischen, sondern der Ortspolitik und der Regierung der gemeinen Vogteien zu suchen. Nach dem Vereiteln der Absicht, auf gemeineidgenössischer Grundlage durch einen großzügigen Plan die so dringenden Reformen auf kirchlichem Gebiet zu verwirklichen, war es

[1] s. Jahrbuch f. schweiz. Geschichte XIV (1889), p. 261 ff., bes. 265-67, dazu 293 ff. Das 1. bernische Mandat datiert in Wirklichkeit vom 15. Juni 1523; s. jetzt Aktensammlung zur Geschichte der Berner Reformation 1521-32, Bd. 1, Nr. 249, 398, 510. Die Ilanzer Artikel von 1524 s. auch bei *C. v. Jecklin*, Urkunden zur Verfassungsgeschichte Graubündens. Jahresberichte der hist.-ant. Gesellschaft Graubündens, 1883, p. 78 ff. Dazu *F. v. Jecklin*, Materialien zur Standes- und Landesgeschichte gem. III Bünde, II, Nr. 158. Zum Regensburger Edikt vgl. auch *L. v. Muralt*, Die Badener Disputation (1526). Quellen und Abhandlungen zur schweizerischen Reformationsgeschichte VI (1926), p. 160 ff.

[2] Jahrbuch l. c. 293 mit Hinweis auf *Strickler*, I, Nr. 743. Ebda., p. 264 in Anm. 1 ist der Verweis auf Absch. mir unerfindlich. Vgl. Eidgen. Absch. IV 1a, p. 362, 372.

gewiß auch mit der Hoffnung endgültig vorbei, durch eine Neuordnung der disziplinären Verhältnisse unter dem Klerus die Stoßkraft der neugläubigen Bewegung zu brechen und Zürichs Aktion zu unterbinden. Daher wurde im folgenden Jahr, durch das Glaubensgespräch in Baden, der letzte mögliche Versuch unternommen, die neugläubige Bewegung theologisch zu überwinden: durch den Angriff auf das Schriftprinzip als ausschließlicher Glaubensnorm, angesichts der ersten schweren Krisen innerhalb der neugläubigen Partei im Gefolge des Bauernkrieges, der Täuferbewegung und der Zwietracht unter den Theologen wegen der Abendmahlslehre [1]. Der Versuch mißlang, weil die Städte an der Freiheit der Predigt festhielten, die eigene Autorität behaupteten und daher von einer Beseitigung der wachsenden neugläubigen Parteien absahen [2].

Grundgedanken der nichtkatholischen Geschichtsschreibung und ihrer einseitigen Auffassungen beruhen nun auf den Ergebnissen der Forschungen Oechslis. Diese lassen sich etwa dahin zusammenfassen: Während Zürich in reiner Defensivstellung verharrt, setzt die Zusammenarbeit der katholischen Orte mit Österreich ein. Politisch nimmt sie ihren Anfang zur Zeit des schweren Konflikts mit der Stadt Waldshut. Sie mündete ein in den Abschluß einer Übereinkunft zwischen Österreich und gemeiner Eidgenossenschaft über gegenseitige Auslieferung der «Lutherischen» [3]. Kirchlich gesehen offenbart sich dieses Einvernehmen vor allem in den Zusammenhängen zwischen dem Regensburger Edikt und dem Eidgenössischen Glaubenskonkordat [4]. Durch diese Feststellungen gewann man den günstigen Boden, von welchem aus die katholische Politik als eine unschweizerische, wenn nicht geradezu verräterische Politik dargelegt werden konnte. Doch wurde dabei Vielfaches übergangen. Hinsichtlich der Vorgänge um Waldshut und der Rückeroberungspläne des vertriebenen Herzogs Ulrich von Württemberg übersah man leider die Offensivabsichten, welche die zwinglische Religionspolitik beseelte. Ohne zu völliger Klarheit durchzudringen, deutet A. Feyler immerhin die auffallenden Umtriebe Ulrichs von Württemberg in Zürich im Herbst 1524 an [5]. Tatsächlich dürften auch

[1] *L. v. Muralt*, Die Badener Disputation l. c. 68 ff., 101.

[2] s. unsere Bemerkungen in dieser Zeitschrift Bd. 29 (1935), p. 142 f.

[3] Vgl. *Dierauer*, Gesch. d. schweiz. Eidgenossenschaft III², p. 73 f.

[4] Diese These ist auch von v. Muralt, u. E. in stark überspitzter Form, durchgeführt worden (l. c. 17 ff., 137, 151).

[5] Vgl. *Anna Feyler*, Die Beziehungen des Hauses Württemberg zur schweiz. Eidgenossenschaft in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Diss. phil. Zürich 1905,

damals die so weitreichenden Pläne Zwinglis, wie er sie etwa ein Jahr später verfolgt hat, ihren Anfang genommen haben. Diese Pläne richteten sich auf nichts weniger als auf den Zusammenschluß aller österreichfeindlichen Kräfte: der schweizerischen Städte mit den süddeutschen Städten Lindau, Konstanz, Memmingen, in der westlichen Ecke Straßburg, wo die zwinglische Lehre entweder völlig durchgedrungen oder doch zu hervorragendem Einfluß gekommen war. Im Zeichen solcher großangelegter Bündnispläne steht auch der Feldzugsplan Zwinglis, den Oechsli wohl zu Unrecht in den Dezember 1524 datierte [1]. Kurz, auch politisch geht es keineswegs an, den « Dynamismus » nur auf der einen und die Defensive nur auf der anderen Seite zu sehen. Religiös-kirchlich gesehen, damit aber auch weitgehend politisch, lag die Stoßkraft durchaus auf zürcherischer Seite.

Zur Abwehr der neugläubigen Bewegung gehörte in kirchlicher Hinsicht die Neuordnung der disziplinären Fragen. Dogmatisch beschränkten sich ja die katholischen Orte durchaus auf die Tradition, sie hüteten sich hierin vor jedem Übergriff, was der Inhalt des Glaubenskonkordates mit aller Deutlichkeit zeigt [2]. Daß nun die eidgenössischen Orte schon am 26. Jan. 1524 ein Mandat erlassen hätten, hält Oechsli für unwahrscheinlich [3]. Es würde das zur These von den starken Einflüssen der süddeutschen Kirchenpolitik, die von Österreich geführt wurde, auf die eidgenössischen Maßnahmen wenig passen. Für die Frage der Selbständigkeit der eidgenössischen Aktion ist aber gerade der Nachweis früherer Ansätze zu Reformen entscheidend, soweit diese Reformen bestimmt erscheinen durch die beginnende kirchliche Krise. Wir halten es keineswegs für unmöglich, daß das besagte Mandat wirklich erlassen wurde, ohne der Frage näherzutreten [4].

p. 248 ff. Zu p. 250 ist zu bemerken, daß 1519 Zurich durchaus habsburgische Politik betrieb und daher Ulrich v. W. niemals unterstützen konnte. Über die Bündnispläne Zwinglis s. p. 251. Zu Ulrich v. W. s. jetzt auch *G. Franz*, Der deutsche Bauernkrieg, 1. Bd. (München 1933), p. 165 ff. Über das offensive Verhalten Zürichs im Klettgau (seit Oktober 1524) s. *F. L. Baumann*, Die Eidgenossenschaft und der deutsche Bauernkrieg. Sitzungsberichte der bayerischen Akademie der Wissenschaften (1896), phil.-hist. Kl. 127 ff.

[1] Darüber Näheres in unserer Abhandlung: Bauernbewegung und Reformation in Graubünden, welche indessen in der Zeitschrift f. schweiz. Geschichte 1940 erschienen ist.

[2] Jahrbuch l. c. bes. 294 ff.; Einleitung, ferner Art. 1-3.

[3] Oechsli spricht l. c. 293 vom angeblichen Mandat, aus welchen Gründen, ist wirklich nicht ersichtlich.

[4] Das Mandat, das viel stärker auf den Schutz des Glaubens drängt, hängt unseres Erachtens nahe zusammen mit den Konflikten in Konstanz, wo die Neu-

Sicher ist nun aber das eine : Die eidgenössischen Reformbestrebungen, wie sie im Glaubenskonkordat zum Ausdruck kommen, nehmen ihren Ausgang weder vom Regensburger Edikt noch dem 1. Ilanzer Artikelbrief. An der Spitze aller Maßnahmen, im Sinne einer gemeineidgenössischen Abstellung wesentlicher kirchlicher Mißbräuche, stehen nach unseren bisherigen Kenntnissen ohne Zweifel jene Artikel, welche die VII eidgenössischen Orte für die Landvogtei Sargans am 3. Juli 1523 festgelegt hatten. Sie scheinen uns nur mehr durch den Druck Ambr. Eichhorns, des verdienten Verfassers der Bistumsgeschichte von Chur, überliefert zu sein, Eichhorn aber verdankte sie einer privaten Sammlung, des Berners Emmanuel von Haller [1]. In den eidgenössischen Abschieden dagegen findet sich hievon keine Spur. Der Text Eichhorns gibt 7 Artikel wieder. Sie sollen hier nochmals in Kürze zusammengefaßt werden.

1. Geldschulden dürfen nicht mit dem Bann eingezogen werden. Wenn ein Priester solche Bannbriefe nicht verkündet, darf er vom Bischof deswegen nicht gestraft werden.

2. Jeder Priester hat in der Beichte Gewalt zur Absolution jeder Person und sie zu strafen gemäß den Vergehen. Er braucht die Person nicht weiterzuschicken. – Bischöfliche und päpstliche Reservatfälle wurden damit aufgehoben.

3. In Eheprozessen soll der Entscheid möglichst bald gesucht werden. Das Urteil ist bloß dem gewinnenden Teil auf Begehren auszustellen, der verlierende Teil darf nicht gezwungen werden, Brief und Siegel zu nehmen. Die Kostenfrage muß bei der Urteilsfällung geregelt werden.

4. Die Priester unterstehen hinsichtlich ihrer Amtsführung der bischöflichen Jurisdiktion.

5. Der Bücher halber wird bestimmt : Der Dekan ist befugt, Priester zum Kauf der Bücher anzuhalten. Ist er damit versehen, darf er zum Kauf nicht gezwungen werden.

gläubigen in engster Beziehung mit Zürich arbeiteten ; s. *K. Gröber*, Die Reformation in Konstanz. Freiburger Diözesanarchiv 1919, Bd. 46, 153 ff., 174 ff., 182, und entsprechende Berichte Veit Suters in unserem Besitz.

[1] *Ambr. Eichhorn*, Episcopatus Curiensis (1797), Cod. probationum, p. 162 f. Gemeint ist fraglos Gottlieb Emm. v. Haller, der in seiner Bibliothek der Schweizer Geschichte III (1786), Nr. 193 die bündnerischen Artikel vom 6. Nov. 1523 nennt, dagegen nicht die Artikel von Sargans. Vgl. *J. G. Mayer*, Geschichte des Bistums Chur II (1914), 23 f. Trotz Mayers Darstellung lassen wir hier die Artikel wieder folgen. Mayer beurteilt ihren Charakter falsch.

6. In Prozessen zwischen Geistlichen und Weltlichen ist der Deliktsort Gerichtsort.

7. Geistliche und Weltliche sollen in keiner Sache einander nach Chur zitieren, ausgenommen in Ehesachen. Gerichtsort ist vielmehr das Domizil der Parteien ; oder es ist der ordentliche Richter, d. h. das weltliche Gericht zuständig. Für nichtbestätigte Pfründen sollen die Geistlichen weder Kollektgeld noch Induzien bezahlen.

Wovon gehen diese Bestimmungen aus ? Die Antwort ist klar. Sie wurden auf Begehren der Geistlichkeit erlassen und sind auch in ihrem Interesse verfaßt. In erster Linie wandte sich die weltliche Obrigkeit gegen die Auswüchse der kirchlichen Judikatur, wie diese vor allem den Geistlichen bedrückten. Die VII Orte hofften auf diese Weise die wachsende Mißstimmung unter dem Klerus wenigstens zu vermindern. Im Gebiet der Sarganser Vogtei fehlte es tatsächlich auch nicht an Vorgängen, welche einer dringenden Abhilfe riefen. Joh. Brötli, Kaplan in Quarten, war kurz zuvor mit der kirchlichen Behörde in scharfen Konflikt geraten. Sein Verhalten rief einer energischen Intervention des regierenden Vogtes, der ihn gefangennahm und die Angelegenheit vor die VII Orte brachte[1]. Brötli und ein anderer Gesinnungsgenosse, Kaplan Hagner in Murg, waren zur Ehe geschritten. Nun versteifte sich Brötli nicht bloß auf die grundsätzliche Berechtigung der Priesterehe, sondern er erging sich in schonungslosen Angriffen gegen den Bischof. Wüßte der Landvogt, was ein Priester sei, schrieb Brötli in seinem Rechtfertigungsschreiben vom 11. Mai 1523, vor seiner Gefangennahme, so würde er ihn wie einen anderen Christenmenschen beschirmen « darum das in der bischoff mit öll gesalbett hat, dz er in der hell dester bas brûne, und in beschoren hatt wie ein groben narren. Desglichen das in chor schrie, thût wie ein esel in der müli, und sidne maeß gwand treitt und unseren her gott all tag umm ein batzen verkoufft und umm suppen, so in doch Judas nur ein mal verkoufft hatt »[2]. Weiten Kreisen der Geistlichen mußte es mehr als stoßend erscheinen, daß man die ordentliche Ehe verbot, den Kon-

[1] s. *Franz Fäh*, Die Glaubensbewegung in der Landvogtei Sargans. Jahrbuch f. schweiz. Geschichte XIX, p. 48 ff. Auf anderes soll hier nicht eingegangen werden.

[2] Vgl. zum Brief Joh. Jak. Hottinger, Gesch. d. Eidgenossen (Fortsetzung von Joh. v. Müller) I, p. 493 ff. Die obige Stelle fehlt in diesem Abdruck und ist wiedergegeben nach der zeitgenössischen Abschrift des Briefes im Staatsarchiv Zürich, Akten Sargans A 362.

kubinatsverkehr dagegen zuließ, ihn dabei aber mit regelmäßigen Gebühren belastete, deren Leistung zur Erlangung der gerichtlichen Absolution unerläßlich erschien. Nicht umsonst also galt der Abwehrkampf der weltlichen Obrigkeit der kirchlichen Gerichtsbarkeit und ihrer ärgerniserregenden Praxis. Der Geistliche war durch die Pflicht zur Verkündung und Exekution der Prozesse vielfachen Konflikten in der Gemeinde ausgesetzt [1]. Hier griff die Regierung radikal ein. Für die Seelsorge hemmend war die Verpflichtung zur Einholung bischöflicher oder päpstlicher Dispensen — zeitweise durch den Nuntius — in den häufig vorkommenden Fällen von Verwandtschaftsehen, die nicht ohne hohe Kosten erlangt werden konnten. Auf dem Gebiete des Ehewesens nahm überhaupt die kirchliche Judikatur einen großen Umfang an. Wer schuldlos auf Einlösung eines bloß behaupteten Eheversprechens eingeklagt wurde, war zur Leistung von ebenso hohen Urteilsgebühren gezwungen, wie der klägerische Teil. Und häufig genug behielt man die Kostenfrage einem späteren Entscheid vor. In allen diesen Bereichen des kirchlichen Rechts griff die weltliche Obrigkeit durch, ohne grundsätzlich die Zuständigkeit des geistlichen Gerichts über die Priester in Frage stellen zu wollen [2]. Mannigfache Klagen der Geistlichen richteten sich gegen den obligatorischen Ankauf des neu gedruckten Breviers und des Direktoriums des Bistums Chur, 1520 in Augsburg gedruckt, welche eben 1521-1522 vertrieben wurden. Deren Auflage war berechnet nach der Zahl der Pfründen im Bistum. War in manchen Fällen die Lieferung etwa verspätet ? Oder besaßen die Geistlichen diese Bücher nach Ausgaben des Bistums Konstanz ? [3] Die Streitigkeiten zwischen Laien und Geistlichen wurden, abgesehen von Ehesachen, dem bischöflichen Gericht überhaupt entzogen [4]. Sehr empfindlich war der Geistliche, soweit er Inhaber unbestätigter Bene-

[1] Vgl. unsere Studie, Bischöfliche Kurie und Seelsorgeklerus in dieser Zeitschrift Bd. XXXII (1938), p. 81 ff.

[2] Wir stützen uns auf unsere Materialsammlung aus den bischöfl. Offizialatsrechnungen, die wir zu bearbeiten gedenken.

[3] s. *J. G. Mayer*, Gesch. d. Bistums Chur II, 15 f. Dazu verschiedene von Mayer nicht berücksichtigte Quellen im bischöfl. Archiv Chur, so besonders das Registrum librorum horarum, ein Rechnungsbuch über den Vertrieb der Bücher, auf welche sich fraglos das Sargansermandat bezieht (s. diese Zeitschrift 1938, Bd. 32, p. 183).

[4] Hinsichtlich der Strafpraxis halten die eidgen. Orte dem Bischof von Konstanz vor, er strafe die Geistlichen nicht nach ihrem Verdienen, sondern mehr « in Seckel » als am Leib. Eidgen. Absch. IV 1a, p. 372, Tags. vom 16. Febr. 1524.

fizien war, für die Lasten, die ihm aus den Induziengebühren erwuchsen. Es begegneten nicht selten Fälle, in denen die Geistlichen solche Verpflichtungen zu umgehen suchten [1]. Kurz, die Maßnahmen der Regierungen kamen einem wirklichen Bedürfnis entgegen. So sehr dadurch die kirchlichen Rechte des Bischofs verletzt erscheinen mochten, das Verhalten der weltlichen Obrigkeit war doch keineswegs einer kirchenfeindlichen Einstellung zu verdanken, sondern der berechtigten Sorge um das Schicksal des überlieferten Glaubens. Insofern ist es durchaus irreführend, wenn Oechsli und auch andere Autoren von staatskirchlichen Tendenzen sprechen [2].

Und nun die Wirkungen der Artikel vom 3. Juli 1523 ? Sie sind unverkennbar, was J. G. Mayer richtig betont hat, ohne jedoch die weiteren Zusammenhänge zu sehen und entsprechend einzuordnen [3]. Eine unmittelbare Folge war zweifellos eine starke Lähmung der kirchlichen Judikatur. Hans Frick, Pfarrer in Jenins, bezeugt es in klarer Weise. Er stellte die Verkündung und Exekution der ihm übertragenen Bannbriefe ein. In solcher Haltung fühlte er sich gedeckt durch die erlassenen Artikel ; denn die erste Bestimmung gebot ja gerade die Einstellung der kirchlichen Prozesse um Geldschulden, soweit die Mithilfe der Seelsorgegeistlichen hiefür in Frage kam. Hans Frick gehörte als Geistlicher jenem Kapitel an, das die Gemeinden umfaßte, für welche die eidgenössischen Orte die Artikel erlassen hatten : dem Kapitel unter der Landquart, an dessen Spitze übrigens im Jahr 1522 Gregor Bünzli in Wesen stand [4]. An der Kurie war nun für die Exekution der Mandate der bischöfliche Siegler Andreas Gablon verantwortlich [5]. Sein Schreiben ist uns zufällig erhalten, wahrscheinlich

[1] Ein Beispiel sei hier aus dem Registrum Induciarum (Bischöfl. Archiv Chur) angeführt, p. 60 : « D. Johannes Locher, capellanus in Mayennfelt, obtinuit beneficium inibi non confirmatum nec investitus ad idem fuit, ad spacium octo annorum et ultra hactenusque nullas ob beneficii huiusmodi incertitudinem solvit, quasi furtive subtracte sunt, quia idem beneficium ad decem annos ultra 25 fl. de certis habuit et intitulatur beneficium altaris beate Virginis. Conducitur capellanus inibi annuatim per senatum ad nutum amovibilis ».

[2] *Oechsli*, im Jahrbuch, l. c. p. 263 f. Umgekehrt wird auch die Beurteilung von *J. G. Mayer*, l. c. 24 der Sachlage nicht gerecht.

[3] *Mayer*, l. c. 23 f. erwähnt den Brief ausführlich. Angesichts der weiteren Zusammenhänge und seiner allgemeineren Bedeutung geben wir ihn in der Beilage doch im Wortlaut wieder.

[4] s. diese Zeitschrift Bd. 30 (1936), p. 42.

[5] Über Andreas Gablon s. unsere Studie, Bischöfliche Kurie in dieser Zeitschrift Bd. 32 (1938), p. 94 ff., in deren Briefsammlung auch der vorliegende Brief hineingehört hätte.

dank dem Pfarrer selbst, der es vielleicht in Abschrift den eidgenössischen Orten unterbreitet und auch ihre Hilfe angerufen hatte. Gablon wich einem Konflikt mit den eidgenössischen Orten aus. Er empfand ihr Vorgehen zwar als widerrechtlich, er sprach von Vergewaltigung der bischöflichen Autorität, was so überaus charakteristisch erscheint für den unbeugsamen Geist der kurialen Behörden, die offenbar der heranziehenden Gefahren sich noch keineswegs bewußt geworden waren. Was Gablon vorschützte, die Beweisführung, deren er sich bediente, um gegen den rebellischen Geistlichen vorgehen zu können, erscheint als überaus wichtig für die Beurteilung der Zusammenhänge. Der bischöfliche Siegler berief sich auf das Domizil, das die eidgenössischen Orte ja zur Voraussetzung der Gerichtszuständigkeit gemacht hatten. Kraft dieser Tatsache und des vom Geistlichen geleisteten Eides auf unbedingten Gehorsam gegenüber dem Bischof untersteht Frick der Autorität des Bischofs und seiner kurialen Behörde. Die Zugehörigkeit aber zum Kapitel unter der Landquart, welchem übrigens kaum eine selbständige Gerichtsbarkeit eignete, wenigstens nicht über untergeordnete disziplinäre Fragen der Geistlichkeit hinaus, diese Zugehörigkeit entzog Frick auf keinen Fall der bischöflichen Autorität. Für eine solche Beweisführung war die Tatsache entscheidend, daß die Drei Bünde bis zu diesem Zeitpunkt ähnliche Bestimmungen noch nicht getroffen hatten. Bündnerisch gesehen stand die kirchliche Judikatur noch unangefochten da. Aber die Dinge sollten sehr rasch eine andere Wendung nehmen. Die Wirkung der Sarganser Artikel beschränkte sich nicht auf die Geistlichkeit allein, sondern jetzt war eine Bewegung ins Rollen gekommen, die sich nicht mehr aufhalten ließ. Sehr bald griffen auch die Bündner Gemeinden ein. Die Initiative übernahm die Stadt Chur im Verein mit jenen Dörfern, die das natürliche Bindeglied zwischen dem sargansischen Gebiet und Bünden bildeten: den sogen. IV Dörfern. Die Bewegung hatte also ohne Zweifel auch in der Nordecke Graubündens von Sargans her um sich gegriffen. Hinzukam noch das Domleschg, das stark unter dem Einfluß der Stadt Chur stand, wo das Hochstift namhafte Herrschaftsrechte besaß. Dem Willen dieser Gemeinden war es zu verdanken, wenn schon am 6. Nov. 1523 die Forderungen auf eine Neuregelung der kirchlichen Disziplin durch Mehrheitsbeschluß auf dem Bundestag zum Postulat des Gotteshausbundes überhaupt gemacht wurden. Die genannten Gemeinden waren entschlossen, auch wenn die Bestimmungen nicht zum gemeinsamen Beschluß der Drei Bünde erhoben würden,

sich unbedingt an ihren Willen zu halten [1]. Andreas Gablon selbst, der noch wenige Monate zuvor Pfarrer Hans Frick gegenüber auf die Geltung des kirchlichen Rechts in Graubünden selbstbewußt pochte, mußte es jetzt erleben, daß die neuen Bestimmungen den kirchlichen Rechtsbereich in Graubünden noch schärfer, noch unbedingter eingrenzten und schmälerten, als es zuvor durch die Maßnahmen der eidgenössischen Orte geschehen war. Aus seiner Feder ist uns eine zeitgenössische Abschrift der Beschlüsse vom 6. Nov. 1523 erhalten [2].

Der 1. Ilanzer Artikelbrief, identisch mit den Beschlüssen des Gotteshausbundes vom November 1523, nun aber zum Mandat der III Bünde erhoben, stellt fraglos den umfassenderen Reformversuch dar als die Artikel von Sargans. Thematisch jedoch weicht er nicht allzu sehr ab ; denn er richtet sich in gleicher Weise auf das Benefizienwesen und die geistliche Judikatur [3]. Nur die Bestimmung hinsichtlich der Jahrzeitstiftungen (Art. 9) und jene, welche die Ablösbarkeit ewiger Zinsen festlegt (Art. 16), greifen unmittelbar in das wirtschaftliche Gebiet hinein. Die Artikel 7 und 8 sowie 17 finden sich im wesentlichen in Art. VII, Art. 10 in Art. VI, Art. 12 in Art. III des Sarganser Mandates. Wenn also beide Mandate ihre Eigenart behalten und die weitergehenden Bestimmungen der Drei Bünde sich aus der viel unmittelbareren Berührung mit der bischöflichen Regierung und Verwaltung erklären, so bleibt doch als Ergebnis bestehen : An der Spitze der Bewegung steht nicht Graubünden, sondern Sargans, dessen Geistlichkeit die Intervention der VII Orte herbeigeführt hat. So darf auch der Zusammenhang der Ilanzer Artikel mit dem Eidgenössischen

[1] Im Tal Domleschg ging die Herrschaft Ortenstein voran. Vgl. *Jecklin*, Materialien, l. c. 1, Nr. 410.

[2] M 51 im bischöfl. Archiv Chur. Hier lautet der Text am Schlusse : « Und hieby die andern gericht, so noch nit herrin begryffen oder luter befelch gehept, sonder wyter hinder sich ze pringen begärt, haben wir die selben zum höchsten gepäten und gemandt, lut unser Pundtzbrieffen alder dz minder dem meren folgen soll, das sy ouch zů uns stan und darumb furderlich ántwurt geben wöllind. Und ist also dise hanndlung und satzung untz uff nechst künfftigen landtag, do zů Ilantz sin wirt, umb besser komlichkait willen zu verbrieffen angestelt, ob villicht ettlich der selben gemainden oder gerichten sölichs mit uns anzenemen begertend, das sy ouch in die houptbrieff wie vor verfaßt und gestellt werdind ; dann so verr sy villicht darnach lenger mit der sach verzüchen, so wöllend wir doch by diser ordnung ungeändert pliben und darumb brieff und sigel legen. Actum zů Chur fritags nach Allerhailgen tag anno etc. XXIII. » (e mit überschriebenem a = a gesetzt.) Bezeichnenderweise findet sich eine zeitgen. Kopie auch im Staatsarchiv Luzern.

[3] Daß auch das Vorarlberg an der Bewegung beteiligt ist, weisen wir in unserer Abhandlung in Ztschr. f. schweiz. Geschichte 1940 nach.

Glaubenskonkordat vom Januar 1525 in Wirklichkeit durch diese ursprünglichere Sachlage erklärt werden. Begreiflich war es, daß die ersten Maßnahmen für diese gemeineidgenössische Vogtei getroffen wurden. Es war das Gebiet, welches dem Einfluß Zwinglis aus mannigfachen Gründen nahe war. Der einstige Pfarrer in Glarus war in der Geistlichkeit des Kapitels unter der Landquart, dessen Mittelpunkt doch Wesen war, kaum vergessen [1]. Die Reformbedürftigkeit vor allem in geistlichen Kreisen war daher durch die zwinglische Predigt umso rascher geweckt worden. Ihr galt die Sorge der regierenden Orte.

Graubünden hielt sich nicht an das Vorbild der eidgenössischen Orte. Die Bewegung zu einer Reform, die weitgehend berechtigt erschien, schlug in eine revolutionäre Erhebung um. Im folgenden Jahr 1525 zeichneten sich abermals die Stadt Chur, die IV Dörfer und das Domleschg durch ihren besonderen Radikalismus aus, als es zur Verweigerung der schuldigen Zinsen und Zehnten kam. Der II. Ilanzer Artikelbrief von 1526 trägt als das Ergebnis der Bauernbewegung die Merkmale anderer Einflüsse.

BEILAGE

Andreas Gablon mahnt Hans Frick, Pfarrer in Jenins [2], zur Exekution eines Prozesses.

Chur, 28. *Sept.* 1523.

Zeitgen. Kopie im StA. Luzern, Akten Bistum Chur.

S. D. Lieber her pharrer. Vor Johannis Baptiste nechst verruckt hab ich üch ein proces zů exequieren gesant. Habent ir fräfenlich abgeschlagen, befrömdt mich an üch, die wil ir ein alter consistoralis(!) sindt, hätt ich woll vermeint, ir hättendt M. G. H. sine brieff exequiert. Vermeinen vilicht das unbillich fürnamen, üwer capitel brůder enet Rins hand zů haben. Hat die meinung nit. Die Eydg*nossen* vermeinent, M. G. H. von Chur wider billichs in allwäg zů vergweltigen. Des understandt sich die Pünt der meinung gar nit. Die will ir nu in Püntten sitzendt, gebürt sich uch gar nit, von anderen Punts priesteren zů

[1] Wir erinnern u. a. an die Beziehungen Zwinglis zu Bünzli, zu Joh. Varschon in Kerenzen. Siehe darüber unsern Aufsatz über Utz Eckstein in dieser Zeitschrift 1936, Bd. 30, 42 ff., ferner den Brief Varschons ebda. 1938, Bd. 32, p. 182 f.

[2] Hans Frick stammt aus Jenins selbst, wird an Stelle des ermordeten Hans Fischer von Ulrich v. Schlandersberg, Vogt zu Castels am 4. X. 1513 für Pfarrkirche « s. Mauritzis mit siner gesellschafft » in Jenins präsentiert. Präs.-Urk. L 57 Bischöfliches Archiv Chur. Er war zuvor Kaplan in Rüti (Rheintal, s. Valentinskirche). In der undatierten Rechnungsablage wird eine Totalschuld von 35 Gl. 2 ½ s. genannt. DG I, p. 210 (Bischöfl. Archiv Chur).

sünderen. Ir haben M. G. H. tempore institutionis üwer phar besitzung ein eidt geschworen gehorsam und trüw zů sin. Des wellen ir vergassen haben. Vermeinen üweren capitel brüderen mer schuldig ze sin, den üwerem fürsten und rächten oberen. Acht ich, es wärde witt vel etc. Thůnd noch zimlich gehorsami, wo nit, so wirdt der eydt, den ir M. G. H. gethan haben, an üch ersůchen, wie sich gepürt. Ir sindt noch III ½ g., her Gilg [1] nume II ½ g., Claus Galera mit sim wib II lib. [2] und Katrina Michel Kundigs wib VIII g. R. schuldig [3]. Wellen die alle manen, das sy uff Martini nest erschinen und mich zalen wellen, da mit mir nit witters procedierens not wärdt. Will ich um üch gůttwillig verdienen. Datum Chur uff den XXVIII tag septembris anno XXIII.

Andreas Gablon insigler zů Chur.

Adresse :

An her Hansen Frickh, pharrern zů Genins, sin günstigen lieben herren.

[1] Egidius Rudolf von Mathon (Schams) ist « capellanus annualis » s. Anne in Jenins, Kapl. Ulrichs v. Schlandersberg von 1516 weg nach Rechnung vom 10. Okt. 1522. Registrum Induciarum, p. 63 ; ebda., p. 216 heißt es, daß er die Induziengebühren schulde « de beneficio illius de Schlannderspergk noviter amovibiliter instituto ». DG I, 76 (bischöfl. Archiv Chur) heißt es über ihn : « Johannes Seger de Malans et Sebastianus filius eiusdem Johannis Seger tenentur coniunctim pro absolutione excommunicationis contra eos a iure late super eo, quod cum presbytero domino Egidio Rudolff de Schambs capellano Vlrici de Schlannderspergk in Jenins in contenciones per ipsum presbyterum inceptas venerint, lapides contra eum proiiciendo, spadas educendo, ictus ferendo, citra tamen aliquam attactionem sive lesionem lapidum sive verberum, a vulgo sy habend in nie troffen weder mit werffen noch schlachen, uti asseruerunt. Recepit idem Johannes Seger die ultima septembris 1515 ; habebit notarius Studer partem ». Dass. p. 211, wo die Schuld Rudolfs notifiziert wird mit 1 flor. « Ita dom. vicarius Schmid composuit alias non recepissem ».

[2] « Nicolaus Galer de Genins et Cristina Mullerin » schulden als Ehegatten 2 lib. gemeinsam in « causa matrimoniali dubeitatis mortis vel vite prioris uxoris inter easdem partes exorta, pro parcium matrimoniali subsistencia per modum : Tolleramus discussa, donec cercius de morte vel vita prioris ipsius Nicolai uxoris constiterit. Actum Curie die XV marcii anno etc. 1522 ». Derselbe schuldete früher für Urteil in einem Wucherprozeß mit Erben « Jery Adanck » 3 lib. « Ist uf dem Schwarzwald. Est iterum Jenins ». Dann schuldet er V s. 2 d. « pro absolucione quia fuit excomunicatus ». 13. Mai 1513. Zahlt durch den Zöllner an der Landquart Christ. Tannberger am 24. Dez. 1516 und Mz. 1517, Juni 1517 durch Joh. « Prenignum ». DG I, 209 f.

[3] « Katharina olim famula d. Joh. Textoris capellani in Sur, nunc uxor Michaelis Kundigs in Genins et eius filia Rosa » schulden als eingesetzte Erben des Kaplans 10 flor. an 1. Früchten und Investiturgebühren. Erste Zahlung Jan. 1522, letzte Nov. 1523. Am 13. Nov. 1523 am Martinsmarkt rechnet sie ab. Sie schuldet noch 3 fl. « salvis in magna quantitate ultra 4 fl. ob eius paupertatem remissis ». Zeugen : « Cristannus Parfus vom Kloster et Caspar Aliesch de Schiers ». DG I, p. 209. In diesem Fall scheint also die Mahnung des Sieglers von Erfolg begleitet gewesen zu sein.

La « Petite Eglise » du diocèse de Lausanne et Genève

Etude d'Histoire Ecclésiastique fribourgeoise

par H. MARMIER

L'histoire du diocèse de Lausanne et Genève au XIX^me^ siècle est généralement connue sous l'aspect des luttes politico-religieuses et des réactions consécutives qui marquèrent cette période troublée de la vie nationale suisse. Mais, à côté de cette histoire douloureuse, il en est une autre, plus attachante et plus noble, parce qu'elle est celle d'un grand et sympathique mouvement intellectuel — l'histoire de la « Petite Eglise » du diocèse de Lausanne et Genève — dont on ignore aujourd'hui presque totalement les péripéties et dont cependant la place doit être soulignée dans les événements de l'époque. Non point qu'il faille conclure à une influence de cause à effet entre ces divers aspects de la situation religieuse en Suisse romande ; mais, ces deux aspects étant révélateurs de mentalités, de préoccupations et de faits, il faut reconnaître qu'ils éclairent singulièrement les jugements à porter sur l'état des esprits dans les cantons de Fribourg, Vaud, Neuchâtel et Genève au XIX^me^ siècle.

Aussi, le mouvement dit de la « Petite Eglise » du diocèse de Lausanne et Genève, telle qu'elle nous est connue par les rares documents encore existants, s'insère-t-il en plein dans l'histoire des cantons qui forment aujourd'hui le diocèse de Lausanne, Genève et Fribourg [1]. Mais parce qu'à cette époque, plus que maintenant, la presque totalité

[1] Le diocèse de Lausanne, Genève et Fribourg est constitué aujourd'hui par les cantons de Fribourg, Vaud (sauf le district d'Aigle), Neuchâtel et Genève. Au début du XIX^me^ siècle, il comprenait encore les territoires du canton de Soleure presque en entier et de l'ancien canton de Berne (rive gauche de l'Aar) qu'il conserva, le premier jusqu'en 1814, le second jusqu'en 1864. La Principauté de Neuchâtel fut, durant une courte période (1806-1814), rattachée au diocèse de Besançon, à cause de son annexion politique à la France. Quant au canton de Genève, partie intégrante du diocèse de Chambéry jusqu'au bref de Pie VII du 19 septembre 1814, il fut réuni à cette date au diocèse de Lausanne, qui prit alors

de la population diocésaine avait résidence dans le canton de Fribourg, c'est en somme une page d'histoire ecclésiastique plus particulièrement fribourgeoise que nous tentons de résumer.

La « Petite Eglise » du diocèse de Lausanne et Genève, — c'est ainsi que l'appelaient les contemporains et c'est sous ce nom qu'elle est connue par les quelques ecclésiastiques encore vivants qui en entendirent parler naguère —, fut à proprement parler une Association de prêtres séculiers du diocèse de Lausanne et Genève. Ces prêtres avaient l'ambition de cultiver, à côté des sciences ecclésiastiques proprement dites, tout ce qui pouvait être d'un intérêt pour leur développement intellectuel. Cette Association, dont l'origine date de 1810 et dont les dernières traces sont signalées en 1844, eut une existence curieuse, tumultueuse même à certaines heures. Non point qu'en principe elle se fût un seul instant éloignée du programme culturel, fort pacifique, qu'elle s'était tracé à son début ; mais parce qu'elle créa une émulation, parce qu'elle causa des soucis à divers personnages « trop confortablement assis », elle suscita assez rapidement, semble-t-il, une opposition qui, par instants, fut très ardente. Elle eut une vie étrange, parce qu'elle fut en butte aux attaques des gens les plus divers et, apparemment, les plus éloignés. C'est ainsi qu'à certains moments elle eut pour ennemis les légitimistes archicatholiques, dont un fort noyau guidé par le publiciste irlandais O'Mahony et appuyé par les Pères Jésuites du Collège St-Michel existait à Fribourg entre 1830 et 1840[1] ; à d'autres heures elle fut assaillie par les libéraux, tendance 1830 ; plus tard les radicaux, nuance articles de Baden (1834),

le titre de diocèse de Lausanne et Genève. L'histoire de la « Petite Eglise » ne concerne que la vie catholique des cantons de Fribourg, Vaud, Neuchâtel et Genève. (Cf. A. Hengartner : *Contribution à l'étude du diocèse de Lausanne, Genève et Fribourg et de l'Eglise catholique romaine dans le canton de Vaud.* (Lausanne, 1929.) — Scherrer-Boccard : *Rétablissement du culte catholique dans la Suisse protestante.* (Fribourg, 1883). — Arnold Bonard : Article sur l'*Evêché de Lausanne et Genève* dans *Dictionnaire géographique suisse.*)

[1] Marie-Yves-Arsène-Barthélemy-Daniel O'Mahony, de Kerry (Irlande), séjourna à Fribourg d'octobre 1830 à janvier 1846 ; il y fut rédacteur du *Véridique* et chef d'un noyau de légitimistes français réfugiés dans cette ville. Voir Archives de l'Etat de Fribourg (A. E. F.) : *Registre des tolérances*, 1831, p. 285 ; *Recensement* de 1834, I, 99, de 1836, I, 39, 44, de 1839, V, 40, de 1842, V, 149, de 1845, I, 145 ; — Dossier *O'Mahony ;* — A. Raemy de Bertigny : *Mémoires pour servir à l'histoire du canton de Fribourg* (Fribourg 1865,) p. 188-190 ; — Bibliothèque cantonale de Fribourg (B. C. F.), O'Mahony : *Souvenirs politiques* (Fribourg, 1831), H 354, p. 261 ; — J. Niquille : *Les débuts de la presse politique*, dans Annales fribourgeoises, 1930, p. 241-252.

lui en voulurent ; elle eut même à subir, à ce qu'il ressort de certain document [1], l'assaut des cercles protestants sévères de Neuchâtel et de Vaud. Parfois elle fut attaquée par tous les ennemis en même temps et pourtant, ballottée qu'elle était entre différents assauts, elle garda toujours son beau souci de culture intellectuelle, dont ses animateurs surent jusqu'à la dernière heure lui insuffler la constante préoccupation.

D'ailleurs, aujourd'hui encore, parler de la « Petite Eglise » du diocèse de Lausanne et Genève, c'est presque toucher à une page d'histoire brûlante, sur laquelle planent de sévères points d'interrogation. On assure ici ou là que cette « Petite Eglise » était composée de prêtres suspects, décidés à semer la discorde et la révolution dans le pays, moins soucieux de leur vocation sacerdotale que du maintien de leur prestige humain. Rien de moins vrai qu'une telle affirmation. Les prêtres qui firent partie de cette Association méritent qu'on réhabilite leur mémoire ; ils ne furent aucunement ces clercs suspects et mal disposés dont on parle ; ils étaient parfaitement soumis à leur Evêque ; ils ne demandaient qu'à travailler ; ils n'avaient d'autre ambition que la grandeur intellectuelle du clergé et du pays. Et c'est pour n'avoir pas été compris qu'ils furent combattus par certains esprits mécontents qui les assimilèrent à une « Société secrète », genre « carbonari », capable tout au plus de mettre à feu et à sang le pays et ses institutions.

Cette réputation défavorable vint pour une large part, semble-t-il, du nom curieux de « Petite Eglise », que des esprits jaloux donnèrent en son temps à l'Association dont nous parlons. On sait que ce nom de « Petite Eglise » signifiait en France un mouvement qui naquit à la suite du Concordat conclu en 1801, entre le Saint-Siège et Napoléon. Le clergé français n'avait pas été unanime à adhérer à la Convention et quelques évêques rebelles, soutenus par un certain nombre de fidèles, principalement dans la Vendée, le Poitou, le Charolais et la Basse-Normandie, considéraient le Concordat comme un attentat aux droits de l'Eglise. Ils formèrent une secte schismatique qu'on appela la « Petite Eglise », qui se maintint près d'un demi-siècle, mais qui disparut avec

[1] Le document qui conduit à soutenir cette affirmation est une brochure, apparemment anonyme, éditée chez A. Convert, à Neuchâtel, en 1851 : *Esprit du clergé catholique romain de la Suisse française* (B. C. F., Brochures Gremaud, 18, 12), qui traite dans sa plus grande partie de la « Petite Eglise ». Elle contient notamment une série de documents inédits.

le temps, obligée à la fin, faute de prêtres, de se contenter d'un culte réduit à sa plus simple expression, souvent célébré par de vieilles demoiselles [1].

Dans le diocèse de Lausanne et Genève, les prêtres qui firent partie de l'Association outrageusement dénommée « Petite Eglise » n'eurent aucune attitude schismatique ni aucune relation avec la secte ainsi appelée en France. Du reste, eux-mêmes ne donnèrent jamais le nom de « Petite Eglise » à leur groupement, qui suivant les périodes s'appela « Correspondance Ecclésiastique », « Grande Association », « Association Ecclésiastique » ou encore simplement « Correspondance Littéraire ». Mais l'animosité qui s'était levée contre eux avait produit de telles réactions qu'on gratifia leur mouvement du titre plein de suggestion de « Petite Eglise » qui ne contribua pas peu à les rendre suspects.

La « Petite Eglise » du diocèse de Lausanne et Genève débuta en 1810 ; mais avant d'en étudier la raison d'être et l'activité, il convient de signaler deux prêtres qui en furent incontestablement les animateurs : les abbés Dey et Aebischer.

L'abbé *Jean-Joseph Dey*, de Marsens, né en 1779, s'était dès son jeune âge signalé par un beau souci de culture et de travail. Elève du Collège St-Michel de Fribourg, de 1795 à 1801, il s'y était déjà distingué par la fondation d'une « Société d'Etudes », à laquelle il attacha plusieurs de ses condisciples, qui devaient jouer plus tard un rôle dans les carrières ecclésiastiques et civiles. Cette « Société d'Etudes » s'intéressait à divers travaux littéraires et surtout historiques. En 1801, l'abbé Dey avait terminé ses cours de théologie, qui se donnaient alors au Collège St-Michel ; mais il ne reçut pas de suite l'ordination sacerdotale. Il séjourna, de septembre 1803 à avril 1805, à Vienne en Autriche, de 1805 à 1806 à Châtel-St Denis, de 1806 à 1808 à Lyon, au Pensionnat de l'Enfance. A son retour de l'étranger, il entra au Séminaire de

[1] La « Petite Eglise » de France eut une activité qui dura à peu près un siècle ; elle passa par trois phases successives selon qu'elle compta des Evêques sans Pape (1801-1829), des prêtres sans Evêques (1829-1847), et des fidèles sans prêtres (1847-1900). Les membres furent connus parfois sous d'autres noms, tels à Rouen les *Clémentins*, à Coutances les *Basniéristes*, à Tours les *Filochois*, à Séez les *Elus*, à Rennes les *Louisets*, etc. Il fut question de la « Petite Eglise » au Concile du Vatican, où l'on espéra, mais en vain, la ramener à l'unité romaine. En 1900, ce schisme achevait de s'éteindre. (Cf. Lavisse et Rambaud : *Histoire générale*, IX, p. 266-267 ; — E. Mangenot : *Anticoncordataires* dans le Dictionnaire de théologie catholique, I, col. 1372-1378.)

Fribourg, qui venait de se rouvrir en 1807, à la Neuveville. Ayant déjà fait sa théologie, il n'y resta qu'une année et fut ordonné prêtre le 23 septembre 1809 à la chapelle de Mariahilf, en face du Séminaire.

Elu chapelain de Charmey, le 22 octobre 1809, l'abbé Dey quitta ce poste le 18 mai 1812, pour devenir curé d'Onnens, où il demeura cinq ans. En 1817, il fut appelé au Collège St-Michel où il enseigna l'exégèse et l'histoire. Mais la Compagnie de Jésus ayant repris l'enseignement au Collège de Fribourg, dès l'automne 1818, M. Dey dut quitter cette maison, devint chapelain d'Orsonnens (1819-1821), puis d'Echarlens (1821-1823). En 1826, il fut envoyé à Lausanne comme desservant provisoire de la paroisse catholique, à laquelle il s'attacha tellement qu'il en devint le curé effectif le 4 août de la même année. Sa santé plutôt faible ne lui permit cependant pas de vaquer longtemps à ce lourd ministère ; il dut résigner sa charge et fut nommé curé d'Ependes en mars 1828. Néanmoins, il continua à s'intéresser à la paroisse de Lausanne et contribua avec son successeur dans cette ville, le doyen Reidhaar, à l'érection de l'église catholique de Notre-Dame. C'est dans ce but qu'il se fit quêteur et s'en alla à Paris et à Lyon prononcer des sermons de charité en faveur de l'église à construire.

Membre de la Cour épiscopale, dès 1831, l'abbé Dey quitta la cure d'Ependes, le 2 septembre 1841, pour redevenir chapelain d'Echarlens, où il devait rencontrer, de 1850 à 1855, le jeune curé d'Echarlens, l'abbé Jean Gremaud, le futur professeur. L'abbé Dey, qui en raison de ses travaux et de ses mérites — n'avait-il pas pendant presque tout l'épiscopat de Mgr Yenny rédigé les Lettres pastorales de ce dernier (on en trouve encore les manuscrits aux Archives de l'Etat de Fribourg) fut créé vicaire général honoraire en 1861 ; il mourut à Echarlens le 28 mars 1863, à l'âge de 84 ans.

L'abbé Dey fut incontestablement un initiateur des études historiques dans le canton de Fribourg. Il publia une *Vie de sainte Adélaïde* et collabora à diverses revues. Il a laissé de nombreux manuscrits français et latins, dont quelques-uns ne sont autres que les ébauches des travaux historiques faits dans le cadre de la « Petite Eglise ». Il s'intéressa à la Bibliothèque de Fribourg et y fit le premier catalogue de numismatique. L'abbé Dey a, dans le domaine de l'histoire, un beau titre de gloire : c'est celui d'avoir formé aux études historiques l'abbé Gremaud, en l'initiant aux méthodes de l'érudition. On doit recon-

naître même que l'ébauche de bien des travaux de l'abbé Gremaud se trouve dans les papiers de l'abbé Dey [1].

L'autre animateur principal de la « Petite Eglise » fut l'abbé *Joseph Aebischer*, figure extrêmement sympathique, homme d'énergie et d'action, mais aussi homme de vraie culture.

L'abbé Joseph Aebischer [2], qui était né le 1er mars 1787, à Grenilles (Fribourg), était entré très jeune chez les Trappistes, installés alors à La Valsainte [3] ; il dut faire ses études classiques à l'étranger, puis revenir à La Valsainte pour y faire son noviciat. Mais il n'y demeura point et on le trouve dès l'automne 1807 au Séminaire de la Neuveville, à Fribourg, d'où il suit les cours de théologie donnés au Collège St-Michel. Il reçut la prêtrise à Fribourg, le 29 septembre 1810, à la chapelle de Mariahilf, à la Neuveville. Il devint dès son ordination chapelain de Sâles — où il rencontra l'un des prêtres les plus cultivés du diocèse, le curé-doyen Progin, qui fit aussi partie de la « Petite Eglise » —. L'abbé Aebischer fut à la tête de la paroisse de Chandon-Léchelles, de 1811 à 1815. En 1815, Mgr Yenny l'envoya à Neuchâtel, dont il fut le premier curé.

Dans cette ville, l'abbé Aebischer travailla beaucoup, construisit de 1827 à 1828 la première église catholique, aujourd'hui désaffectée, et fut le promoteur des écoles catholiques. Il entretint des relations avec le roi de Prusse, alla plusieurs fois à Berlin, joua dans la Principauté de Neuchâtel un rôle de premier plan si bien qu'il fut créé bourgeois d'honneur de Valangin, en 1831. Il fut élu Commissaire épiscopal en 1819, doyen en 1820. Il démissionna de sa charge de curé le 14 septembre 1842, tout en conservant ses fonctions de doyen. A partir de cette date, il resta néanmoins à Neuchâtel, aidant son successeur, un

[1] A. E. F., Papiers J.-J. Dey ; — Archives de l'Evêché de Fribourg (A. Ev. F.), *Liber Ordinationum*, II ; — *Status Cleri dioecesis Lausannensis et Genevensis ;* — Paul E. Martin : *Catalogue des Manuscrits de la Collection Gremaud* (Fribourg, 1811), p. VII-IX ; — P. A. Deillon : *Dictionnaire historique et statistique des paroisses catholiques du canton de Fribourg*, III, p. 75 ; V, p. 22, 75-77 ; IX, p. 54, 80 ; — Bibliothèque du Séminaire de Fribourg (B. S. F.), H 37, Brochures d'histoire ecclésiastique vaudoise : *Précis de la fondation d'une Eglise catholique à Lausanne* (Paris, 1836), p. 25-40 ; — Maxime Reymond : *La Paroisse de Notre-Dame de Lausanne* (Lausanne, 1935), p. 13 ; — A. d'Ammann : Article sur la famille *Dey* dans D. H. B. S.

[2] A noter très souvent l'orthographe *Aibischer*. L'intéressé lui-même signa de cette façon durant quelques années de sa vie.

[3] T. de Raemy : *L'émigration française dans le canton de Fribourg, 1789-1798* (Fribourg, 1935), p. 334 et suivantes.

autre Fribourgeois, l'abbé de Stœcklin, assurant la desservance de la chapelle du château de Gorgier, où se trouvait la famille de Pourtalès-Gorgier et s'appliquant avec soin à des travaux intellectuels. Le 10 août 1852, le doyen Aebischer fut frappé d'une attaque d'apoplexie, lors d'un passage à la cure de Lausanne, où il mourut le 18 août suivant. Il fut inhumé trois jours plus tard à Neuchâtel, dans le cimetière catholique, derrière le chœur de l'église qu'il avait construite et où l'on voit encore aujourd'hui l'emplacement de sa tombe [1].

M. Aebischer fut certainement l'un des membres les plus éminents du clergé de Suisse romande au XIX^me^ siècle. Plus brillant que M. Dey, il fut, comme celui-ci, un homme studieux, soucieux de répandre le goût de l'étude chez ses confrères. Il eut des démêlés héroïques avec l'Etat de Fribourg, notamment au sujet d'un article qu'il avait écrit dans *Le Véridique* en 1831, pour soutenir le P. Ferrand, Jésuite du collège St-Michel, dans une thèse à propos de l'origine divine du pouvoir [2].

« Le doyen Aebischer, dit l'un de ses contemporains, était un homme prudent et pratique. C'était le vrai type de l'ancien clergé lausannais. Il joignait à une solide piété sacerdotale une science profonde, une affabilité et une courtoisie parfaites. Ses manières étaient distinguées et, dans un salon comme à l'église, il était toujours digne, toujours à sa place : il se faisait respecter des grands et des petits. Il connaissait le prix du temps et l'on peut dire qu'en promenade et dans les voyages il ne perdait jamais une minute : il avait un calepin dans lequel il notait sur-le-champ toutes ses idées et tous les objets qui l'avaient frappé.

[1] Voici le texte de l'acte mortuaire des Registres paroissiaux de Neuchâtel : *L'an 1852, le 18 août, est mort à Lausanne, canton de Vaud, d'une attaque d'apoplexie : Joseph Aibischer, de Grenilles au canton de Fribourg, communier du Cerneux-Péquignot (Neuchâtel), âgé de 66 ans et domicilié à Neuchâtel, prêtre et doyen du clergé, représentant épiscopal, fils de feu Antoine Aibischer et de feue Marianne née Chavanaz sa femme, et le 21 du dit mois, il a été enterré dans le cimetière de l'église catholique, par le doyen du Landeron, curé Clerc. (Signé) : Stöcklin, curé.*

[2] Archives des paroisses de Neuchâtel et de Farvagny ; — *Kirchenzeitung*, 1852, p. 277, 285, 305-307 ; — A. Ev. F., *Liber Ordinationum*, II ; — *Status Cleri dioecesis Lausannensis et Genevensis ;* Dossier du décanat de St-Boniface, H. 18[1], 18[2] ; — E. Quartier la Tente : *Le canton de Neuchâtel* (Neuchâtel, 1898), 1^re^ série, II, p. 89-96 ; — P. Raboud : *La paroisse catholique romaine de Colombier* (Colombier, 1934), p. 14-22 ; — *Le Véridique*, 1831 ; — B. S. F., Brochures d'histoire ecclésiastique fribourgeoise, H 37 : *Mémoire justificatif adressé à l'opinion par le doyen Aebischer* (Neuchâtel, 1831), *Correspondance au sujet d'un Arrêté du Conseil d'Education de Fribourg* (Neuchâtel, 1836) ; — A. Raemy de Bertigny : *Mémoires pour servir à l'histoire du canton de Fribourg, op. cit.*, p. 184-191 ; — P. A. Deillon : *Dictionnaire historique et statistique des paroisses catholiques du canton de Fribourg*, VII, 225, XI, 96 ; — Article *Aebischer* dans D. H. B. S.

Aussi a-t-il laissé de nombreux écrits et des documents infiniment précieux pour l'histoire ecclésiastique du pays [1]. »

Les deux prêtres dont nous venons de donner la biographie étaient des hommes de culture et de talent. Ils allaient se révéler des hommes d'énergie en groupant autour d'eux, malgré les difficultés sans cesse renouvelées, l'élite du clergé diocésain pour la faire se consacrer à des travaux intellectuels et au besoin soutenir des initiatives hardies. C'est ce qui se réalisa dans les trois périodes d'activité de la « Petite Eglise ».

Ire période : 1810-1822

La première trace de l'existence dans le diocèse de Lausanne, plus particulièrement dans le canton de Fribourg, d'une Association cléricale, ayant pour but de susciter chez ses membres l'élaboration de travaux théologiques littéraires, historiques, culturels, se constate en 1810. A ce moment, M. Dey, tout jeune prêtre, était, depuis quelques mois, chapelain de Charmey. Il prit contact avec deux amis, l'abbé Pierre-Joseph Clerc [2], alors économe du Grand Séminaire de Fribourg, dont il devait devenir supérieur en 1826, et l'abbé Aebischer, qui venait d'être nommé chapelain de Sâles. Ces trois prêtres fondèrent une Association cléricale dite « Correspondance Ecclésiastique » dont le premier chef fut M. Dey [3].

Quels motifs avaient donc poussé M. Dey à prendre l'initiative d'un tel groupement et de tels travaux ? Son initiative s'explique par un besoin de culture qu'on éprouvait impérieusement à Fribourg à cette époque, tant dans le monde ecclésiastique que dans le monde laïque. On était en effet dans une période troublée, à quelques années de la Révolution française : les idées fausses jaillissaient un peu partout et, pour les combattre, on sentait non seulement le besoin d'affirmer le contraire, mais surtout la nécessité de se cultiver afin d'être mieux à même de construire.

[1] Ch. de Raemy : *Notice historique et statistique de la paroisse de Neuchâtel* (Neuchâtel, 1872).

[2] M. l'abbé Pierre-Joseph Clerc, de Grenilles, où il naquit le 19 août 1779, ordonné prêtre à Fribourg le 10 juin 1805, chapelain de Botterens 1805-1808, directeur économe 1808-1826, puis supérieur du Séminaire de Fribourg 1826-1842, membre de la Cour épiscopale 1826-1858, chapelain de Riaz 1842-1858, mort à Riaz le 13 juin 1858.

[3] A. E. F., *Papiers J.-J. Dey*, 67, 1, Lettre de M. Aebischer du 5 février 1844.

De plus, Fribourg se trouvait au point de vue professoral, si l'on peut dire, dans une situation délicate : Les Pères Jésuites du Collège St-Michel, qui après la suppression de leur Ordre par Clément XIV, en 1773, avaient continué à donner leurs cours comme prêtres séculiers, disparaissaient les uns après les autres, atteints par l'âge et la maladie. La Compagnie de Jésus n'était plus là pour former de nouveaux professeurs. Il fallait donc préparer des hommes du pays afin qu'ils fussent à même d'occuper les chaires du Collège à mesure qu'elles deviendraient vacantes. En 1793, le chanoine Fontaine devait à cet effet présenter un mémoire hardi dans lequel il prévoyait un plan fort ingénieux de réorganisation du Collège de Fribourg, en y ajoutant un projet extrêmement intéressant pour assurer la formation des futurs professeurs. Tout un système de bourses et de facilités aurait fonctionné pour procurer au pays des maîtres savants, pris non pas où il y avait de l'argent, mais dans les milieux où il y avait de la compétence, du talent et du mérite, quel qu'ait été l'état de fortune des bénéficiaires [1].

A la même époque, on souffrait également à Fribourg de l'absence d'une Haute Ecole. Fribourg n'avait que son Academie de droit, tandis que Bâle avait son Université, et Lausanne, Berne ainsi que Zurich, des Académies assez développées. On souffrait aussi, après la Révolution française, de la rupture avec les Ecoles de France et d'Italie. Alors que, auparavant, les Fribourgeois, tant ecclésiastiques que laïques, allaient souvent se former dans ces pays, les communications étaient, à cette date, coupées avec l'étranger, par suite des circonstances militaires et politiques [2].

Bref, le manque de culture se faisait sentir et risquait de produire de désastreux effets. Pour y remédier, on avait ouvert, en 1795, au Collège St-Michel, puis, en 1807, à la Neuveville, un Séminaire destiné aux clercs du diocèse. Ce n'était pas là toutefois une Ecole de théologie ; c'était tout au plus une maison de formation cléricale [3].

Plus tard, après 1818, le besoin de culture se fit encore plus grand dans le clergé séculier. Entre 1800 et 1818, à la suite des nécessités que nous venons de signaler, quelques membres du Clergé avaient pu se former tant bien que mal pour devenir professeurs au Collège

[1] A. E. F., G. S. 1729 ; — B. C. F., L. 92 ; — Bibliothèque économique de Fribourg, D 1611, 32, 18, Dr Berchtold : *Notice biographique sur le chanoine Fontaine*, p. XXI.

[2] Tobie de Raemy : *L'émigration française dans le canton de Fribourg*, 1789-1798, p. 375 et suivantes.

[3] H. Marmier : *Le Séminaire de Fribourg* (Fribourg, 1939), p. 17-34.

St-Michel. Mais à partir de 1818, les Pères Jésuites étant revenus à Fribourg, la possibilité de se consacrer à des études supérieures, même de théologie, était devenue fort précaire pour les prêtres séculiers, puisque ceux-ci n'avaient plus à enseigner, depuis que tous les cours, la théologie y comprise, se donnaient au Collège. Dès lors, souffrance pour le clergé séculier de n'avoir pas dans ses rangs des hommes assez cultivés, aptes à résoudre les problèmes que posait la situation du canton de Fribourg isolé au milieu des cantons protestants, aptes à remplir des postes comme ceux que l'on créait à ce moment dans les villes du canton de Vaud ou de la Principauté de Neuchâtel, où se fondaient de nouvelles paroisses. Souffrance aussi pour le clergé séculier de voir son prestige amoindri par son manque de culture qui le mettait dans un état d'infériorité soit en face des laïques, soit en face des membres du clergé régulier.

Toutes ces constatations préoccupaient divers ecclésiastiques fribourgeois, notamment MM. Dey et Aebischer, qui étaient hantés par l'idée d'insuffler à leurs confrères un désir de culture intellectuelle et aussi de donner au clergé diocésain un esprit de corps, dont on constatait l'absence à cette époque.

Si l'on veut résumer en quelques phrases les préoccupations des membres les plus éminents du clergé de l'époque, on n'a qu'à transcrire deux textes tirés de la correspondance de l'abbé Aebischer aux heures où il était le chef de la « Petite Eglise ».

Voici le premier de ces textes qui montre bien le désir de culture intellectuelle :

« Mon but dans l'établissement de notre Association a été de conserver un lien quelconque entre des prêtres zélés qui se seraient immanquablement perdus de vue et oubliés avec le temps et qui, seuls, isolés, auraient pu se décourager, se refroidir et ne plus s'occuper enfin qu'à se laisser vivre.

Mon but a été de nous instruire mutuellement, de répandre parmi le clergé des idées justes, de réveiller des pensées fines, de rendre les imaginations plus brillantes par la lecture et par l'étude ; ç'a été de développer de plus en plus notre intelligence, d'étendre nos connaissances, d'exercer notre jugement, de déposer nos préjugés, de polir notre langage, nos manières et nos mœurs, de nous mettre enfin au niveau de la civilisation actuelle pour la comprendre et nous en servir.

Et cela je l'ai entrepris dans l'unique but de rendre le vertueux Clergé de notre diocèse plus solidement instruit, plus judicieux, plus estimable aux yeux du monde, plus puissant par sa science, son éducation, sa conduite honorable, sa philosophie, son éloquence ; et cela pour la gloire de l'Eglise catholique, l'avantage de la société et le salut des âmes.

J'ai cru pouvoir atteindre plus ou moins ce but en établissant une Correspondance littéraire sous la direction d'un vieux prêtre [1] qui a exercé le ministère pastoral pendant 31 ans avec honneur, qui a consacré sa vie entière à l'étude, à la réflexion, qui a vu de près les différentes classes de la société depuis le paysan jusqu'au roi, qui a fait des voyages de long cours pour étudier les hommes et les choses, qui a été en relation avec des personnages haut placés, ou distingués par leur expérience et leur science. J'ai cru que notre Correspondance, qui ne coûte rien aux abonnés... et qui met en commun nos connaissances individuelles, nos lectures, nos méditations, nos travaux, était le moyen le plus sûr pour nous de sortir de l'enfance et de la routine, pour nous débarrasser des préjugés et former des hommes ayant la conscience d'eux-mêmes, de leurs droits et devoirs, des prêtres capables de faire honneur, sous tous les rapports, à l'Eglise et au Clergé séculier de notre diocèse [2]... »

Et voici un autre texte, de l'abbé Aebischer également, qui montre bien quel souci on avait de voir le clergé diocésain de Lausanne et Genève développer dans ses rangs un esprit de corps :

« ... Cependant, Messieurs, ce n'est qu'en nous connaissant que nous pouvons nous apprécier, nous utiliser mutuellement, former un faisceau de forces et devenir une armée redoutable aux ennemis de Dieu et de l'ordre social. Or, pour nous connaître, il faut nous voir, nous parler, nous écrire, former ou entretenir d'intimes et franches relations, comme le font les Pères Jésuites que nous pouvons prendre pour modèles en ceci comme en tant d'autres choses, et nos ennemis qui se connaissent et s'entendent si bien [3]... »

Voilà l'esprit de la « Petite Eglise ». Quelles en furent les réalisations au cours de la première période de son existence ?

Les membres de la « Correspondance Ecclésiastique » fondée en 1810 étaient donc des prêtres séculiers du diocèse de Lausanne qui s'engageaient à rédiger des travaux dans les domaines de la théologie, de l'histoire, de la littérature, etc. Ces membres, dont nous n'avons pu établir le nombre exact, mais au rang desquels figuraient, entre autres, outre le fondateur M. Dey et ses deux premiers collaborateurs, MM. Aebischer et Clerc, le futur Mgr Yenny, alors curé de Praroman, le curé Peiry, du Crêt, étaient groupés en plusieurs sections appelées tribus. Il y avait la tribu de St-Jacques, la tribu de St-André, etc. Chaque membre portait un nom pour le moins curieux dont il signait

[1] L'abbé Dey.

[2] B. S. F., M 1510, *Mélanges littéraires*, 1843, 1er mars, p. 71-72.

[3] B. C. F., Brochures Gremaud, 18, 10 : *Esprit du Clergé catholique romain de la Suisse française*, op. cit.

tous ses travaux. Il y avait Naham, Belsam, Mesphar. Saraïas était le nom de l'abbé Aebischer ; l'abbé Peiry, curé du Crêt, s'appelait Mardochaï ; Mgr Yenny, qui, en tout cas avant son élévation à l'épiscopat en 1815, faisait partie de la « Correspondance Ecclésiastique », signait Phinéas. Tous ces noms étaient tirés du Livre d'Esdras [1] : c'étaient les noms des chefs de groupes qui ramenèrent les Israélites de la captivité de Babylone à Jérusalem. La « Correspondance Ecclésiastique » avait à sa tête un Recteur qu'on nomma aussi Prieur. L'abbé Dey fut le premier recteur, l'abbé Aebischer lui succéda.

Le travail des membres de cette « Correspondance Ecclésiastique » — du moins vers 1818 — semble avoir été organisé de la façon suivante. L'un des correspondants était-il chargé de présenter une étude de théologie, de littérature, d'histoire ou d'autres matières encore, sa thèse écrite était mise en circulation et chacun des confrères de la tribu — à cette époque il y avait neuf tribus, probablement réparties suivant les disciplines dont on s'occupait — étudiait le document et faisait par écrit ses remarques.

A ce moment intervenait l'action du chef de la tribu qui collationnait les remarques et faisait un résumé de l'étude générale et des remarques, à l'usage de tous les membres de la « Correspondance Ecclésiastique », résumé qui était, lui aussi, mis en circulation [2].

A l'origine, ce résumé était écrit à la main. Il en existe encore un exemplaire, datant de 1818, dans les Brochures de la Collection Gremaud de la Bibliothèque cantonale de Fribourg [3]. Comme tous les autres, ce résumé est intitulé *Mélanges Ecclésiastiques ;* il porte le N° 5. Ce numéro était-il le cinquième numéro de l'année ou appartenait-il à la cinquième tribu : il est difficile d'éclaircir le problème.

Son contenu néanmoins est fort intéressant : il s'ouvre par une excellente étude pratique sur l'éducation à la vie religieuse dans le diocèse de Lausanne et Genève ; puis vient une monographie fort bien faite sur l'enseignement mutuel dont on parlait beaucoup à cette époque et auquel, avec raison, les membres de la « Petite Eglise »

[1] Esdras, II, 2.

[2] A. E. F., *Papiers J.-J. Dey*, 67, 1, Correspondance de M. Aebischer, notamment lettres des 27 août 1817, 18 novembre 1818, 30 décembre 1818, 28 janvier 1819, 1er avril 1819, 2 juillet 1819. — Correspondance de Mgr Yenny, notamment du 13 juillet 1814, 22 juillet 1814. — *Dossier Clerc :* N° 5, lettre de M. Clerc à M. Duc, chanoine et curé d'Estavayer-le-Lac ; N° 42 et suivants : Lettres de M. Aebischer.

[3] B. C. F., Brochures Gremaud, 59, 27.

montraient de la sympathie ; il se termine par des fragments commentés des Constitutions synodales de Georges de Saluces, publiées à Lyon en 1494 par Aymon de Montfaucon.

Comme on peut bien se le représenter, le système de transmission par feuilles manuscrites devait être fort lent. Il en résultait des retards considérables. Aussi M. Aebischer proposa-t-il en 1818 de faire polygraphier les résumés. C'est à ce moment-là que la « Correspondance Ecclésiastique » rencontra des difficultés et qu'elle commença à vaciller.

A M. Aebischer qui lui avait demandé l'autorisation de faire imprimer les résumés, Mgr Yenny répondit affirmativement, sous réserve de la remise préventive de chaque document à l'Evêché. Aussi M. Aebischer fit-il, dès le début de janvier 1819, parvenir à Mgr Yenny, par l'entremise de M. Dey, l'épreuve d'un premier résumé imprimé. Cette épreuve, qui se trouve actuellement aux Archives de l'Evêché de Fribourg [1], avait été rédigée par M. Peiry, curé du Crêt, alias Mardochaï, et n'avait rien de compromettant. Elle contenait simplement un travail historique intitulé : *De quelques usages pendant la Semaine Sainte.* Elle se terminait par ce message bien intéressant de M. Aebischer, alias Saraïas, à ses confrères de la « Petite Eglise ».

Vénéré Confrère,

C'est dans le double but, d'encourager la Correspondance et de donner un modèle de *résumé* aux Tribus, que j'ai fait imprimer avec la permission de △ [2], ce numéro rédigé par le vénérable Mardochaï. Veuillez l'agréer, Monsieur, comme une marque de dévouement de celui qui est disposé à faire bien d'autres sacrifices pour une correspondance qui existera et qui deviendra de plus en plus intéressante, si nous nous rappelons qu'il n'y a que les efforts, la constance et le temps qui peuvent créer et consolider les institutions humaines ; si nous nous rappelons que notre force dépend essentiellement de notre union et si nous sommes convaincus d'une vérité plus évidente aujourd'hui que jamais, qui est que nous n'obtiendrons l'estime et le respect de tous que par nos vertus, notre zèle et notre sérieux.

J'ai l'honneur d'être, avec la plus haute considération,

Vénérable Confrère,

Votre très humble et affectueux serviteur,

Saraïas,

Recteur.

[1] A. Ev. F., Dossier du décanat de St-Boniface, II, L^1, 6^1, 6^2.

[2] △ signifiait Evêque, selon une abréviation qui revient souvent dans les travaux et les lettres des membres de la « Petite Eglise » à cette époque.

Que se passa-t-il à la suite de la remise de l'épreuve des premiers « Mélanges Ecclésiastiques » imprimés ? On ne peut le dire exactement. Mais on trouve, toujours aux Archives de l'Evêché de Fribourg, une lettre datée du 21 janvier 1819, dans laquelle M. Aebischer, écrivant à Mgr Yenny, déclare n'avoir pas reçu de réponse à la remise de l'épreuve [1].

Après ce rappel, l'Evêque répondit négativement. Entre temps, de sourdes critiques avaient dû empêcher Mgr Yenny de donner son autorisation. Une lettre de M. Aebischer, écrite le 28 janvier à son ami Dey, laisse percevoir le genre de difficultés qui avaient surgi. Voici un fragment de cette lettre :

« ... Je ne suis content ni de sa réponse (de Mgr Yenny), ni de la vôtre ; elles me prouvent que ma demande n'a pas été saisie dans son sens ou qu'on est peu disposé à favoriser une petite Société d'amis, dévoués à la religion, à leurs devoirs et à leur Evêque, dont le seul tort serait de n'être pas composée de moines étrangers. Il ne s'agit pas ici de donner un ouvrage au grand jour, ni de répandre nos résumés dans le public. Il s'agit simplement qu'au lieu de m'obliger de faire quinze copies de ce petit résumé pour les faire passer aux membres de la « Correspondance Ecclésiastique », on me permette de le faire imprimer à mes frais... Allez dire cela de suite à l'Evêque et écrivez-moi sa réponse ; car ce retard dérange déjà notre « Correspondance Ecclésiastique ». Nous ne voulons vendre ni la religion, ni l'Etat. Il me semble qu'on devrait assez me connaître pour se fier à ma parole et pour user de quelque indulgence envers celui qui abrège ses jours en les sacrifiant au bien public [2]... »

Qu'y avait-il exactement ?

Lorsqu'on met cet épisode dans le cadre de l'époque, il semble que les hésitations, puis le refus de Mgr Yenny viennent de ce que, du dehors, on interprétait l'activité de la « Correspondance Ecclésiastique » comme irrégulière, voire secrète, et opposée au bon ordre. Les lettres échangées entre MM. Dey et Aebischer laissent bien entendre que les dirigeants, malgré leur dévouement à la cause catholique et leur respect de l'Autorité ecclésiastique, étaient soupçonnés. Peut-être est-ce leur attitude en face de l'enseignement mutuel, attitude dont nous venons de voir un exemple dans le N° 5 des « Mélanges Ecclésiastiques » de 1818, qui souleva l'animosité de quelques-uns contre la « Petite Eglise » ? Car il faut savoir que les Pères Jésuites et leurs

[1] A. Ev. F., Dossier du Décanat de St-Boniface, II, L^1, 6^3.

[2] A. E. F., *Papiers J.-J. Dey* : 67, 1, Lettre de M. Aebischer du 28 janvier 1819.

amis de Suisse et de l'étranger étaient ennemis déclarés de l'enseignement mutuel et qu'ils réussirent en 1823 à le faire supprimer à Fribourg, par le Conseil d'Etat, malgré les rapports les plus favorables des hommes compétents en la matière [1]. Comme la « Petite Eglise » disait clairement sa pensée au sujet de l'enseignement mutuel, ne donna-t-elle pas prise à des suspicions ? C'est une supposition qui mérite peut-être quelque attention.

En tous cas, on doit affirmer hautement qu'aucun document ne laisse une preuve, ni même un indice du mauvais esprit dont auraient fait montre les membres de la « Correspondance Ecclésiastique ». Au contraire, MM. Dey et Aebischer étaient en excellents termes avec Mgr Yenny, qui, du reste, avait travaillé lui-même pour la « Correspondance » [2]. Toutefois ce dernier, par mesure de prudence, il faut le croire, demanda aux dirigeants de renoncer à publier leurs travaux afin de couper court à toute agitation. L'Evêque, que sa belle intelligence devait pourtant incliner vers la « Petite Eglise », cédait à l'opportunisme afin de conserver la paix.

D'ailleurs l'hostilité de quelques-uns et l'attitude de Mgr Yenny en cette année 1819 ne furent pas les seules difficultés que rencontra la « Correspondance Ecclésiastique » dans sa première période. Il semble, à en juger par le contenu d'une lettre adressée le 2 juillet 1819 à M. Dey par M. Aebischer [3], qu'à la suite d'une certaine apathie des membres de l'Association, les travaux se faisaient plus rares, des feuilles se perdaient, des courriers étaient retardés, etc.

Bref, la « Petite Eglise » souffrant de toutes sortes d'assauts, MM. Dey et Aebischer envisagèrent alors un instant d'organiser la « Correspondance » d'une autre façon : elle serait devenue le Bulletin d'une Congrégation diocésaine de prêtres reconnus par l'Eglise ; mais leur projet n'aboutit pas [4]. Aussi, suite des contradictions et des incom-

[1] Sur la question de l'enseignement mutuel et sa suppression à Fribourg, voir Louis Sudan : *L'école primaire fribourgeoise sous la Restauration, 1814-1830* (Paris, 1934), notamment p. 48-63, 181-202, 219-261, 281-350 ; — Léon Veuthey : *Un grand éducateur, Le Père Girard* (Paris, 1934), p. 118-202 ; — G. Castella : *Histoire du canton de Fribourg* (Fribourg, 1922), p. 496-497, 597-599 ; — Dubois-Bergeron : *La vérité sur l'enseignement mutuel* (Paris, 1821), p. 9 ; Oct. Gréard : *Education et instruction* (Paris, 1910), p. 37.

[2] A. E. F., *Papiers J.-J. Dey*, 68, Lettre de Mgr Yenny du 15 mars 1814, II, 14.

[3] A. E. F., *Papiers J.-J. Dey*, 67, 1.

[4] A. E. F., *Papiers J.-J. Dey*, 67, 1, Lettres de M. Aebischer des 1er avril 1819, 2 juillet 1819.

préhensions, plus encore que de la négligence, la « Correspondance Ecclésiastique » s'éteignit vers 1822, semble-t-il, après douze ans d'existence environ. Toutefois, l'ardeur de ses chefs n'était pas épuisée : l'Association allait ressusciter quelques années plus tard, plus vigoureuse, plus fortement organisée aussi.

Avant de passer à la deuxième phase de l'activité de la « Correspondance Ecclésiastique », il faut parler ici d'une action hors programme — le développement du Grand Séminaire et la création du Petit Séminaire de Fribourg — à laquelle collaborèrent, sinon les associés comme tels, du moins la plupart des membres de la « Petite Eglise » individuellement. Cette action, qui s'étendit sur les deux premières périodes de l'Association, correspond si bien aux objectifs des fondateurs et de leurs collaborateurs qu'elle doit être traitée comme une action parallèle et qu'il faut en mentionner ici la réalisation.

Ce qu'ambitionnait au premier chef MM. Dey et Aebischer, c'était, on l'a vu, de rendre le clergé séculier du diocèse de Lausanne et Genève plus cultivé et plus à même d'être de son temps, plus soucieux également de maintenir dans ses rangs un esprit de corps. Pour y parvenir avec les clercs déjà en activité, on avait fondé la « Correspondance Ecclésiastique » ; pour y tendre plus sûrement et plus intensément avec les futurs prêtres, il fallait mieux organiser encore la formation des collégiens et des séminaristes se destinant à entrer dans le clergé diocésain. Il y eut alors en faveur de cette seconde tâche toute une action, au travers de laquelle les noms des membres de la « Petite Eglise » reviennent constamment.

On sait qu'en 1807 s'était rouvert à Fribourg, à la Neuveville, le Séminaire qui avait eu, de 1795 à 1798, un commencement d'existence au Collège St-Michel. Ce Séminaire de la Neuveville n'était comparable que de loin à ce qu'on demande aujourd'hui d'un Grand Séminaire diocésain. Il n'y avait là-bas que les chambres des séminaristes et les locaux nécessaires aux exercices de piété. Les cours de théologie se donnaient au Collège St-Michel, et deux fois par jour, pour s'y rendre, les étudiants montaient la rampe qui les séparait de cet établissement. Chaque élève était tenu de passer deux ans au Séminaire ; toutefois, les cours de théologie étaient répartis sur trois années. Il en résultait cet inconvénient que quelques élèves faisaient leur Séminaire durant leurs deux premières années de théologie, tandis que d'autres mettaient un intervalle plus ou moins long entre la première et la deuxième partie

de leur séjour dans la maison ; ils tâchaient de trouver entre temps un précepteurat dans quelque famille fortunée de Fribourg, ce qui leur permettait de jouir d'une pension gratuite.

On voit d'ici les inconvénients du système. Aussi les membres influents du clergé travaillèrent-ils dès 1808 — les rapports en font foi [1] — à une meilleure organisation de la formation cléricale. Leurs objectifs, quant aux études supérieures, furent :

1° d'amener à quatre les années de théologie à suivre par les futurs prêtres, comme cela s'était pratiqué du reste avant 1773 ;

2° de faire résider tous les futurs prêtres au Séminaire pendant le cours complet de leurs études théologiques.

Ces deux objectifs furent atteints graduellement [2] : en 1825, Mgr Yenny exigeait que les clercs de son diocèse fissent quatre ans d'étude de théologie ; en 1827, le Séminaire, ayant été transféré au Varis, l'obligation d'y séjourner quatre années fut décidée [3].

Ces progrès de l'enseignement clérical proprement dit n'étaient qu'un des aspects du problème dont se préoccupaient MM. Dey et Aebischer avec quelques autres confrères. Il y en avait un autre qui, à leurs yeux, revêtait une importance plus grande encore : c'était celui d'assurer le recrutement et le développement normal des vocations ecclésiastiques.

A cet égard, la situation était assez complexe dans le premier quart du XIX^me^ siècle. On sait que le Collège St-Michel existait avec son cycle complet d'études classiques. Mais, à côté, il n'y avait guère de pensionnat où les jeunes étudiants venus de la campagne ou des petites villes fribourgeoises pussent trouver un gîte. De 1784 à 1795, il y avait bien eu au Collège St-Michel un Internat, installé dans l'aile sud de la maison, mais après avoir été supprimé en 1795, il n'avait pas été remplacé. Par ailleurs le pensionnat, créé à côté du Séminaire après 1827, n'était accessible qu'aux fils de familles fortunées, principalement françaises. Aussi les jeunes élèves du canton de Fribourg étaient-ils contraints, par la force des choses, de se loger dans les familles de la ville ; il en résultait de nombreuses difficultés, tant d'ordre matériel que spirituel et moral.

[1] Archives du Séminaire de Fribourg (A. S. F.), *Mémoires de M. Baur du 8 mars 1810*, etc.

[2] A. Ev. F., Dossier Séminaires ; — H. Marmier : *Le Séminaire de Fribourg*, *op. cit.*, p. 25-30, 41.

[3] Toutefois certains accommodements avec cette règle furent tolérés jusqu'en 1857 (Cf. H. Marmier : *Le Séminaire de Fribourg*, op. cit., p. 49-50, 63.)

Par ailleurs, aucun prêtre séculier n'avait de contact direct et permanent avec les jeunes étudiants fribourgeois venus au Collège St-Michel dans le but d'entrer ensuite dans le clergé diocésain ; le contact réalisé dans les cours était relatif et factice ; d'ailleurs, pour peu qu'il existât, il devait disparaître après 1818, les Pères Jésuites ayant repris l'enseignement à Fribourg. Il s'ensuivit que l'influence et les exemples des membres de la Compagnie de Jésus étant prépondérants, la plupart des enfants du pays qui se destinaient à l'état ecclésiastique s'en allaient vers les scolasticats et les noviciats de cet Ordre. On constatait même une pénurie dans le recrutement des prêtres séculiers.

Aussi les abbés Gottofrey[1], Clerc, Dey et Aebischer, qui, avec d'autres confrères, avaient saisi le problème, travaillèrent-ils dès 1810 à la création à Fribourg d'un Petit Séminaire. Il y eut quelques testaments et quelques dons faits dans ce but. Mais en attendant que la réalisation pût être obtenue, on fonda une pension qui fut confiée à l'un des prêtres de l'église de Notre-Dame, le chanoine Möhr, chez qui, désormais, se réunirent les futurs séminaristes du diocèse. C'était en 1820.

Enfin, en 1837, Mgr Yenny, cédant aux instances de plus en plus répétées des membres de son clergé, résolut de passer aux actes. Il décida la création d'un Petit Séminaire à Fribourg. En date du 9 juillet 1838, il obtint du Conseil d'Etat l'autorisation d'acquérir la maison Sterroz, N° 214 de la rue de Morat, pour y fonder un pensionnat destiné spécialement aux jeunes gens fréquentant le Collège St-Michel, qui seraient désireux d'embrasser la carrière ecclésiastique dans le clergé séculier. Les frais considérables qu'exigeait cette entreprise engagèrent l'Evêque à organiser une souscription à laquelle le Conseil d'Etat, sur la proposition de sa Commission des Finances, voulut bien s'inscrire pour 800 fr. La maison s'ouvrit en janvier 1839.

Sa vie fut de courte durée. Le Petit Séminaire eut à subir des assauts de tous genres, depuis celui des difficultés financières jusqu'à celui des opposants de la « Petite Eglise », tant et si bien que, presque en arrivant sur le trône épiscopal, Mgr Marilley dut mettre en vente,

[1] Mgr Pierre-Etienne-Joseph Gottofrey, d'Echallens, où il naquit le 8 mai 1752, ordonné prêtre à Fribourg le 1er juin 1776, secrétaire épiscopal, puis vicaire général, puis directeur de la Maison de Retraites de Fribourg 1790-1807, directeur 1807-1810, puis supérieur du Grand Séminaire de Fribourg 1810-1826, mort à Fribourg le 20 juillet 1826.

en 1847, la maison de la rue de Morat. Elle fut adjugée en mise publique aux Frères de Marie, qui depuis 1838 avaient ouvert une Ecole primaire à Fribourg [1]. Une bonne partie de l'histoire du Petit Séminaire de Fribourg se trouve d'ailleurs consignée dans l'un des très intéressants travaux publiés par la « Petite Eglise » [2] au cours des années 1840 à 1842.

Par le développement du Grand Séminaire, par la création d'abord d'une pension cléricale, puis d'un Petit Séminaire, les membres de la « Petite Eglise » — car c'étaient eux surtout qui avaient agi — avaient bien mérité du diocèse. Ils avaient incontestablement assuré un meilleur recrutement et une meilleure culture du clergé séculier. On ne tarda pas à s'en apercevoir, ne fût-ce que par l'activité particulièrement intense et brillante qui allait caractériser la deuxième période de travail de la « Petite Eglise ».

IIme période : 1833-1839

Après les déconvenues des années 1819 à 1822, l'abbé Aebischer qui, dès 1820, était devenu doyen du clergé de la Principauté de Neuchâtel [3], n'avait jamais renoncé à la perspective de grouper à nouveau ses confrères pour les faire participer à des travaux scientifiques sérieux. Lui-même continuait à travailler. Il entretenait en particulier avec son cousin Clerc, devenu Supérieur du Séminaire de Fribourg en 1826, et avec son ami Dey qui entre temps avait quitté le Collège St-Michel, — puisque les Pères Jésuites y étaient rentrés — une correspondance fort intéressante qui montre assez la belle culture de ces hommes et aussi leur intelligence des nécessités de la vie pastorale [4].

Aussi en 1833, dix ans environ après la disparition de la « Correspondance Ecclésiastique », le doyen Aebischer prit-il l'initiative de constituer une nouvelle Association cléricale, à laquelle on donna le nom de « Grande Association ». Cette nouvelle phase de la « Petite Eglise » nous est mieux connue, bien que les fondateurs, pour éviter

[1] A. Ev. F., Dossier Séminaires ; — H. Marmier : *Le Séminaire de Fribourg, op. cit.*, p. 42-43.

[2] B. S. F., J. P. Chassot : *Le Petit Séminaire de Fribourg* dans *Mélanges littéraires* (M 1510), 1840, p. 213 ; 1841, p. 43, 143 ; 1842, 1er juillet, p. 15 ; 1er novembre, p. 42, 105.

[3] A. Ev. F., Dossier du Décanat de St-Boniface, II, H, 18^1, 18^2.

[4] A. E. F., *Papiers J.-J. Dey*, 67, 1, Lettres de M. Aebischer ; — Dossier : Correspondance de M. Clerc.

les manœuvres injustes qui avaient été si nocives à la première « Correspondance Ecclésiastique », eussent fait de cette « Grande Association » une société sur laquelle chaque membre s'engageait à maintenir le secret, qui fut, du reste, bien gardé. Ce secret, les fondateurs le voulurent non point parce qu'ils complotaient contre qui que ce fût — l'Evêque était au courant de leurs travaux — mais parce qu'ils craignaient les intrigues qui leur avaient fait tant de tort la première fois [1].

Cette « Grande Association » devait vivre de 1833 à 1839. Elle compta jusqu'à 75 membres et eut dans ses rangs, aux côtés du fondateur, des hommes de réelle valeur. Mais, caractéristique à souligner, alors que la première Association n'avait compris comme membres que des prêtres de Fribourg et de la Principauté de Neuchâtel, dans la seconde on en trouve aussi du canton de Vaud ; par contre, aucun ecclésiastique de Genève n'en fit partie, bien que ce dernier canton fût, depuis 1819, rattaché au diocèse de Lausanne. M. Dey, pourtant si actif dans la « Correspondance Ecclésiastique », ne donna jamais son nom à la « Grande Association [2] ».

Voici d'ailleurs, groupés par districts, les noms des prêtres [3] qui furent membre de la « Grande Association » fondée en 1833.

District de Fribourg : MM. Clerc, supérieur du Séminaire. — Fontana, archidiacre, chancelier. — Aeby, curé de ville. — Fournier, professeur. — Bourqui, professeur. — Esseiva, de Montorge. — Perroulaz, secrétaire de l'Evêché. — Kilchœr, chanoine de St-Nicolas. Sallin, chanoine de Notre-Dame. — Aeby, coadjuteur. — Aeby, Jean, abbé. — Marilley, directeur du Séminaire. — de Stöcklin, coadjuteur. — Gottofrey, abbé. — Sansonnens, curé de Belfaux. — Pernet, curé de Prez. — Mottas, curé de Courtion. — Longchamp, curé de Villarepos. — Currat, curé d'Autigny. — Gumy, curé d'Arconciel.

[1] Les principales sources de l'histoire de cette deuxième phase de la « Petite Eglise » sont les suivantes : A. S. F., *Programme constitutif de l'Association Ecclésiastique des Prêtres séculiers du diocèse de Lausanne et Genève, 1833 ; — Règlements organiques de l'Association Ecclésiastique des Prêtres séculiers du diocèse de Lausanne et Genève, 1833 ;* — B. C. F., Brochures Gremaud, 18, 10 : *Esprit du Clergé catholique romain de la Suisse française* (Neuchâtel, 1851) ; — *Kirchenzeitung*, 1852, p. 305.

[2] A. E. F., *Papiers J.-J. Dey*, 67, 1, Lettre de M. Aebischer du 5 février 1844, Réponse de M. Dey du 9 février 1844.

[3] Cette liste est conforme à l'état de résidence des membres en 1838.

District allemand : MM. Bertschy, curé de Guin. — Zbinden, curé de Tavel. — Jendly, curé de Bœsingen. — Wæber, chapelain d'Alterswyl. — Bæchler, curé de Wünnewyl. — Corminbœuf, vicaire à Chevrilles.

District d'Estavayer-le-Lac : MM. Chaney, chanoine. — Gavinet, chanoine. — Bielmann, curé de Font. — Pittet, curé de Montet. — Barbey, curé de Cugy. — Sérasset, curé de Rueyres-les-Prés.

District de Bulle : MM. Blanc, curé d'Echallens. — Thorin, chapelain à Sorens. — Crausaz, curé de Bulle. — Villard, curé de Vuippens. — Perritaz, curé de La Tour-de-Trême.

District de Gruyère : MM. Folly, curé de Gruyères. — Reynaud, curé de Cerniat. — Currat, curé de Lessoc. — Scherly, curé de Villars-sous-Mont. — Hubert Dey, curé de Charmey.

District de Romont : MM. Bersier, curé de Berlens. — Gatham, curé de Villaz-St-Pierre. — Robadey, chanoine de Romont. — J.-A. Wuilleret, chanoine de Romont. — Chavin, curé de Châtonnaye. — Champmartin, curé de Mézières.

District de Rue : MM. Peiry, curé du Crêt. — Dosson, curé de St-Martin. — Minguely, curé de Rue. — Caille, vicaire au Crêt. — Villard, curé de Porsel.

District de Châtel-St-Denis : MM. Hayoz, prieur de Semsales. — Michel, professeur à Châtel.

District de Corbières : MM. Moullet, curé de La Roche. — Paradis, curé d'Hauteville.

District de Farvagny : MM. Grand, curé d'Orsonnens. — Boaney, curé d'Estavayer-le-Gibloux. — Margueron, curé d'Avry. — Caille, curé de Farvagny. — Gobbet, vicaire à Farvagny.

District de Surpierre : M. Moret, curé de Ménières. — Mottet, curé de Fétigny.

District de Dompierre : MM. Pignolet, curé de Domdidier. — Joye, curé de Dompierre. — Reynaud, curé de Tours.

District de Neuchâtel : MM. Aebischer, curé de Neuchâtel. — Corboud, curé de Cressier. — Coquet, curé de Cerneux-Péquignot.

District de Vaud : MM. Martin, curé d'Assens. — Reidhaar, curé de Lausanne. — Sublet, curé de Vevey.

La « Grande Association » de 1833 était beaucoup mieux organisée que la « Correspondance Ecclésiastique » de 1810. Tout était réglé par

deux documents : le *Programme Constitutif* et les *Règlements organiques*, dont les originaux se trouvent aux Archives du Grand Séminaire de Fribourg.

Le *Programme Constitutif* s'ouvre par un préambule qui, à lui seul, dit bien l'esprit de l'Association et le genre de travaux auxquels s'engageaient ses membres. Voici les termes de ce préambule :

Programme Constitutif d'une Association de prêtres séculiers du diocèse de Lausanne et Genève, qui désirent se maintenir dans l'esprit de leur état, dans l'amour et l'étude des sciences sacrées et profanes, se communiquer leur expérience dans le saint ministère, ainsi que les nouvelles du jour qui peuvent avoir rapport à la religion, à la morale publique et à l'instruction des peuples ; et cela afin qu'ils puissent travailler avec plus d'ensemble et de succès à l'édification de l'Eglise de Jésus-Christ, à leur propre salut et à celui du prochain.

Ce préambule est suivi de 18 articles traitant successivement de l'organisation de la « Grande Association », de sa hiérarchie, de ses membres, de ses finances, du secret promis, etc. Le *Programme Constitutif* se termine par deux pages intitulées : « Signes de Convention et Manière énigmatique d'écrire entre associés. » Ces deux pages ne sont autres que le code d'un alphabet secret qui devait servir entre les membres de la « Petite Eglise », non point parce qu'ils désiraient comploter contre qui que ce fût, nous l'avons vu, mais parce qu'ils entendaient demeurer à l'abri des indiscrétions. Voici ce code :

On est convenu dans l'Association ecclésiastique d'écrire en chiffres les choses absolument secrètes ou certains noms qu'on ne voudrait pas qui fussent connus des profanes, si quelques-uns de nos papiers venaient à s'égarer. Or, voici de quelle manière nous procédons pour écrire en chiffres, ou pour lire cette écriture hiéroglyphique : on se sert du Bréviaire de Lausanne, et on commence par indiquer dans quel volume du Bréviaire on a pris ses chiffres. Si c'est dans la partie d'hiver, on met un grand H. qui veut dire *Hiemalis ;* si c'est dans le volume d'été, on met Æ. qui veut dire *Æstiva ;* si c'est dans celui d'automne, on met A., *Automnalis*, etc. On indique ensuite la page du volume dont on se sert : par exemple 79 ; après cela, on indique par un chiffre, qu'on souligne, la ligne où l'on veut prendre ses lettres ; par exemple, si c'est la seconde, on met $\underline{2}$, si c'est la 4^{me}, on met $\underline{4}$. Enfin, on indique, par des chiffres, les lettres que l'on prend, selon leur rang dans la ligne indiquée. Par exemple : je suppose que je veuille écrire « Lausanne » en chiffres, pour que les seuls associés puissent lire ce mot, je l'écris de la manière suivante :

A. 79. $\underline{1}$. 1. 2. 3. 13. 5. 15. 7. explication : l'A. signifie que j'ai pris mes lettres indiquées par des chiffres, *in parte automnali* de notre Bréviaire. Le chiffre 79 veut dire que j'ai pris mes lettres à la *page 79*.

Le chiffre 1 souligné veut dire que j'ai pris ces lettres à la première ligne *Laudate eum in sono tubae.* Les chiffres qui suivent 1. 2. 3. signifient que j'ai pris la première, la seconde, la troisième lettre de cette ligne, qui sont : L, a, u, la 13me lettre est une s, la 5me un a, la 15me est une n, la 7me est un e. Or, toutes ces lettres réunies font bien « Lausanne », mot que j'ai voulu écrire.

On ne doit se servir pour écrire d'après notre méthode que des pages de notre Bréviaire qui sont marquées de chiffres arabes 1. 2. 3, etc.

Comme les pages de notre Bréviaire ont deux colonnes, on ne doit jamais prendre ses lettres que dans la première colonne à gauche de la page indiquée.

On doit compter les lignes comme dans les imprimeries, c'est-à-dire dès qu'il y a *une lettre* ou *deux* sur une nouvelle ligne, cela compte pour une ligne ; par exemple : à la page 508, *in parte automnali* de notre Bréviaire, colonne *première :* « Hic flemus patriis finibus », il y a 36 lignes, 8 æ, œ, ne comptent que pour une lettre, mais les doubles consonnes *ct, dt,* comptent pour deux ; par exemple : dans *Sanctus* il y a donc 7 lettres.

Comme il y a fort peu d'y en latin, on peut suppléer à cette lettre par un simple *i* ou par *j.*

Lorsqu'on écrit en chiffres, il faut tirer une petite ligne entre les mots pour les séparer, sans cela on ne pourrait pas lire. Par exemple : supposons que j'écrive en chiffres : *Nous sommes trahis,* je dois le faire de cette manière :

A. 232. 3. 5. 6. 12. 11. — 10. 9. 13. 13. 2. 10. — 14. 18. 19. 4. 2. 5. 5. 6.

Nous sommes convenus que nous nous servirons encore dans nos écrits de hiéroglyphes proprement dits, pour signifier différentes choses. Or, voici tous ces hiéroglyphes avec leur signification :

△	signifie Evêque	+	signifie Curé
▽	Gouvernement	V	Vicaire
⅃	Conseil d'Etat	Λ	Chapelain
⅃	Conseiller d'Etat	O	Régent d'école
T	Grand Conseil	e	Ecole
⁘	Député	m	Ecole moyenne
y	Avoyer	∞	Associat. ecclésiastique
◊	Préfet	⊙	Associé
□	Syndic	·⁘·	Présid. d'un dist. de l'∞
i	Juge	⊹	Chef d'un Bureau de l'∞
L	Juge d'appel	⋿	Catholique
·⊖·	Juge de paix	⋿	Protestant
·×·	Présid. d'un Trib. de dist.	H	Mômier
S	Greffier	¥	Ministre protestant.

Le *Programme Constitutif* annonçait, à son dernier article, que des *Règlements organiques* seraient institués « pour régulariser l'étendue et la durée des pouvoirs, la marche de la correspondance et les devoirs de chaque sociétaire, conformément à la présente Constitution qui est mise sous la protection spéciale de la Bienheureuse Vierge Marie, Mère de Jésus, notre divin Maître, et sous celle des Bienheureux Apôtres Pierre et Paul »[1]. A la lumière de ces *Règlements* et de quelques documents retrouvés ici ou là, il est possible de se faire une idée de l'organisation et de l'activité de cette deuxième phase de la « Petite Eglise ».

L'Association était divisée en districts[2] et en bureaux[3]. Les districts, au nombre de 14 — au moins au cours de la belle période de l'Association — correspondaient aux préfectures civiles du canton de Fribourg ; la Principauté de Neuchâtel et le canton de Vaud formaient chacun un district. Sous le nom de bureaux, les associés étaient groupés selon les disciplines (théologie, droit, histoire, etc.) qui avaient leurs préférences. Cette division en districts, selon la résidence de chaque membre, et en bureaux, selon leurs aptitudes intellectuelles, avait été instituée en vue des travaux à fournir.

L'Association avait une double activité :

1° Elle faisait circuler entre ses membres une *Gazette Ecclésiastique*[4] qui était en somme un Journal, fait du résumé des rapports envoyés tous les trois mois par les membres de chaque district, sur les nouveautés du siècle, les initiatives prises dans le monde ecclésiastique, dans le monde civil, dans les sciences, etc. Tous ces rapports étaient revus et corrigés par un Comité de rédaction chargé de rédiger la *Gazette Ecclésiastique*, qui était mise ensuite en circulation. La rédaction et l'acheminement de la *Gazette Ecclésiastique* étaient la raison d'être du groupement des membres de la « Petite Eglise » par district.

2° Par ailleurs, la « Grande Association » organisait un travail scientifique proprement dit ; c'est dans ce but que les Associés étaient groupés, suivant leurs compétences, en bureaux chargés de traiter des diverses disciplines[5].

[1] *Programme constitutif*, art. 18.
[2] *Règlements organiques*, § 72.
[3] *Règlements organiques*, § 73.
[4] *Règlements organiques*, § 72, Nos 5, 6 et 7.
[5] *Règlements organiques*, § 73.

Il y avait huit bureaux. C'étaient : 1° celui du dogme et de la liturgie, — 2° celui de la morale et de la pastorale, — 3° celui du droit et de la discipline ecclésiastique, — 4° celui des sciences, — 5° celui de l'histoire, — 6° celui de la rédaction, — 7° celui de la consultation, — 8° celui des finances [1].

Le Recteur de la « Grande Association », qui fut au début le doyen Aebischer de Neuchâtel, puis plus tard le doyen Chaney d'Estavayer-le-Lac, devait désigner un chef pour chaque bureau. Ceux-ci étaient formés de membres désignés par le Recteur ; mais tout sociétaire, après un certain temps d'appartenance à l'Association, pouvait choisir un second bureau.

Chaque bureau devait faire annuellement un traité, une dissertation ou un mémoire sur un sujet qui lui était désigné. Chaque membre travaillait de son côté d'abord, puis le président et le secrétaire du bureau devaient présenter le travail final qui, après avoir été copié, suivant les époques, en six, huit ou douze exemplaires, était mis en circulation auprès de tous les membres de la « Petite Eglise ». Chaque bureau devait fournir chaque année une étude ; comme il y avait huit bureaux, un traité était mis en circulation toutes les six semaines [2].

Le Recteur, dont l'autorité s'exerçait surtout dans la constitution des bureaux, était élu pour trois ans. Non seulement il avait le rôle de chef de la « Grande Association », mais il devait être le lien entre les divers bureaux, de même qu'entre la « Petite Eglise » et les mouvements intellectuels des autres diocèses. C'est ainsi qu'il devait, tous les deux mois, faire un rapport sur l'activité de l'Association en y insérant les nouvelles ecclésiastiques les plus saillantes des autres diocèses de la Suisse et même de l'étranger [3]. Le Recteur était assisté d'un Conseil [4].

Les sociétaires étaient divisés en trois classes : les minorés, les sous-diacres et diacres, les prêtres. Si les *Règlements* prévoyaient une telle hiérarchie, c'est que les dirigeants de la « Petite Eglise » espéraient gagner à leur groupement non seulement les prêtres séculiers déjà en fonction dans le diocèse, mais aussi les clercs, encore étudiants en théologie. Les sous-diacres et les diacres participaient aux frais par le

[1] *Règlements organiques*, § 4-11.
[2] *Règlements organiques*, § 3.
[3] *Règlements organiques*, § 12.
[4] *Règlements organiques*, § 13.

versement annuel d'un écu neuf tandis que les prêtres payaient un louis d'or jusqu'à concurrence de cinq louis. Les sous-diacres et diacres n'avaient que voix consultative [1]. La réception des candidats se faisait à la suite d'un vote des associés [2]. Elle ne devenait effective que lorsque le nouveau membre avait signé une formule attestant qu'il garderait le secret. Voici comment s'expriment à ce sujet les *Règlements organiques* [3] :

Tout Ecclésiastique qui entrera dans notre Association s'engagera envers elle et devant Dieu en transcrivant sur une feuille de papier la formule suivante, qu'il signera de son nom pour la remettre au Recteur le jour qu'il recevra son acte d'association : « Je soussigné, Prêtre, Curé « de N... (ou minoré, ou Diacre) m'engage volontairement et librement par « cet acte de garder toujours le secret le plus inviolable envers tous ceux « qui ne seront pas initiés comme membres dans l'Association ecclésiastique « des Prêtres séculiers du diocèse de Lausanne et Genève, sur l'existence « de cette Société, sur ses règlements, ses délibérations, ses résolutions et « ses actes à moins que je n'en sois dispensé par le Recteur de la Société, « ou par Monseigneur l'Evêque de Lausanne en personne. Je promets de « plus de rendre au Recteur tous les papiers qui m'auraient été confiés et « qui auraient rapport à la dite Association, sans en garder de copie dans « le cas que je cesse d'être membre de la dite société ecclésiastique pour « quelque raison que ce soit. »

A N. le N. du mois de N. l'an de grâce N.

Parmi les bureaux, il y en avait un, dénommé « Bureau de Consultation », dont le rôle était en somme celui d'un agent de liaison entre la « Petite Eglise » et l'Autorité ecclésiastique. L'activité et la discipline de ce bureau étaient réglées par les *Règlements organiques*. Voici le texte qui s'y rapporte :

1° Ce bureau est établi pour sonder l'opinion de l'Autorité supérieure sur tel ou tel objet désigné et la faire connaître aux associés en général, ou aux sociétaires qui auraient fait une demande en particulier.

2° Ce bureau sera toujours à Fribourg.

3° Il sera composé d'au moins trois membres tous nommés par le Recteur.

4° Personne ne pourra être membre de ce bureau sans nomination spéciale.

5° Les membres de ce bureau sont choisis parmi les ecclésiastiques qui sont les plus à même de connaître l'opinion de Monseigneur l'Evêque ou du Gouvernement sur tel objet désigné.

[1] *Règlements organiques*, § 14.
[2] *Règlements organiques*, § 15.
[3] *Règlements organiques*, § 14, N° 12.

6° Chaque sociétaire pourra s'adresser directement à ce bureau pour obtenir les renseignements dont il pourrait avoir besoin.

7° Le chef de ce bureau répondra directement à ceux qui lui feront des questions ; mais il tiendra protocole par an, mois et date des questions, qu'on lui aura faites, du nom du pétitionnaire et de la réponse qui aura été donnée afin que le Recteur puisse plus tard prendre connaissance de ces faits et les communiquer à l'Association, s'il le trouve utile et prudent.

8° Le chef de ce bureau pourra aussi dans les cas pressants faire connaître confidentiellement et directement aux associés les désirs ou la volonté de Monseigneur l'Evêque, mais il ne devra pas tarder d'avertir le Recteur des avis donnés.

9° Le bureau s'occupera des principes de diplomatie, de l'art de connaître les hommes, de gouverner un diocèse, une paroisse, un Etat..., des rapports qui existent nécessairement entre l'Evêque et le Gouvernement, les curés et les autorités civiles subalternes, tels que les préfets, les syndics, les commissions de paroisse, etc. [1]

Enfin, les fameux *Règlements organiques* contiennent un paragraphe 16, qui traite de la censure des associés. Ce paragraphe mérite d'être connu. Il montre à quel haut degré de vie religieuse et même de mortification ces prêtres s'engageaient. Il est à lui seul la meilleure garantie que la « Petite Eglise » était toute autre chose qu'une Société secrète dont le but aurait été de faire du mauvais esprit. En voici la teneur :

Rien n'est plus avantageux que de se connaître soi-même quand on a la volonté de s'améliorer, et tout bon prêtre doit l'avoir ; c'est donc nous rendre un vrai service que de nous faire remarquer nos défauts, nos travers, nos ridicules, nos manquements et nos fautes. Nous nous aimons ordinairement trop pour nous rendre une parfaite justice, et notre amour-propre et nos passions nous aveuglent souvent au point que nous sommes les seuls à ne pas remarquer en nous les défauts et dans notre conduite les inconséquences, les travers que tout le monde voit et dont personne ose nous avertir. Ainsi, conformément à l'article 17 du *Programme Constitutif* et dans l'intention de nous être utiles, nous nous animerons mutuellement chaque année dans un véritable esprit de charité de la manière suivante :

1° Tous les ans, *au mois d'août*, au jour que le Recteur le prescrira, chaque sociétaire écrira sur une ou deux feuilles de papier de poste, qu'il cachettera sans être signé, ce qu'il trouve de blâmable, d'inconvenant ou de répréhensible dans la conduite, les principes, les relations, les près-alentours de ses coassociés en écrivant le nom des personnes en *chiffres convenus ;* il remettra cette lettre cachetée au président de son district, que la fera parvenir au Recteur avec la sienne, lorsqu'il aura reçu les lettres de tous les associés de sa préfecture.

[1] *Règlements organiques*, § 10.

2° Le Recteur seul ouvrira ces lettres, dont il extraira pour chaque associé la censure qui lui est adressée et qu'il lui fera parvenir par une lettre personnelle.

3° Après cette opération, le Recteur brûlera toutes les lettres qui lui auront été adressées à ce sujet.

4° La censure pourra s'exercer sur la vie publique et particulière de tout sociétaire, mais non sur *la vie secrète*. On entend par vie secrète ce que des confidents ou des amis seuls peuvent savoir, ce qui a été confié dans le secret ou abandonné à la discrète prudence d'une personne estimable. On ne censurera donc *que ce que chacun pourrait voir ou savoir* [1].

Hélas ! la « Grande Association » allait connaître des heures douloureuses. Sans avoir comploté entre qui que ce fût, du moins à ce qu'il apparaît, elle devait succomber aux intrigues en 1839 par suite d'une imprudence de M. Aebischer, pourtant si vigilant et si attentif. Il s'était rendu, un jour de cette année-là, à Estavayer-le-Lac chez le doyen Chaney ; en rentrant à Neuchâtel, il oublia sur le bateau une partie des documents de la « Grande Association » [2]. Cet incident leva le silence dont s'étaient entourés les associés ; le secret, pourtant si bien gardé jusque-là, était dévoilé ; l'existence des écrits ne tarda pas à être connue.

Les ennemis que la « Petite Eglise » avait notamment à Fribourg s'empressèrent de crier au danger. Pour éviter encore une fois l'agitation, Mgr Yenny, qui connaissait cependant l'existence et le travail de la « Grande Association », en ordonna, le 20 août 1839, la dissolution. Le 3 septembre, une délégation de la « Petite Eglise » eut un entretien avec l'Evêque, mais le décret de dissolution fut néanmoins maintenu.

Il fallut alors liquider l'Association ; ce fut une besogne délicate à cause des pièces existantes. Une Commission de liquidation avec pleins pouvoirs fut nommée à cet effet. Elle se composait de MM. Aebischer, doyen de Neuchâtel, Chaney, doyen, et Gavinet, chanoine d'Estavayer-le-Lac (celui-ci remplissait les fonctions de secrétaire), Barbey, curé de Cugy, et Marilley, directeur au Séminaire de Fribourg. Cette Commission de liquidation eut une dernière séance à Estavayer le 10 décembre 1839. Il y fut décidé, entre autres, que l'Association prendrait fin le 31 décembre 1839 et que les fonds seraient partagés entre les associés anciens et actuels.

[1] *Règlements organiques*, § 16.

[2] Ce détail, dont nous n'avons pu vérifier l'exactitude, est nettement affirmé par quelques personnes encore vivantes, qui ont jadis connu certains membres de la « Petite Eglise ».

Une circulaire fut rédigée. En voici un fragment, qui a son intérêt :

5me *question* [1]. Faut-il obliger les associés à rendre à la commission de liquidation tous les papiers qu'ils ont reçus comme sociétaires ?

Réponse. Considérant : 1. Que chaque associé s'est engagé par sa promesse de secret « de rendre au Recteur tous les papiers qui lui « auraient été confiés et qui auraient rapport à la dite association, sans « en garder de copie, dans le cas qu'il cessât d'être membre de la dite « société ecclésiastique, pour *quelque raison que ce soit* ». (Règlements organiques, § 15, N° 11.)

2. Qu'en vertu du § 13, N° 6, le Recteur, et à présent le président de la commission de liquidation, répond de l'Association envers Monseigneur l'Evêque du diocèse et les associés, il doit avoir le moyen de se mettre à l'abri de cette responsabilité ; ce qu'il ne peut faire dans le cas et les circonstances actuelles qu'en faisant rentrer les papiers épars pour les détruire.

3. Que dans les résumés il y a différentes nouvelles, publiées et démenties plus tard, différentes choses qui intéressent l'honneur des particuliers, la charité chrétienne, on ne peut en conscience laisser subsister ces écrits, avec la prévoyance plus que probable qu'ils deviendront publics dans la suite.

4. Que Monseigneur notre Evêque a manifesté le désir de voir détruire ces papiers, soit dans sa lettre du 20 août, soit verbalement à la députation qui lui fut envoyée le 3 septembre dernier, par les motifs que nous venons d'alléguer dans notre troisième considérant.

5. Que les droits et pouvoirs du Recteur et de son conseil ayant été donnés par eux à notre commission, ainsi que les pouvoirs nécessaires pour liquider et terminer d'une manière honorable et consciencieuse tout ce qui a rapport à notre association dissoute,

Nous ordonnons :

a) Que les associés veuillent bien remettre d'ici au 1er mars 1840 tous leurs papiers relatifs à l'association (les mémoires exceptés, qu'ils peuvent garder) entre les mains du président de leur district, qui devra lui-même leur en donner un reçu.

b) Les présidents de districts devront faire parvenir, *par les voies les plus sûres*, à M. le chanoine Sallin, supérieur du Petit Séminaire de Fribourg, pour le 1er mars prochain, leurs propres papiers et ceux qu'ils auront reçus de leurs confrères ; ce dont M. Sallin leur donnera récépissé.

c) Chaque associé devra exhiber par lui-même ou par autrui, au synode de Pâques prochain, à M. le chanoine Chaney, le reçu de la remise de ses papiers, sous peine de ne pas recevoir sa quote-part des mises en fonds.

(Signés) : le doyen Aibischer, *président de la commission ;*
le chanoine Gavinet, *secrétaire.*

[1] B. C. F., Brochures Gremaud, 18, 10 : *Esprit du clergé catholique-romain de la Suisse française,* op. cit., p. 43-45.

Le doyen Aebischer accompagnait cette circulaire d'une lettre laconique, dont voici le passage final :

... C'est probablement ici la première et dernière circulaire que j'aurai l'honneur de vous adresser, Messieurs, comme président de la commission et votre ancien associé. Il ne me reste donc qu'à vous rappeler, vénérables confrères, que si l'existence de notre association ne peut plus entièrement être niée, à cause des découvertes fortuites qui ont eu lieu, des indiscrétions commises, des trahisons dont nous avons été les victimes, nous devons cependant *garder le secret* sur l'organisation, les règlements, les résumés, le personnel, etc., de notre ancienne association, puisque notre promesse de *secret* a été indéfinie.

Agréez, Messieurs, avec mes adieux, la nouvelle assurance de la haute et respectueuse considération de celui qui sera toujours

Votre fidèle et dévoué confrère,
le doyen AIBISCHER.

Neuchâtel, en Suisse, le 17 décembre 1839.

Ainsi se terminait la vie de la « Grande Association ». Les documents cités expliquent pourquoi il n'y a guère trace des travaux entrepris durant cette deuxième période de la « Petite Eglise » [1]. Ces travaux devaient certainement avoir de la valeur, à en juger par les quelques fragments épars qu'on trouve ici et là dans les brochures de polémique de l'époque, à en juger aussi par les travaux de belle tenue que les associés devaient reprendre plus tard [2].

Les fragments connus des travaux publiés de 1833 à 1839 par la « Grande Association » sont évidemment cités par des adversaires [3]. Les textes présentés ne sont certes pas suffisants pour porter un jugement définitif sur l'activité de la « Petite Eglise » durant cette période, mais on doit signaler l'intérêt incontestable de certaines études sur la situation religieuse dans les cantons de Fribourg et de Vaud, sur des incidents survenus en particulier à Lausanne, à Estavayer-le-Lac, dans le canton de Genève, etc.

Bref, la deuxième phase de l'existence de la « Petite Eglise » ne fut pas sans résultat. Les membres et surtout les animateurs de la « Grande Association » de 1833 n'avaient pas perdu de vue leurs deux

[1] Un exemplaire des travaux publiés par la « Petite Eglise » au cours de sa deuxième période d'existence (1833-1839) aurait été vu à la chapellenie de Cournillens (Fribourg) vers 1880 ; mais il n'a pas été possible d'en retrouver la trace. (Note de M. l'abbé Bochud, curé de Neirivue, 1940.)

[2] B. S. F., *Mélanges littéraires*, M. 1510, 1840-1844 (4 volumes).

[3] B. C. F., Brochures Gremaud, 10, 18, *Esprit du clergé catholique-romain de la Suisse française*, op. cit., p. 1-48.

buts essentiels : la culture intellectuelle qu'on désirait procurer au clergé du diocèse de Lausanne et Genève et l'esprit de corps dont on voulait l'animer. Ils n'avaient pas non plus perdu leur temps et leurs efforts, car déjà on pouvait constater de réjouissants progrès.

IIIme période : 1840-1844

La « Grande Association » de 1833 était à peine dissoute que, déjà, un nouveau groupement destiné à éditer une « Correspondance littéraire » était en voie de formation dans le clergé séculier du diocèse de Lausanne et Genève [1]. En effet, dès l'annonce de la décision qui frappait de mort leur organisation de 1833, quelques membres de la « Petite Eglise » avaient exprimé au doyen Aebischer le désir de voir se reconstituer, sous une autre forme, un mouvement qui fût pratiquement à l'abri de tout soupçon et de toute récrimination. Le 15 octobre 1839, M. Aebischer signait le projet, encore vague il est vrai, mais réel cependant, d'une nouvelle association, dont il allait d'ailleurs devenir le chef.

A première vue, on aurait pu croire que cette troisième fondation était un acte de désobéissance et qu'elle était une formule insidieuse pour contourner la volonté épiscopale. La réalité est loin de là. Les promoteurs n'entendaient pas méconnaître les ordres de leur Evêque ; mais devant les inconvénients de l'isolement et pour parer au danger d'un engourdissement spirituel, ils voulaient simplement garder entre eux un lien, en s'astreignant à des travaux intellectuels, qui se feraient en pleine lumière.

Aussi la troisième Association prit-elle un caractère différent de la précédente. Au lieu d'être une collaboration de plusieurs au sens strict, elle ne fut qu'une « Correspondance » qui permettait à chacun de s'exprimer et de présenter des travaux. Il n'y avait plus de *Gazette Ecclésiastique ;* il n'y avait surtout plus le secret, qui avait autrefois tant effarouché les opposants. Cette nouvelle phase de l'existence de la « Petite Eglise » allait être, du reste, connue et approuvée par Mgr Yenny. Les membres de la « Correspondance » prirent la décision — initiative nouvelle et fort respectable — de constituer un fonds

[1] Les principales sources de documents relatifs à la troisième période de la « Petite Eglise » sont : B. S. F., M 1510, *Mélanges littéraires*, 4 volumes, 1840-1844 ; — B. C. F., Brochures Gremaud : *Esprit du clergé catholique-romain de la Suisse française*, op. cit.

pour permettre l'envoi dans les séminaires ou universités d'Italie et d'Allemagne de jeunes ecclésiastiques méritants pour leur assurer une plus complète formation.

D'ailleurs, les termes mêmes d'une circulaire adressée le 10 juin 1840 par le doyen Aebischer aux membres de l'ancienne Association disent bien le caractère du nouveau mouvement. Voici cette circulaire :

Après la dissolution de notre Association ecclésiastique, j'étais disposé à étudier pour moi, à augmenter mes relations avec des savants, à ne conserver de correspondance qu'avec quelques anciens amis éprouvés, à faire en sorte de rétablir complètement ma santé qui exige des ménagements et une vie paisible. Mais quelques confrères, que j'estime et que j'aime, m'ont témoigné un si grand déplaisir de ce nouvel isolement, un si ardent désir de voir de nouveaux liens se former entre nous, que j'ai consenti à signer, en date du 15 octobre 1839, le projet vague d'une nouvelle association qu'ils me prièrent d'organiser. Depuis lors, je me suis occupé de ce projet ; j'en ai parlé à plusieurs de ceux qui l'avaient signé comme moi, nous l'avons discuté dernièrement à Fribourg entre plusieurs, mais sans avoir pu arriver à une conclusion pratique. Si bien que nous avons décidé de liquider complètement les affaires de notre ancienne association ecclésiastique, de rembourser aux signataires du nouveau projet, comme aux autres associés, leurs mises en fonds, de leur faire rendre tous leurs papiers, ce qui *s'effectuera*, et de renoncer ainsi à tout projet de nouvelle association. Quelques jeunes confrères sont revenus à la charge auprès de moi et m'ont témoigné tant de bonne volonté que j'ai enfin consenti à essayer ce que je viens vous proposer :

Vous savez, Messieurs, dans quel esprit et pour quel but nous avions formé, en 1833, une Association ecclésiastique dont vous étiez tous membres. « C'était, est-il dit dans le *Programme Constitutif*, c'était pour nous maintenir dans l'esprit de notre saint état, dans l'amour et l'étude des sciences sacrées et profanes ; c'était pour nous communiquer mutuellement notre expérience dans le saint ministère, ainsi que les nouvelles du jour qui pouvaient avoir rapport à la religion, à la morale publique et à l'instruction des peuples ; et cela afin de pouvoir travailler avec plus d'ensemble à l'édification de l'Eglise de Jésus-Christ. »

Nous avons travaillé dans ce sens pendant plus de six ans, pendant lesquels nous avons acquis des connaissances utiles, excité l'émulation parmi nous, défendu les intérêts de la religion et de l'Eglise de Jésus-Christ, aidé notre Evêque de notre dévouement sans bornes.

On aurait dû nous admirer, nous encourager, nous soutenir... Cependant, loin de là, nous sommes devenus suspects ; parce que Satan, qui redoutait nos efforts, a découvert de nos secrets à l'ennemi, a soufflé la haine, a réveillé les passions de l'égoïsme, de la jalousie, de l'envie dans l'âme de plusieurs prêtres !... L'orage a grondé, la tempête est devenue furieuse ; notre pieux Evêque, trompé par la calomnie, a pris peur, il nous a frappés !... Et les associés, restés fidèles, ont gémi, ont pleuré ; mais, timides comme des

enfants, ils ont renoncé à leur louable projet de perfectionnement, partagé leurs capitaux, brûlé leurs papiers, ils se sont dissous !... La minorité, ou plutôt deux ou trois membres, disposés à soutenir leurs droits contre la tyrannie des basses passions et les exigences arbitraires de l'autorité circonvenue, ont dû céder à la force, se taire et consentir provisoirement à être traînés à la remorque des Ordres religieux, de certains gouvernants, des libéraux, tous jaloux de leur influence mal assurée. Le passé n'est plus, Messieurs, laissons-le où il est, je ne le rappelle que comme une leçon pour l'avenir. Mais convenons franchement d'une chose, c'est qu'il y a infiniment peu d'hommes tant soit peu instruits parmi le clergé de l'ancien diocèse de Lausanne et Genève, tout aussi peu de prêtres à caractère, qui aient de l'indépendance, de l'éducation, de l'usage du monde, et qui puissent faire vraiment honneur au clergé séculier, sous d'autres rapports que sous celui de l'orthodoxie et de la moralité. C'est pourquoi, il faut avant tout donner des *idées*, des *pensées* aux prêtres, pour qu'ils reconnaissent le besoin qu'ils ont d'apprendre, de développer leur intelligence, d'exercer leur jugement, de déposer leurs préjugés, de se polir et de se mettre à la hauteur de la civilisation moderne, afin de pouvoir s'en servir, la diriger, jusqu'à un certain point et la rendre moins dangereuse.

Je ne viens donc pas vous proposer une *nouvelle association* qui ait sa constitution, ses règlements organiques, ses capitaux, ses serments, etc... Pour cela, nous manquons d'*hommes ;* mais je viens vous proposer le moyen de *former des hommes*, avec lesquels nous pourrons plus tard faire de plus grandes choses. Je viens vous proposer, Messieurs, une simple « Correspondance littéraire », dont je serai le fondateur si elle s'établit, et que je dirigerai jusqu'à ce que quelqu'un de capable, sous tous les rapports, veuille bien me remplacer.

Notre « Correspondance » n'aura point d'*avenir certain*, puisque nous pouvons cesser quand il nous plaira, et que chaque correspondant peut se retirer selon son bon plaisir ; elle n'aura point de capitaux, point de répondance envers qui que ce soit, puisqu'elle ne sera ni une *corporation*, ni un *corps constitué*, ni une *société*, mais une simple « Corrrespondance littéraire » où chacun signera ses lettres et en répondra au besoin...

En annexe à ce message d'introduction, M. Aebischer faisait parvenir à vingt et un confrères, qui avaient signé avec lui, le 15 octobre 1839, le premier projet de « Correspondance littéraire », un *Règlement* [1] du mouvement qu'on désirait entreprendre.

Ce *Règlement*, divisé en six chapitres — But, Organisation, Mode, Objets, Finances, Règles générales de la « Correspondance littéraire » — définit assez bien l'activité du groupement qui venait de s'organiser. Le but que se proposaient les membres de cette troisième Association était le même que précédemment : « S'instruire dans les sciences sacrées

[1] B. S. F., *Mélanges littéraires*, op. cit., 1840, p. 6-11.

et profanes, en se communiquant leurs pensées, le fruit de leurs études, de leurs lectures, le résultat de leurs relations et de leur expérience, parce qu'ils ont l'intime conviction que plus un prêtre est instruit de la vraie science, plus aussi il est à même de bien instruire ceux qui sont confiés à ses soins spirituels, de faire admirer et aimer la religion, la vertu, l'état ecclésiastique, d'être utile à l'Eglise, à la société, à la famille, à l'individu, à lui-même, et que, dans tous les temps, l'ignorance du clergé a été un malheur [1]. »

Quant à l'organisation de la « Correspondance », elle était sensiblement différente du mode en vigueur auparavant. Le chef, désigné par le *Règlement* lui-même, était, de plein droit, le doyen Aebischer ; personne ne pouvait être admis dans le groupement « sans son consentement positif » ; à lui seul appartenait le droit de désigner son successeur [2]. Dans les *Observations* [3] qui accompagnaient l'envoi du *Règlement* aux membres de la « Petite Eglise » de 1840, M. Aebischer expliquait, du reste, dans un texte [4] plein de saveur les raisons de cette organisation. Les voici :

> La monarchie absolue est indubitablement le gouvernement le plus naturel, le plus fort, le plus capable d'opérer de grandes choses. C'est pourquoi je veux en essayer ; ce qui a d'autant moins d'inconvénients que tout est provisoire dans notre entreprise et que ceci pourra être changé dans la suite si l'expérience nous apprend quelque chose de mieux. J'ai mis que le directeur a le droit de se nommer un successeur, parce que si notre correspondance dure, il faut que le même esprit la dirige pour arriver à un résultat certain et personne ne peut mieux découvrir ce *même esprit* dans un autre que celui qui a créé la correspondance avec réflexion.

L'objet de la « Correspondance littéraire » de 1840 était double : d'une part, présenter des travaux sur des sujets libres, à choisir cependant dans les seuls domaines « scientifique, historique et critique » ; d'autre part, faire suivre chaque étude d'une notice bibliographique sur les ouvrages que le correspondant venait de lire, excellente manière, précieuse à cette époque surtout, d'avoir en quelque sorte un Bulletin bibliographique sur les livres récemment parus [5].

Quant à la méthode de travail, elle consistait dans l'envoi, par chaque correspondant, tous les quatre mois, d'une étude scientifique

[1] *Règlement*, § 1.
[2] *Règlement*, § 2.
[3] B. S. F., *Mélanges littéraires*, op. cit., p. 4-6.
[4] *Observations*, § 2.
[5] *Règlement*, § 4.

que le directeur faisait lithographier. Un cahier de 44 pages in-4°, intitulé *Mélanges littéraires*, paraissait six fois par année, tous les deux mois ; il était adressé à chaque membre de la « Petite Eglise ». Les travaux devaient être publiés intégralement sans retouche aucune, sous la responsabilité personnelle des auteurs. Seul le directeur pouvait joindre, sous forme de *Nota Bene*, des observations à ces travaux ; mais si les correspondants protestaient, leur réclamation devait être insérée dans le cahier suivant [1].

Les articles qui paraissaient dans les *Mélanges littéraires* étaient signés de façon curieuse ; chaque auteur se faisait connaître par la première et la deuxième lettre de son nom [2] et, pour mieux dérouter les indiscrets, cette signature abrégée se mettait non à la fin, mais au début des articles [3].

Le *Règlement* prévoyait que l'Association, après une année d'activité, procéderait à l'élection d'un Conseil qui aurait pour mission d'assister le directeur. La constitution de ce Conseil était fixée dans les termes suivants : « Les deux correspondants qui, à la fin de la première année, seront jugés par les *trois quarts* de leurs confrères avoir le plus d'*instruction*, de *formes*, d'*expérience* et de *caractère*, seront déclarés conseillers et formeront le Conseil du directeur, avec voix consultatives, *droit* et *devoir* de lui faire des observations, des remontrances au besoin [4]. » C'était, semble-t-il, le contrepoids aux inconvénients possibles du système monarchique...

Enfin, chaque correspondant pouvait proposer au directeur l'agrégation d'un nouveau membre [5]. Quant aux exclusions, il appartenait au directeur et à son conseil de les prononcer, s'il y avait lieu, toutefois seulement après deux avertissements [6].

Le *Règlement* et les propositions de M. Aebischer furent accueillis avec enthousiasme par quelques ecclésiastiques [7]. D'autres furent plus réservés, qui avaient cependant adhéré à la « Grande Association », mais qui craignaient un nouvel échec et se demandaient s'ils n'allaient pas déplaire à leurs Supérieurs [8]. Parmi les témoignages

[1] *Règlement*, § 3.

[2] Par exemple Clerc s'indiquait C...c, Chaney — C...y, Chavin — C...n, Chammartin — Ch...n, Sallin — S...n, Stöcklin — St...n, etc.

[3] *Règlement*, § 6, N° 1. [4] *Règlement*, § 6, N° 5.

[5] *Règlement*, § 5, N° 4. [6] *Règlement*, § 6, N° 6.

[7] *Mélanges littéraires*, op. cit., 1840, p. 30, 57, 60, 70-71, 85, 89.

[8] *Mélanges littéraires*, op. cit., 1840, p. 35.

réconfortants adressés au doyen Aebischer, il convient de citer ici le début de la première correspondance envoyée aux *Mélanges littéraires* par M. l'abbé Marilley, le futur Evêque, alors vicaire à Genève (St-Germain) [1] :

Monsieur le Doyen, Je me suis associé de cœur et d'âme aux sentiments de reconnaissance qui vous ont été exprimés par les correspondants de la première section, et que j'ai lus avec grande consolation dans le N° 1 de nos *Mélanges littéraires*. Cependant, j'éprouve le besoin de vous manifester encore l'admiration que j'éprouve à la vue de tout ce que votre zèle vous fait entreprendre et réaliser pour nous inspirer le goût de l'étude et imprimer à nos travaux une bonne direction ; pour nous aider à devenir des prêtres capables de faire honneur à la religion par nos vertus, par notre savoir, par des vues, des sentiments et des procédés qui soient en harmonie avec la dignité dont nous sommes revêtus et la mission sublime qui nous a été confiée. Puissent tant de fatigues ne pas altérer votre précieuse santé, afin que nous puissions, nous surtout jeunes recrues de la milice sainte, profiter longtemps encore de vos conseils, de vos lumières et de votre longue expérience ! Puisse la *Correspondance littéraire* ne pas vous occasionner les ennuis que vous avez éprouvés, il y a une année à peu près, en voyant notre Association tomber sous les coups redoublés de la jalousie, de la malveillance et de la perfidie !...

Trois motifs principaux me donnent lieu d'espérer que ce dernier vœu aura son accomplissement : 1° La *nacelle* que vous avez mise à flot est censée construite avec les meilleurs matériaux du *bâtiment naufragé*. 2° Le gouvernail se trouve entre vos mains. 3° Enfin, puisqu'on a fait un crime à l'∞ dissoute des vœux qu'elle a exprimés, des efforts qu'elle a faits pour rendre plus forte, plus rationnelle et plus respectable l'action de l'administration ecclésiastique dans notre diocèse, pour relever le clergé séculier à ses propres yeux et le rendre digne du rang qui lui appartient et qu'il doit occuper ; notre *nouvelle embarcation* n'ira plus braver les orages et les tempêtes, se jeter au milieu des écueils pour servir l'*Etat*. Ce sera tout simplement un *navire de commerce* qui explorera les riches et paisibles régions de la science sacrée et profane pour nous apporter au moins quelques échantillons des trésors que ces régions possèdent [2]...

A la suite du premier appel de M. Aebischer, les adhésions arrivèrent. Le 23 juin 1840, le fondateur et directeur signalait qu'il avait reçu treize réponses favorables [3] ; le 12 juillet suivant, il pouvait annoncer que tous les confrères auxquels il avait adressé sa première circulaire avait notifié leur participation aux travaux de la « Corres-

[1] *Status Cleri diocæsis Lausannensis et Genevensis.*
[2] *Mélanges littéraires*, op. cit., 1840, p. 70-71.
[3] *Mélanges littéraires*, op. cit., 1840, p. 15.

pondance », sauf deux qui, pour des raisons indépendantes de leur volonté, devaient y renoncer [1].

A la fin de la première année de cette reprise, soit en mai 1841, les adhérents étaient au nombre de vingt et un. Ils étaient groupés en deux sections, afin de faciliter l'envoi et la publication des travaux : un fascicule des *Mélanges littéraires* paraissait tous les deux mois ; chaque section se chargeait de fournir la matière d'un fascicule sur deux [2].

Voici la liste [3] des vingt et un associés :

1re section	*2me section*
MM.	MM.
Aebischer, doyen de Neuchâtel.	Longchamp, curé de Villarepos.
Caille, vicaire au Crêt.	Marilley, vicaire à Genève.
Chammartin, curé de Mézières.	Martin, curé d'Assens.
Chaney, curé d'Estavayer-le-Lac.	Michel, prof. à Châtel-St-Denis.
Chassot, direct. au Petit Séminaire.	Minguely, curé de Rue.
Chavin, curé de Châtonnaye.	Peiry, doyen du Crêt.
Corminbœuf, direct. au Grand Sém.	Sallin, direct. au Grand Séminaire.
Favre, curé de La Chaux-de-Fonds.	Sansonnens, curé de Belfaux.
Gobbet, chanoine de Romont.	Schwertfeger, supér. du Petit Sém.
Hayoz, prieur de Semsales.	Stœcklin, coadjuteur à St-Nicolas.
Kilchœr, chanoine de St-Nicolas.	

A cette liste des premiers adhérents, il faut joindre certains noms qui vinrent s'ajouter au cours des années suivantes de la « Correspondance littéraire », tels ceux de MM. Coquet, curé du Cerneux-Péquignot ; Ruedin, curé de Cressier-Le Landeron [4] ; Wicky, vicaire à Genève [5] ; Grauser, chanoine de St-Nicolas [6], etc. Comme on le voit, le chiffre des membres n'atteignit jamais le nombre de 75 ainsi que cela avait été le cas durant la période de 1833 à 1839. Toutefois, l'élite du clergé diocésain s'y trouvait ; la presque totalité des associés étaient des Fribourgeois, sinon par leur domicile, du moins par leur origine.

Néanmoins, on doit noter dans cette nomenclature des prêtres du diocèse de Lausanne et Genève l'absence de deux noms : ceux de MM. Dey et Clerc, qui avaient pourtant été si actifs auparavant. Cette abstention était-elle la suite d'une animosité de leur part ou

[1] *Mélanges littéraires*, op. cit., 1840, p. 35.
[2] *Règlement*, § 3 ; — *Observations*, § 3.
[3] *Mélanges littéraires*, op. cit., 1840, p. 291.
[4] Op. cit., 1842 (1er septembre), p. 1.
[5] Op. cit., 1842 (1er novembre), p. 49.
[6] Op. cit., 1843 (1er janvier), p. 1.

d'une mésentente ? Non. De la part de M. Clerc, alors supérieur du Grand Séminaire de Fribourg, c'était une mesure de prudence [1], tandis que l'abstention de M. Dey était motivée par une raison de santé : M. Aebischer le savait.

Cependant, les noms de MM. Dey et Clerc devaient réapparaître plus tard dans l'histoire de la « Petite Eglise ». M. Dey allait collaborer aux travaux de la « Correspondance littéraire » par la publication d'une série d'études historiques fort intéressantes ; en outre, tous deux furent subitement invités, le 9 février 1844 - quelques mois avant la disparition définitive du mouvement — à devenir membres d'honneur [2] de l'Association. Ils acceptèrent [3].

Quelle était la raison de cette invitation ? On ne peut le dire exactement ; mais il est permis de supposer qu'en cette année 1844, où la « Petite Eglise » subissait à nouveau de dures attaques, les dirigeants d'alors, M. Aebischer le premier, aient voulu s'assurer le protectorat d'hommes qui étaient très considérés dans le diocèse et dont l'un, M. Dey, était un ami intime de Mgr Yenny.

Quoi qu'il en soit, pendant plus de cinq années, de 1840 à 1844, le doyen Aebischer assuma avec une belle énergie la direction de la « Correspondance littéraire ». Il écrivit lui-même une série d'articles de théologie morale et de théologie pastorale ; mais sa principale activité consista à corriger, commenter et annoter les pages nombreuses qui parurent dans les *Mélanges littéraires* et à fournir, sous forme de *Nota Bene*, la critique des travaux de ses confrères, auprès desquels il jouissait incontestablement d'un prestige considérable.

Les diverses études qui furent présentées par les membres de l'Association n'étaient pas des documents secrets ; elles étaient publiées tous les deux mois en des cahiers in-4° qui étaient envoyés à chaque membre [4] de la « Correspondance littéraire » ; ceux-ci avaient la faculté, dit le *Règlement*, de lire ces travaux à qui bon leur semblait, mais ils ne devaient pas s'en dessaisir [5]. Aujourd'hui, les divers cahiers forment, fascicule après fascicule, quatre volumes de 700 pages, grand format et écriture serrée, le tout polygraphié. La collection de ces volumes existe encore dans l'une ou l'autre bibliothèque [6].

[1] *Mélanges littéraires*, op. cit., 1840, p. 35.

[2] A. E. F., *Papiers J.-J. Dey*, 67, 1, Lettres de M. Aebischer du 5 février 1844 ; réponse de M. Dey du 9 février 1844.

[3] *Mélanges littéraires*, op. cit., 1844, 11 février 1844, p. 39.

[4] *Règlement*, § 3. [5] *Règlement*, § 6.

[6] Entre autres à la Bibliothèque du Grand Séminaire de Fribourg : M 1510.

La matière des études entreprises, au cours de la troisième période de la « Petite Eglise », fut considérable et surtout très diverse. On trouve dans les *Mélanges littéraires* des thèses de théologie dogmatique et ascétique, des dissertations sur les événements et les mœurs de l'époque, des travaux d'histoire et de sciences naturelles, un traité d'éloquence et même des pages de poésie.

La préoccupation dominante des correspondants était cependant ailleurs : elle visait à la recherche de tout ce qui pouvait favoriser la formation sacerdotale des membres de l'Association et leur adaptation aux nécessités de l'heure. C'est ainsi que les *Mélanges littéraires* contiennent une série de travaux très intéressants — dont certains tout à fait remarquables de MM. Aebischer et Marilley — études qui, par leur sérieux et leur sens sainement pratique, seraient dignes de figurer dans les meilleurs traités de théologie pastorale. Voici, dans ce domaine, quelques titres particulièrement suggestifs :

De M. Aebischer, doyen de Neuchâtel :

Sur le Clergé et sur l'esprit de corps qui doit l'animer [1] ; — *Pensées sur les Vicaires* [2] ; — *Observations sur les Evêques* [3] ; — *Moyens d'acquérir et de fortifier en nous l'esprit ecclésiastique* [4].

De M. Marilley, vicaire à Genève :

Le prêtre dans les pays mixtes [5].

De M. Corminbœuf, directeur au Grand Séminaire de Fribourg :

Quelques réflexions sur le prêtre considéré comme homme social [6] ; — *L'esprit de corps dans le Clergé séculier* [7].

De M. Gobbet, chanoine de Romont :

Considérations sur la neutralité politique du prêtre [8].

De M. Longchamp, curé de Villarepos :

Quelques mots sur les Ecoles primaires de la campagne dans le canton de Fribourg [9].

[1] *Mélanges littéraires*, op. cit., 1842, 1er novembre, p. 1-5 ; 1843, 1er mars, p. 74-82.

[2] Op. cit., 1842, 1er juillet, p. 32-35.

[3] Op. cit., 1842, 1er novembre, p. 45-49.

[4] Op. cit., 1844, p. 117-120.

[5] Op. cit., 1842, 1er septembre, p. 13-17 ; 1843, 1er janvier, p. 52-59 ; 1843, 1er mai, p. 147-155.

[6] Op. cit., 1840, p. 229-234 ; 1841, p. 13-19, 231-237.

[7] Op. cit., 1844, p. 12-16, 112-117.

[8] Op. cit., 1841, p. 39-43, 130-135.

[9] Op. cit., 1843, 1er mars, p. 118-121.

De M. Favre, curé de La Chaux-de-Fonds :

Pensées sur les Vicaires [1] ; — *A propos de l'Autorité épiscopale* [2].

De M. Ruedin, curé de Cressier-Le Landeron :

Bibliothèques portatives pour les paroisses [3].

A côté de l'effort accompli dans les domaines de la théologie dogmatique et de la théologie pastorale, les membres de la « Correspondance littéraire » consacrèrent de nombreuses études aux questions historiques. A certaines heures, ce furent même ces travaux-là qui furent les plus nombreux. Voici quelques indications d'auteurs et de titres :

De M. Dey, chapelain d'Echarlens :

Les Prévôts de Lausanne ; — Notice sur Conon d'Estavayer ; — Anciennes Eglises de Lausanne et du canton de Vaud ; — Notes sur la République de Berne ; — Les premiers colons romains à Avenches ; — Notice sur les Frères Pareau de Romainmôtier ; — Sur un acte d'affranchissement de 1059 du Chapitre de Lausanne ; — Sur un Mandat de 1515 d'Aymon de Montfaucon ; — Les Monastères au X^me siècle [4].

De M. Kilchœr, chanoine de St-Nicolas, puis secrétaire de la Nonciature de Lucerne :

Relation de la réception faite à Fribourg en 1698 à Son Exc. Mgr Jules Piazza, nonce du Pape [5] ; — *Un Synode diocésain à Fribourg en 1579* [6].

De M. Martin, curé d'Assens :

Notes sur l'histoire du canton de Vaud [7] ; — *Lettre du XVI^me siècle à LL. EE. de Berne et de Fribourg par les habitants de Grandson qui tiennent à la Messe* [8].

De M. Michel, professeur à Châtel-St-Denis :

Le Concile d'Epaone [9] ; — *Le martyre de François Folch, à Vevey, en 1643* [10] ; — *La Papauté au X^me siècle* [11].

[1] *Mélanges littéraires*, op. cit., 1842, 1^er novembre, p. 6-11.
[2] Op. cit., 1843, 1^er mars, p. 99-104.
[3] Op. cit., 1843, 1^er mars, p. 123-126.
[4] Op. cit., 1844, p. 130-135, Appendice.
[5] Op. cit., 1840, p. 165-168.
[6] Op. cit., 1840, p. 66-69.
[7] Op. cit., 1840, p. 168-173, 262-268 ; 1841, p. 104-109.
[8] Op. cit., 1840, p. 45-46.
[9] Op. cit., 1843, 1^er janvier, p. 32-37 ; 1^er mai, p. 127-136.
[10] Op. cit., 1844, p. 69-74.
[11] Op. cit., 1844, p. 122-130.

De M. Chaney, curé d'Estavayer-le-Lac :

La Cathédrale de Lausanne, son trésor et ses revenus [1] ; — *Les dîmes de l'Evêché de Lausanne, avant la Réforme* [2].

De M. Chammartin, curé de Mézières :

Les services rendus à la religion catholique en Suisse par saint Charles Borromée [3].

De M. Minguely, curé de Rue :

La réception du Concile de Trente en Suisse et en particulier dans le canton de Fribourg [4].

De M. Chassot, directeur au Petit Séminaire de Fribourg :

L'état du diocèse de Lausanne sous Aymon de Montfaucon avant la Réforme [5].

Les travaux d'histoire ancienne ou médiévale auxquels bon nombre de membres de la « Correspondance littéraire » s'appliquèrent ne firent pas oublier à leurs auteurs les événements contemporains. On se souvient que, durant la période précédente de la « Petite Eglise », une *Gazette Ecclésiastique*, dont le rôle était de renseigner ses lecteurs sur les événements du jour, avait existé et obtenu un très large succès. On n'avait pas oublié ce procédé d'information. Aussi, dès les débuts de l'Association de 1840, lorsqu'un fait d'importance se déroulait dans la paroisse de l'un des correspondants, un compte rendu était immédiatement rédigé pour paraître dans les *Mélanges littéraires*. C'est ainsi qu'il reste aujourd'hui dans ces cahiers une série de notes très précieuses qui pourront servir dans l'avenir à l'histoire religieuse du diocèse de Lausanne et Genève. Ces notes concernent principalement les paroisses de Genève [6], La Chaux-de-Fonds [7], Estavayer-le-Lac [8], Cheyres [9], Rue [10], Semsales [11], Echallens [12], Villarepos [13]. Les unes traitent du chant

[1] *Mélanges littéraires*, op. cit., 1842, 1er novembre, p. 24-29.
[2] Op. cit., 1843, 1er mars, p. 111-117.
[3] Op. cit., 1842, 1er juillet, p. 11-14 ; 1er novembre, p. 16-19.
[4] Op. cit., 1840, p. 138-143.
[5] Op. cit., 1844, p. 24-28.
[6] Op. cit., 1840, p. 173, 202-207.
[7] Op. cit., 1840, p. 118-119.
[8] Op. cit., 1840, p. 28.
[9] Op. cit., 1840, p. 33.
[10] Op. cit., 1840, p. 60-61.
[11] Op. cit., 1842, 1er juillet, p. 7-9.
[12] Op. cit., 1843, 1er janvier, p. 60-61.
[13] Op. cit., 1841, p. 89.

ecclésiastique en Suisse romande [1] ; d'autres signalent des initiatives religieuses prises dans le canton de Vaud [2]. Enfin, une statistique fort bien faite indique une foule de détails très instructifs sur la situation des diverses confessions en Suisse à cette époque [3].

Les notes d'histoire contemporaine ne se bornent point à la Suisse. Il en est qui renseignent sur la vie catholique à Rome [4], sur la situation en France [5], en Angleterre [6]. Certaines pages, écrites par M. le doyen Chaney, d'Estavayer-le-Lac, d'après les récits d'un de ses paroissiens, Ferdinand Perrier [7], décrivent l'état de la Syrie [8] au milieu du XIX^me^ siècle.

Enfin, toujours dans la chronique des événements contemporains, les *Mélanges littéraires* nous livrent une série de chapitres consacrés à l'histoire des Petit [9] et Grand Séminaires [10] de Fribourg, au cours des années 1835 à 1842. Ce sont des pages extrêmement intéressantes, très documentées, qui donnent des explications inédites sur des changements apportés à la vie de ces maisons au cours de l'année 1842 en particulier.

En ce qui concerne le Grand Séminaire de Fribourg, il faut savoir que, depuis de nombreuses années, depuis 1818 peut-on dire, de graves difficultés avaient surgi entre la direction et les Pères Jésuites du Collège St-Michel auxquels était confiée la formation intellectuelle des clercs du diocèse de Lausanne et Genève, tandis que l'éducation ecclésiastique et la direction du Séminaire étaient réservées au clergé séculier. Ce

[1] *Mélanges littéraires*, op. cit., 1841, p. 318-324 ; 1844, p. 92-98.

[2] Op. cit., 1840, p. 168-175 ; 1843, 1^er^ mai, p. 156-160.

[3] Op. cit., 1840, p. 186-188.

[4] Op. cit., 1841, p. 97-103, 177-180, 295-301 ; 1842, 1^er^ septembre, p. 2-6 ; 1843, 1^er^ janvier, p. 46-47 ; 1842, 1^er^ septembre, p. 35-41.

[5] Op. cit., 1841, p. 258-261 ; 1843, 1^er^ mars, p. 90-93 ; 1844, p. 20-24, 90-91, 98-103.

[6] Op. cit., 1841, p. 68-72.

[7] M. Ferdinand Perrier, d'Estavayer-le-Lac, était né en 1812. Après avoir terminé ses études à 17 ans, il s'était engagé en 1829 dans le 2^me^ Régiment suisse au service de Naples en qualité de sous-lieutenant ; il resta jusqu'en 1834 dans les troupes de S. M. le Roi des Deux-Siciles ; puis, de 1835 à 1840, il fut officier en Egypte et ainsi prit part à la guerre turco-égyptienne de 1839 (Cf. article *Perrier* dans D. H. B. S.).

[8] *Mélanges littéraires*, op. cit., 1841, p. 253-257.

[9] Op. cit., 1840, p. 213-216 ; 1841, p. 43-49, 143-148 ; 1842, 1^er^ juillet, p. 15-20 ; 1842, 1^er^ septembre, p. 1 ; 1842, 1^er^ novembre, p. 42-45 ; 1843, 1^er^ mars, p. 105-110.

[10] Op. cit., 1841, p. 73-81, 149-154, 188-196, 238-245, 301-307 ; 1842, 1^er^ juillet, p. 2-7 ; 1842, 1^er^ septembre, p. 2.

dualisme — qu'André-Joseph Rossier, le fondateur du Séminaire de Fribourg, avait voulu éviter — ne tarda pas à se faire sentir et à être la source de multiples difficultés. Les choses s'envenimèrent vers 1835. Il y avait eu des réclamations en 1828 déjà ; depuis, la situation ne s'était guère améliorée. Enfin l'orage éclata. Dans un long Mémoire [1], *Coup d'œil sur le Séminaire de Fribourg à la fin de l'année scolaire 1841-1842*, mémoire remis à Mgr Yenny le 21 août de cette année-là, le Supérieur et les directeurs du Séminaire de Fribourg faisaient observer que leurs élèves devaient pour ainsi dire suivre deux maîtres : le Séminaire et le Collège. Ils appuyaient leur thèse sur des faits précis et rappelaient ce que les Supérieurs du passé, M. Baur et Mgr Gottofrey, avaient déjà dit à ce sujet ; ils terminaient en affirmant que si leurs tentatives d'amélioration des rapports entre les deux établissements échouaient encore une fois, la retraite était le seul parti qui leur restait.

Par une lettre du 31 août 1842, Mgr Yenny répondit aux signataires du Mémoire que leur démission conditionnelle était acceptée. Quelques mois plus tard, les Pères Jésuites du Collège St-Michel publiaient une brochure, *Eclaircissements sur le Mémoire intitulé : « Coup d'œil sur le Séminaire »* [2] où ils présentaient une justification fort intéressante de leur attitude [3].

Des difficultés analogues étaient survenues relativement au Petit Séminaire de Fribourg. M. l'abbé Chassot, futur secrétaire épiscopal, les relate dans les cahiers de la « Petite Eglise ».

Les *Mélanges littéraires* renferment, dès lors, des échos de ces heures douloureuses : documents précieux qui nous renseignent objectivement, semble-t-il, sur les événements religieux de Fribourg des années 1835 à 1842. Ces chapitres nous fournissent tout d'abord des récits dus à la plume de témoins oculaires ; de plus, des hommes pondérés, comme M. Favre — alors curé de La Chaux-de-Fonds, qui devait être appelé au Grand Séminaire de Fribourg en 1843 — et comme M. Sallin, qui fut secrétaire épiscopal, ne craignirent pas d'apporter leurs voix au débat.

La « Correspondance littéraire » qui avait commencé sur des bases modestes en 1840 se développa très favorablement dans les années qui suivirent. A parcourir les études publiées en 1841 et 1842 spécialement,

[1] A. E. F., G. S. 921.
[2] B. C. F., L. 67.
[3] A. E. F., G. S. Dossier Clerc ; — H. Marmier : *Le Séminaire de Fribourg*, op. cit., p. 45-48.

on voit qu'en cette troisième période, la « Petite Eglise » gagnait, si ce n'est en importance numérique, du moins en valeur intellectuelle. Les travaux présentés étaient de plus en plus intéressants ; ils étaient aussi de plus en plus nombreux.

Les finances de l'Association, alimentées d'abord par les seules cotisations des membres [1], furent, au bout de quelques mois, soutenues aussi par des dons de diverses personnalités du diocèse de Lausanne et Genève [2]. C'est alors que les adhérents de la « Petite Eglise » songèrent à constituer un fonds pour l'envoi dans les Séminaires et Universités d'Italie ou d'Allemagne de jeunes ecclésiastiques que leurs aptitudes paraissaient désigner pour ces études supérieures [3]. L'Evêque, qui avait été nanti de l'existence de la « Correspondance littéraire », de sa composition et de ses initiatives, daignait, le 7 août 1841, faire adresser par son secrétaire, M. Perroulaz, la lettre suivante à M. Aebischer [4] :

D'après l'entretien que j'ai eu avec vous le 19 du mois dernier, et conformément à vos désirs, j'ai donné confidentiellement connaissance à Sa Grandeur de l'existence de votre « Correspondance littéraire », en lui nommant les correspondants. Je lui ai ensuite exposé, aussi fidèlement que possible, votre but, comme aussi vos intentions d'envoyer, plus tard, quelques aspirants à l'état ecclésiastique en Italie, en Allemagne, pour s'instruire, se former et apprendre les langues de ces pays, en ajoutant que, sur ce dernier point, vous comptiez sur son autorisation. Je ne lui ai pas parlé des voyages ; cela, à mes yeux, ne pouvant offrir aucune difficulté.

Monseigneur m'a répondu que, dès qu'il ne s'agissait que d'une Correspondance instructive et littéraire, Il ne pouvait que la voir de bon œil ; que, connaissant les correspondants, Il avait pleine confiance en eux et comptait sur le bon esprit qui les anime, et qu'Il accorderait volontiers à de jeunes aspirants à l'état ecclésiastique la permission d'aller étudier dans des séminaires d'Italie ou d'Allemagne, qu'Il choisirait ou qu'Il agréerait...

Malgré cette approbation de Mgr Yenny, malgré le beau zèle des correspondants au cours des années 1840 à 1843, la « Correspondance littéraire » devait, elle aussi, rencontrer de l'opposition. Il semble que c'est en 1843 que l'animosité se précisa. Au retour d'un voyage à Paris, M. Aebischer écrivait le 1er mars 1843 [5] :

[1] *Mélanges littéraires*, op. cit., 1840, p. 5, 6, 9, 10, 16, 243.
[2] Op. cit., 1840, p. 240 ; 1841, p. 1-2.
[3] Op. cit., 1841, p. 1-2, 60-63.
[4] Op. cit., 1841, p. 61-62.
[5] Op. cit., 1843, 1er mars, p. 72-74.

... Depuis que je suis de retour chez moi, on m'a dit et écrit « que notre Correspondance excitait de nouveau la méfiance, la jalousie, même la haine — qu'on nous appelait les vingt et un, la « Petite Eglise », les Presbytériens — qu'on me prêtait toute espèce de mauvaises intentions ; qu'on répandait les plus injurieuses insinuations sur ma foi, sur ma conduite, sur mes vues — que plusieurs correspondants étaient ébranlés, qu'ils voudraient oser se retirer ; parce qu'en effet on ne comprenait pas bien ce que je voulais, quel but avait la Correspondance et à quoi elle servait ; qu'il serait peut-être difficile de décider si elle ne faisait pas plus de mal que de bien »...

A ce message angoissé de M. Aebischer, la réponse des membres de la « Petite Eglise » fut unanime : il faut continuer une entreprise aussi utile que la nôtre et lui donner plus de stabilité et plus d'étendue [1].

Toutefois, l'orage grondait ; des ennemis, qu'on ne peut identifier exactement, mais qui n'étaient sûrement pas à l'Evêché de Fribourg — à lire la documentation — en voulaient à la « Correspondance littéraire ». Pour le bien de la paix, M. Moullet, vicaire général de Mgr Yenny, demanda, en automne 1843, que la publication des travaux fût suspendue durant quelques mois. On lui obéit [2]. Néanmoins, le 1er janvier 1844, on reprit la « Correspondance », qui devait encore, cette année-là, fournir de beaux travaux, notamment dans le domaine de l'histoire.

Les polémiques produisaient toutefois leur effet : la « Petite Eglise » se désagrégeait. M. Longchamp, curé de Villarepos, l'un des membres les plus actifs, essaya de ranimer le courage des défaillants. Il le fit par ce message plein de cœur adressé à ses confrères membres de la « Correspondance littéraire » [3] :

... En apprenant l'automne passé et, de nouveau au commencement de cette année, l'acharnement que l'on a mis à calomnier notre Correspondance, dans le but bien évident de la détruire, je me suis souvent demandé quel était le but de nos détracteurs et comment ils pouvaient concilier une profession ouverte de piété avec des propos si opposés à la charité ; je pourrais dire à la justice ! Et me rappelant tout le bien que m'avaient fait, dans mon isolement, et l'ancienne association et notre correspondance, je me disais à moi-même : si, nous surtout jeunes prêtres, si nous savions comprendre les déceptions, les ennuis, les dangers et les fautes que nous pourrions éviter, en établissant des rapports de confiance

[1] *Mélanges littéraires*, op. cit., 1843, 1er mai, p. 178-186.
[2] Op. cit., 1844, p. 1-12.
[3] Op. cit., 1844, p. 29-34.

avec des hommes vertueux et instruits, avec des confrères qui ont acquis l'habitude des affaires, la connaissance du cœur humain, en un mot avec des prêtres formés par l'expérience dans des positions pénibles et difficiles, si, dis-je, nous savions bien peser ces avantages, alors nous connaîtrions quels sont nos vrais intérêts et nos vrais amis, nous saurions le cas que nous devons faire de toutes ces déclamations, de tous ces bavardages et de toutes ces calomnies par lesquelles on cherche à rendre odieux quelques prêtres qui veulent se connaître, s'entr aider et s'instruire...

... Pourquoi donc faut-il que chez nous ces quelques prêtres qui, au sû de leur Vénérable Evêque, prennent un moyen pour se rendre plus à même de faire le bien dans leur saint état, soient l'objet de la jalousie et de la haine de ceux qui devraient au contraire les soutenir et les encourager ? Surtout dans notre diocèse, où le jeune clergé n'a pas les mêmes ressources, les mêmes moyens pour se former, que dans un grand nombre d'autres pays. En effet, que se passe-t-il chez nous ? Quelle carrière devons nous parcourir avant d'être relégués et livrés à nous-mêmes, comme curés ou comme chapelains dans un village ?

... Ayant donc parcouru tous les degrés de l'*éducation cléricale*, nous voilà placés dans un des bénéfices du diocèse. Si nous sommes dans une ville, ou dans un poste qui nous mette dans le cas d'avoir des rapports de devoir, ou de bienséance avec des personnes instruites clairvoyantes et bien élevées, que de fois nous serons embarrassés ! (à moins que nous soyons du nombre de ceux qui ne savent pas même douter) que de fois nous ferons rire à nos dépens ! et, ce qui est bien plus malheureux, que de fois nous nuirons à notre ministère ! Si nous sommes placés dans un poste de la campagne, notre isolement et nos relations avec les paysans feront que nous reprendrons en peu de temps leurs goûts, leur genre et leurs manières, avec une dose plus ou moins forte de suffisance et de prétentions ; de sorte qu'au bout de quelques années M. le Curé, ou M. le Chapelain, ne se plaira plus dans la compagnie de ses confrères, ne parlera plus de science ni de ministère ; mais il prendra sa récréation en fumant la pipe dans une auberge avec des paysans, il fera ses délices de leur parler d'intérêts, de bétail, etc. Or, c'est dans cet état de choses, que je ne crois que trop réel, que l'on cherche à prendre toutes espèces de moyens pour calomnier et désunir quelques prêtres qui ont recours à un moyen si inoffensif pour se connaître plus particulièrement, pour s'édifier et s'instruire ! En vérité, il faut l'avoir vu et entendu pour pouvoir le croire ! Que des méchants, que des anti-prêtres jettent des cris d'alarmes, qu'ils aient recours à leur arme ordinaire, à la calomnie, pour nous isoler et nous diviser, je les comprendrais ; mais que ce soient des personnages haut placés, chargés de procurer le bien de la religion, des prêtres même, des personnes qui font profession ouverte de piété ! Vraiment cela serait incroyable, si les preuves n'étaient pas plus qu'évidentes. Pour moi je m'estimerai toujours honoré et heureux d'être membre de la Correspondance ecclésiastique des prêtres du diocèse de Lausanne et de Genève, tandis qu'elle sera animée des intentions droites et pures qui l'ont dirigée jusqu'à présent. A tous nos détracteurs je répondrai par la belle maxime de feu M. Vuarin, l'illustre

curé de Genève : *Je crains la médisance et non la calomnie.* Je crains et, avec la grâce de Dieu, je craindrai toujours, que l'on puisse dire de moi avec quelque vérité et avec quelque fondement : Un tel prêtre est de mœurs suspectes, il boit avec excès, il néglige sa paroisse, ses instructions, ses catéchismes, ses malades, etc. ; mais que l'on m'appelle presbytérien, ennemi de l'Evêché, des couvents, etc., tout cela m'est fort indifférent. Je sais à quoi m'en tenir ; je sais quels sont mes sentiments de respect, d'obéissance et de dévouement pour notre Vénérable et Saint Evêque, qui dans plus d'une circonstance a été pour moi un bon père ; je me suis toujours fait un devoir de suivre ses directions. Quant aux couvents, nous leur donnons tous les jours des preuves de notre attachement : De quoi peuvent-ils se plaindre ? S'ils sortent de leurs attributions, tant pis pour eux...

C'est aussi à cette même époque que MM. Dey et Clerc acceptèrent d'être créés membres d'honneur de l'Association [1]. Malgré tous ces efforts, la « Correspondance littéraire » allait néanmoins cesser de vivre, sans autre motif apparent que le manque de zèle de ses adhérents, découragés par une animosité venue de l'extérieur. M. Aebischer mettait le point final à l'entreprise dont il avait été l'animateur par la lettre suivante, parue le 1er juillet 1841, dans le dernier numéro des *Mélanges littéraires* [2] :

Messieurs et Vénérables Confrères,

Je viens avec regret vous faire mes adieux, en vous annonçant la cessation finale de notre correspondance, dont j'ai l'honneur de vous envoyer le dernier numéro.

Notre entreprise était évidemment une bonne œuvre ; vous l'avez tous reconnu, Messieurs ; vos aveux éloquemment exprimés ont été publiés dans nos *Mélanges littéraires*. Mais notre œuvre n'a pas trouvé assez de sympathie ni assez d'appui, pour les raisons que vous connaissez et que quelques-uns de mes bons confrères sauront apprécier. Les uns ont manqué de zèle ; d'autres se sont laissé épouvanter par la calomnie ou décourager par de perfides insinuations ; presque tous en sont venus au point de se persuader que cette œuvre, bonne en soi, ne l'était plus dans les circonstances actuelles.

Monseigneur notre Evêque, qui nous avait fait écrire « qu'il voyait avec plaisir nos études et nos efforts », a déconseillé plus tard, à notre insu, à quelques prêtres estimables de prendre part à nos travaux littéraires ; ce qui a fini par décourager nos meilleurs correspondants : si bien que personne ne travaillant plus qu'à regret, je suis forcé de laisser tomber une entreprise si mal soutenue.

[1] Op. cit., 1844, p. 38-39.
[2] Op. cit., 1844, p. 139-140.

C'est inutile, Messieurs, de vous dire toutes mes pensées et toutes mes prévisions. Je vous répéterai seulement ce que personne d'entre vous n'ignore ; qu'aimant mon état au-delà de toute expression, tenant à son honneur et à la gloire du clergé de notre diocèse, j'ai cherché à être utile à mes jeunes confrères ou à profiter des études et de l'expérience de mes aînés ; j'ai travaillé pendant passé trente ans à atteindre ce but tant de fois exprimé. Dieu ne m'a pas accordé la consolation de voir mes efforts couronnés de succès ! J'adore ses impénétrables desseins et j'aime sa sainte volonté. Je prie, Monsieur le professeur Dey, d'agréer ici mes sincères remerciements, pour les intéressants articles d'histoire qu'il nous a fournis. Que Dieu l'en récompense. Vous trouverez toujours en moi, respectables confrères, un ami dévoué. Je me recommande à votre bienveillance et à vos bonnes prières.

Adieu, Messieurs !

Votre vieil ami et Confrère,
Le Doyen Aibischer,
directeur et fondateur de la Correspondance

Ainsi se terminait une activité qui avait duré plus de trente années. Après ce qui était arrivé en 1844, l'Association ne pouvait songer à reprendre son travail extérieur, du moins immédiatement, fût-ce même sous une forme encore plus simple.

En 1847 et durant les années qui suivirent, la Suisse — Fribourg en particulier — fut bouleversée par de tragiques événements : on ne pouvait alors penser à reformer la « Correspondance littéraire ». Après 1857, d'autres tâches s'imposèrent ; les circonstances étaient changées ; la « Petite Eglise », sous la forme qu'elle avait revêtue de 1810 à 1844, n'avait plus guère sa raison d'être.

Quoi qu'il en soit des circonstances qui précipitèrent la chute définitive de la « Petite Eglise », il faut rendre hommage aux hommes qui, durant un tiers de siècle, firent partie de cette Association et lui donnèrent le fruit de leurs labeurs. On peut dire, sans crainte de se tromper, que, par les études qu'il encouragea, par les travaux qu'il publia, par le souci de culture qu'il propagea, ce mouvement fut un élément bienfaisant dans la vie du clergé du diocèse de Lausanne et Genève. A une époque où toute communication était difficile, il réussit à grouper dans le travail intellectuel et dans l'effort des hommes de valeur qui, sans cela, se seraient probablement ignorés les uns les autres. A ce titre seul déjà, la « Petite Eglise » mérite l'attention et la reconnaissance de tous les esprits cultivés.

Die Inkorporation der Disentiser Klosterpfarreien 1491

Von Iso MÜLLER.

1. Die Pfarreien des engeren Immunitätsgebietes.

Das engere Immunitätsgebiet von Disentis erstreckte sich von der Reußklamm in der Schöllenen bis zum tobenden Wasser an dem Russeinerfelsen. Dieses Gebiet ist höchst wahrscheinlich als Ganzes zur Ausstattung der Abtei bei der Gründung geschenkt worden [1]. Es handelt sich daher hier um Disentiser Eigenkirchen, die vom Kloster aus errichtet wurden. Darunter sind Disentis und Medels, Tavetsch und Ursern verstanden.

Als älteste Pfarrei in der Nähe des Klosters ist *Tavetsch* nachgewiesen. Die Kirche des hl. Vigil im Tavetsch wurde 1205 eingeweiht. In einer Urkunde von 1338 unter Abt Thüring werden aber bereits St. Vigil im Tavetsch, St. Johann in *Disentis* und St. Martin in *Medels* genannt. Sie sollen dem Kloster einen genau umschriebenen Zins abliefern, was offenbar auf das Disentiser Eigenkirchenrecht hinweist. [2] Für Disentis sind einige Präsentationen von den Äbten nachgewiesen: 1409 präsentierte Abt Petrus Pontaningen (1402-38) nach dem Tode des Pfarrers Johannes Bünteninger als neuen Disentiser Pfarrer Johannes Bischof, den der Churer Bischof Hartmann auch bestätigte [3]. Zur Zeit des gleichen Abtes Peter ist auch ein Pfarrer « Johansen » nachgewiesen, vielleicht identisch mit einem der genannten Pfarrherren [4]. 1456 wurde Johannes Putlinger zum Pfarrer in Disentis be-

[1] Siehe vorläufig JHGG (= Jahresb. d. hist.-antiquar. Gesellschaft von Graubünden) 69 (1939) 137-138.

[2] Jahrzeitbuch von Tavetsch, fol. 16r, fol. 38r.

[3] Synopsis (c. 1696) ad an. 1409 (Kopie Disentis). *Mohr*, Regesten von Disentis (1853), Nr. 163.

[4] Lit. Dis. (c. 1650), Nr. 83 (Kopie Disentis). *Mohr*, Regesten von Disentis (1853), Nr. 187.

stellt, wobei aber der Abt Johannes Ußenprecht deutlich und urkundlich als ordinarius collator bezeichnet wird [1]. Nicht weiter bekannt ist die Stellung des 1475 nachgewiesenen « Petrus Brüg, sacerdos Desertinae » [2].

Ursern gehörte kirchlich zum Bistum Chur und grundherrschaftlich zum Kloster Disentis. So dürfen wir mit Recht schließen, das Kloster habe dort immer den Kirchensatz gehabt. Darauf weist schließlich auch der Titel der Talkirche St. Kolumban hin [3]. Die Kirche wird erstmals um 1200 erwähnt [4]. Urkundlich wird das Präsentationsrecht des Klosters 1484 als längst bekannte Übung belegt [5]. Als erster Pfarrer ist für 1288 « Herr Ulrich der Kilchherr von Vrsarron » erwähnt [6]. Bald nach dem 1. März 1365 wird Jakob Keller von Buochorn (Buchhorn-Friedrichshafen) Pfarrer in Andermatt, nachdem er in seiner Stellung als Kaplan von St. Benedikt bei Somvix sich mit dem Abte von Disentis überworfen hatte [7]. Für 1448 ist « Her Kûnrat Gros vor malen kilcher ze Vrseren » nachgewiesen [8], bald darauf 1452 Hans Nager von Lütkirch [9].

1473 resignierte der bisherige Pfarrer Erhard aus der Konstanzer Diözese. Abt Johannes präsentierte für denselben Michael Gaiff aus der Churer Diözese, der auch von Bischof Ortlieb am 3. Februar 1473 bestätigt wurde [10]. Am 20. Mai 1481 wurde ein Priester der Konstanzer Diözese Johannes Geißer (urkundlich : Geußer) von Ochsenhausen zum Pfarrer von Ursern bestellt. Dieser erhielt einen genauen Bestallungsbrief, wonach die Pflichten eines Pfarrers von Ursern sich in folgende Punkte zusammenfassen lassen : [11]

1. Die Wahl des Pfarrers treffen die Talleute, allein dieser muß noch vom Abte von Disentis die Pfarrei erhalten und vom Bischof von Chur

[1] Urk. des Kirchenarchivs Medels (Platta). Johannes Putlinger wäre nach der Synopsis (ad an. 1491) erst 1491 gestorben.

[2] *Stöcklin* († 1641), Breve Chronologium, Kopie Disentis, S. 21.

[3] Darüber *Hoppeler R.* im Jahrbuch f. Schweiz. Geschichte 32 (1907) 46 f.

[4] Passio Placidi, ed. Rousset, in Zeitschrift f. Schweiz. Geschichte 18 (1938) 264.

[5] *Denier A.*, Urkunden aus Uri, Bd. IV, Nr. 360 (= Geschichtsfreund Bd. 44, Jahrg. 1889).

[6] *Wegelin K.*, Die Regesten der Abtei Pfäfers (1850), Nr. 107.

[7] Darüber Zeitschrift f. Schweiz. Kirchengeschichte 29 (1935) 85.

[8] *Denier A.*, Urkunden aus Uri, Bd. III, Nr. 299 (= Geschichtsfreund, Bd. 43, Jahrg. 1888).

[9] Geschichtsfreund 6 (1849) 246.

[10] Synopsis ad an. 1473. Lit. Dis., Nr. 62.

[11] *Denier A.*, Urkunden aus Uri, Bd. IV, Nr. 348 (= Geschichtsfreund Bd. 44, Jahrg. 1889).

bestätigt werden. Ihnen wie auch dem Priesterkapitel (Dekanat ob dem Flimserwald = Surselva) soll er Gehorsam schulden [1].

2. Der Pfarrer soll die Talleute und ihre Hintersäßen bei ihren alten Gewohnheiten und Rechten belassen. Besonders darf der Pfarrer bei keinem andern Gerichte denn beim Talgericht Recht suchen, es sei denn in rein geistlichen Dingen oder daß sein Amt und seine Ehre sowie sein Leben in Mitleidenschaft gezogen würden.

3. Ohne Erlaubnis des Tales hat der Pfarrer seine Stellung nicht zu wechseln. Hat er aber seine Pfarrei verlassen, so soll er kein Anspruchsrecht mehr darauf haben.

4. Die Pfarrei hat der Pfarrer persönlich zu versehen. Nur mit Erlaubnis des Talammanns oder seines Statthalters darf er sich « vßer landt » begeben. Davon sind nur zwei Fälle ausgenommen. Erstens, falls er zum Schutz von Leib und Leben sich fortbegeben müßte, zweitens, falls er sich nur bis Altdorf, Airolo oder Disentis zu Marktzeiten und zur Lebensmittelbeschaffung begeben würde. Die Reise nach Chur und zu den Versammlungen des Priesterkapitels sind ihm ohne Erlaubnis gestattet.

5. Die Pfrundgüter und Pfrundwohnungen hat der Pfarrer in dem früheren Zustande gut zu erhalten ; einzig in seinem Garten erhält er mehr Freiheit. Umfangreiche Restaurationen wie den Unterhalt des Pfrundhauses und des dazugehörigen Gadens muß der Kirchenvogt (Kirchmeier) aus dem Pfrundvermögen bestreiten.

Dem Pfarrer stand der Kaplan der Liebfrauenkapelle in Hospental zur Seite. Das Verhältnis zwischen Pfarrer und Kaplan war schon 1448 genau geregelt worden. Vor allem hatte der Kaplan den Pfarrer in seiner Abwesenheit zu vertreten. Sonst aber war er in seinen kirchlichen Funktionen ganz vom Pfarrer abhängig. Die Liebfrauenkapelle war von der Talgemeinde gestiftet worden, die sich das Recht reservierte, jeden beliebigen Welt- oder Ordensgeistlichen anzustellen, wohl ohne Erlaubnis des Abtes [2].

II. Die Pfarreien des weiteren Immunitätsgebietes.

Der äußere Ring des Disentiser Klosterstaates erstreckt sich vom Russeinertobel bis zum St. Petersbach bei Obersaxen und nennt sich Sutsassialla, im Gegensatz zur Sursassialla, die oberhalb des Russeinerfelsens sich befindet (Supra saxella). Hier liegen die Pfarreien St. Johann Baptist in Somvix, St. Martin in Truns und St. Maria in Brigels. Ver-

[1] Über das Kapitel ob dem Wald siehe JHGG 49 (1919) 150.

[2] *Denier A.*, Urkunden aus Uri, Bd. III, Nr. 300 (Geschichtsfreund, Bd. 43, Jahrg. 1888). Dazu *Hoppeler R.* im Jahrbuch f. Schweiz. Geschichte 32 (1907) 51 f. Für spätere Verhältnisse *Curti P. N.* in Hist. Neujahrblatt von Uri 21 (1914) 47 f.

mutlich waren diese Kirchen früher alle bischöflich, weil bis zum Russeinertobel Bischof Tello 765 Besitzungen hatte und weil auch hier das Kloster weniger Fuß faßte.

Obwohl *Somvix* gerade an den Toren des engeren Abteistaates lag, läßt sich vor der 1491 erfolgten Inkorporation mit Disentis kein Beweis finden, daß hier die Äbte das Kollaturrecht besaßen. 1491 aber wurde betont, daß Disentis seit alters her das Kollaturrecht hatte [1]. *Truns* wurde 1491 nicht inkorporiert. Auch hier haben wir keinen Beweis, daß die Äbte das Präsentationsrecht hatten. Allein es ist für Somvix und Truns dennoch anzunehmen, daß sie unter Disentis standen, da ja das entferntere und am Rande des Abteistaates liegende *Brigels* schon 1185 unter das Kollaturrecht des Abtes von Disentis gestellt wurde [2]. Dies gibt uns einen Anhaltspunkt, wann etwa die Kirchen unter das Kloster kamen. Man wird nicht viel fehl gehen, wenn wir die Gründung der Pfarrei Disentis und der Pfarrei Ursern dem 9./10. Jahrh. zuweisen. Somvix und Truns (letzteres bestand schon vor der Klostergründung laut Tellotestament) werden noch vor dem 12. Jahrh. an Disentis gekommen sein. Hierauf folgt Brigels, das 1185 an das Kloster kam. 1205 wurde dann in Tavetsch eine Kirche und wohl auch Pfarrei gegründet.

Die Rechte des Klosters in Brigels, 1185 urkundlich begründet, ersieht man später daraus, daß Abt Johannes am 12. Mai 1469 die Kaplanei zu Brigels errichtete. Der Kaplan soll vom Pfarrer, von den Kirchpflegern und sechs andern gewählt werden. Der Kaplan hat auch den Pfarrer in seiner Abwesenheit zu vertreten. Ist der Pfarrer verhindert, in Schlans Messe zu lesen, so hat dies wiederum der Kaplan zu tun. Dieser ist in allem der Gehilfe des Pfarrers. Die Pflichten des Kaplans wurden mit Willen des damaligen Pfarrers « Peter Schnag » festgesetzt [3]. Sein Name steht auch auf der Stirne des 1469 aufgezeichneten Spendbuches für die Kaplanei [4]. Am 31. August 1480 bestätigte Bischof Ortlieb endlich die neue Kaplanei unter der Bedingung, daß dort kein Priester amten dürfe, der nicht durch ihn oder seinen Vikar zugelassen sei. Dem Kaplan wurden auch am Tage

[1] Die genauen Belege unten. Zum Ganzen *Curti N.*, Die rätischen Kirchen des Stiftes Disentis. Bündnerisches Monatsblatt 1921, S. 259 f.

[2] *Mohr*, Cod. dipl. I, Nr. 150. Dazu *Thommen*, Urkunden zur Schweizer Geschichte aus österr. Archiven 1 (1899) 17.

[3] Orig. Perg. Urk. des Gem. Archives Brigels, Nr. 3.

[4] « Peter Schnagen », Kirchenarchiv Brigels, Spendbuch 1469, S. 1. Dahin zu ergänzen sind die Angaben in JHGG 62 (1932) 148.

vorher, am 30. August 1480, unter Vermittlung von Abt Johannes und des Pfarrers Peter Schnag jährlich 27 reinische Gulden überwiesen [1]. Die Bestellung des Kaplans (Frühmessers) und die Pflichten des Pfarrers scheinen aber damals Anlaß zu verschiedenen Kritiken und Parteiungen gegeben zu haben. Wiederum war es Abt Johannes, der sich ins Mittel legte. Am 27. Februar 1481 kam es zwischen der Gemeinde Brigels und dem Pfarrer Peter Schnagg zu verschiedenen Übereinkünften. Danach sollte der Frühmesser jedes Jahr mit Handmehr gewählt werden, wobei der Pfarrer drei Stimmen hat. Entstehen Parteien, so sollen sie beim Landammann von Disentis Recht suchen. Vor allem soll darauf gesehen werden, daß die Wähler mit dem Petenten der Frühmesse nicht bis zum 4. Grad verwandt seien. Dem Pfarrer selbst werden die Stolgebühren genau festgesetzt, so 4 Plappart für die Verkündigung des Seelgerätes auf der Kanzel für das erste und das folgende Jahr. Wünscht man beim Begräbnis sowie beim Siebenten und Dreißigsten mehrere Priester, welche der Pfarrer aufnehmen soll, so soll dieser dafür entschädigt werden. Eine Frau, die eingesegnet und eingeführt wird, gibt dafür eine Kerze oder soviel bislang dafür entrichtet wurde [2]. Schnagg blieb Pfarrer von Brigels nur bis 1502 [3].

III. Die Pfarreien der Herrschaft Jörgenberg.

In der Herrschaft Jörgenberg liegen die Pfarreien St. Leodegar in Waltensburg und St. Andreas in Ruis. Die Kollatur über diese Pfarreien gehörte wohl den Freiherren von Räzüns, welche die Herrschaft Jörgenberg 1343 von den Werdenbergern gekauft hatten [4]. Abt Johannes Schnagg kaufte diese Herrschaft 1472. Erst seit diesem Jahre hat Disentis mit diesen Pfarreien Beziehungen aufzuweisen. Offenbar war der Fürstabt von Disentis auch der kirchenpolitische Nachfolger der Räzünser.

Als daher 1484 in *Waltensburg* der Pfarrer Georg Sellator gestorben war, erklärte Abt Johannes sofort, die Pfarreibesetzung gehöre pleno jure dem Kloster [5]. Er präsentierte dem Bischof als neuen Seelen-

[1] Orig. Perg. Urk. des Gem. Archivs Brigels, Nr. 6.

[2] Orig. Perg. Urk. des Gem. Archivs Brigels, Nr. 8.

[3] Praesentationsurkunden des bischöfl. Archivs in Chur für Brigels. Zu korrigieren sind die Angaben in JHGG 62 (1932) 148, welche auf späterdatierten Rechnungseinträgen beruhen.

[4] *Wartmann H.*, Rätische Urkunden (1891), Nr. 22.

[5] Orig. Perg. Urk. des bischöfl. Archivs Chur, Mappe 39: cuius ecclesie collatio siue jus presentandi dum vacat ad nos pleno jure dinoscitur.

hirten Jakobus Mönsch, einen Geistlichen der Churer Diözese, der dann bis 1487 blieb [1].

Auch St. Andreas in *Ruis* gehörte sicher unter die Disentiser Kollatur. Der Pfarrer von Ruis mußte nämlich am 26. März 1477 im Hause des Dompropstes Johannes Hopper vor einem öffentlichen Notar dem Abte von Disentis folgende Artikel beschwören : Der Pfarrer schuldet dem Abt und seinen Nachfolgern die nötige Achtung. Er darf sich nicht ohne Erlaubnis des Abtes entfernen, ferner soll er die Gewohnheiten und Privilegien des Klosters beobachten [2]. Es handelt sich also hier im Wesentlichen um die gleichen Punkte, welche auch der Pfarrer von Ursern 1481 geloben mußte. Die Pfarrei Ruis hatte 1478 Michael Griff aus der Konstanzer Diözese inne. Er war aber nur der Stellvertreter von Friedrich Swegler aus der gleichen Diözese. Als Griff resignierte, präsentierte Abt Johannes dem Bischof am 19. Mai 1478 Anthonius Franck aus der Churer Diözese [3]. Nach dem Tode des Anthonius Franck (1481) präsentierte Abt Johannes am 20. September Rudolf Cumanill [4].

IV. Die Pfarreien der Gruob.

Die in der Gruob um Ilanz gelegenen Pfarreien, welche Disentis sich erworben hat, haben unter sich keinen Zusammenhang. An die Spitze stellen wir St. Georg in *Ruschein* mit den Tochterkirchen St. Zeno in Ladir und St. Florin in Seth. Ruschein war seit Jahrhunderten im Besitz des Klosters Pfäfers. Nun kaufte Abt Johannes Schnagg 1489 die Zehnten der Kirche von Ruschein sowie ihrer Tochterkirchen und ein Lehen in Seth. Damit hatte Disentis wohl das Patronatsrecht dieser Kirchen erworben [5]. Die Schulden für die Erwerbung der Kirchenzehnten bereinigte Abt Johannes erst am 4. Juni 1496, an welchem Datum der Pfäferser Abt Melchior von Hörlingen 100 rheinische Florin

[1] Über ihn *Vasella O.* in JHGG 62 (1933) 136.

[2] Lit. Dis., Nr. 66. *Mohr*, Regesten von Disentis (1853), Nr. 216. Über Hopper *Vasella* in JHGG 62 (1932) 80, 86-87.

[3] Orig. Perg. Urk. des bischöfl. Archivs Chur : Ruwis ..., cuius ius patronatus seu potestas praesentandi ad nostrum monasterium pleno iure dinoscitur pertinere.

[4] Orig. Perg. Urk. des bischöfl. Archivs Chur, Mappe 147. Über Cumanill s. JHGG 1932, p. 141, Nr. 187.

[5] Synopsis ad an. 1489. Darüber ausführlich *Castelmur* in JHGG 57 (1927) 48-49. Bündnerisches Monatsblatt 1921, S. 261, berichtet ohne weitere Quellenangabe, Abt Johannes habe 1481 die Kollatur von Ruschein um 600 fl. erworben.

erhielt [1]. Das Kloster Pfäfers erlebte damals nicht zuletzt infolge Einmischung der sieben Schirmorte keine glänzenden Tage. Darum verkaufte es auch 1494 Zehnten und Kirchensatz von Männedorf an das Kloster Einsiedeln [2].

Fellers war vielleicht schon länger unter Disentis, da 1283 dortige Zehnten an die Werdenbergischen Klostervögte verkauft wurden, die aber 1321 wieder an das Kloster zurückkamen [3]. Als Rudolf Opp 1484 auf die Pfarrei verzichtete, legte sofort Abt Johannes am 6. Mai 1484 seine Hand darauf [4]. Er präsentierte dem Bischof Ortlieb von Chur als neuen Pfarrer Gabriel Stephani aus Fellers.

In *Valendas* war Disentis schon seit Tellos Schenkung begütert [5]. Als der Pfarrer Johannes Südlin starb, präsentierte Abt Johannes Schnagg am 22. März 1473 den Konstanzer Kleriker Leonhard Büchler [6]. Disentis erhob auch Anspruch auf den Nachlaß des Pfarrers (Spolienrecht). Die Mitglieder der Pfarrei Valendas beanspruchten aber den dritten Teil davon, allein durch den Spruch des geistlichen Richters in Chur vom 28. Januar 1477 erhielt der Abt die ganze Hinterlassenschaft zugesprochen [7]. Ähnlich verlangte ja auch Abt Johannes 1484 die Hinterlassenschaft des Pfarrers in Ursern [8].

Zwischen *Ems* und Disentis gab es schon früh Beziehungen. Otto I. schenkte schon 960 und 965 Besitzungen in Ems an das Kloster Disentis [9]. Vielleicht war die romanische Kapelle St. Peter am Fuß des Schloßhügels die Kapelle des Disentiser Hofes und daher die Basis für die spätere Kollatur in Ems [10]. Das Präsentationsrecht ist uns für das 14. Jahrh. belegt. Heinrich von Bregenz aus der Churer Diözese

[1] Aufzeichnungen von *A. Stöcklin* (1628) in Cod. Fab. XXVI (Stiftsarchiv St. Gallen), fol. 193v. Vgl. *Wegelin K.*, Die Regesten von Pfäfers (1850), Nr. 794.

[2] *Henggeler R.*, Profeßbuch von Pfäfers (1931), S. 73-76.

[3] Synopsis ad an. 1283, 1321. Die frühere Zugehörigkeit der Pfarrei Fellers ist unbestimmt. Siehe *Curti N.* im Bündnerischen Monatsblatt 1921, S. 262.

[4] Orig. Perg. Urk. des bischöfl. Archivs Chur: cuius quidem parrochie collatio siue jus presentandi dum vacat ad nos pleno jure dinoscitur pertinere.

[5] Siehe JHGG 69 (1939) 34, 135-136.

[6] Synopsis ad an. 1473. Über Büchler, der 1464 Schulmeister in Biberach war, vgl. *Vasella* in JHGG 62 (1932) 41, 43.

[7] Lit. Dis., Nr. 64. *Mohr*, Regesten von Disentis (1853), Nr. 215.

[8] Andere Beispiele siehe *Bertogg H.*, Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte der Kirchgemeinde am Vorder- und Hinterrhein (1937), S. 91, 106.

[9] *Mohr*, Cod. dipl. I, Nr. 55, 60.

[10] Bündnerisches Monatsblatt 1921, S. 263.

gelangte an Clemens VII. in Avignon (1378-94), also den ungesetzlichen Papst, um die Pfarrei Ems zu erhalten, deren Kollaturrecht der Abtei Disentis zustand [1]. Dann hören wir hundert Jahre nichts mehr davon. Am 29. Mai 1481 trat Franciscus de la Porta als Pfarrer der Kirche St. Johann Baptist in Ems zurück, welche Pfarrei er wohl seit 1460 inne hatte. Er bittet den Papst, die Pfarrei an Heinrich Gabelon zu geben [2]. Das Einkommen der Pfarrei wird auf 11 Mark geschätzt. Davon wünscht de la Porta eine jährliche Pension von 26 rheinischen Gulden [3].

V. Die Inkorporation der Klosterpfarreien 1491.

Abt Johannes wandte sich am 24. Juli 1489 an den Stand *Luzern*, um eine Empfehlung von der Tagsatzung an Papst Innozenz VIII (1484-92) zu erhalten [4]. Der Disentiser Prälat setzte den Luzerner Ratsherren auseinander, daß er eine für das Kloster wichtige Angelegenheit vor den Hl. Vater bringen müsse, wozu er die besondere Förderung der eidgenössischen Boten nötig habe. Der Abt strich besonders « vnser brav und lieb fründt gemainer eytgnossen » gut heraus und betonte, daß er und das Bündner Oberland mit Uri, Schwyz und Unterwalden sowie Glarus « verwandt » seien. Mit der Waldstätte bestanden ja schon seit der Gründung des Grauen Bundes 1395 gute Beziehungen [5]. Glarus war seit 1400 mit dem Grauen Bunde verbündet [6]. Der Abt wollte eine Empfehlung an die *Tagsatzung*, weil ja die X Orte am 11. Februar 1486 mit Papst Innozenz VIII. ein Bündnis geschlossen hatten, das wiederum auf ein früheres Bündnis mit Sixtus IV. von 1479 zurückging [7]. Als dann wirklich die Tagsatzungsgesandten am 3. August 1489 in Luzern zusammenkamen, bewilligten sie die Empfehlung an den Papst, doch sollte sie der Abt gegen niemanden gebrauchen, der zur Eidgenossenschaft gehörte [8]. Dieses vorsichtige

[1] *Göller E.*, Repetitorium Germanicum 1 (1916) 45. Dazu die Originaltexte des Vatikanischen Archivs (Reg. Supp. 65, fol. 139r).

[2] Über die Familie Gablon JHGG 62 (1932) 120, ferner HBLS 3 (1926) 366.

[3] *Wirz C.*, Regesten zur Schweizergeschichte aus päpstlichen Archiven 2 (1912) 44 ; 4 (1913) 195-196.

[4] Orig. Perg. Urk. im Staatsarchiv Luzern. Kopie Disentis in LD, S. 8-9. Rundsiegel des Abtes Johannes Schnagg hängt daran.

[5] *Mohr*, Cod. dipl. IV, Nr. 194, S. 261.

[6] JHGG 20 (1890) 10.

[7] Eidgenössische Abschiede 3 (1858) 228, 669, 717.

[8] l. c. 326.

Arbeiten des Abtes galt keinem andern Ziele als der nachfolgenden Inkorporation von einigen Klosterpfarreien.

Die Empfehlung der Eidgenossen genügte aber dem Abte nicht, er wandte sich auch an den Herzog von Mailand. Als das Kloster wohl anfangs November 1490 seinen Boten mit dem großen Auftrag nach Rom sandte, sprach dieser am herzoglichen Hofe in Mailand vor. Der Herzog von Mailand ließ sogleich am 16. November 1490 dem Disentiser Gesandten zwei Empfehlungsschreiben ausstellen. Das erste war an den Verwandten des Herzogs, Kardinal Ascanio Sforza, ausgestellt, in welchem der Disentiser Abt als vorzüglicher Hirte (optimus pastor) empfohlen wurde [1]. Der Kardinal möge beim Papste und den übrigen, auf welche es ankomme, seinen Einfluß geltend machen, damit der Bote möglichst bald das Ziel erreichen und nach Hause eilen könne [2]. Der zweite Empfehlungsbrief des Herzogs war an den Bischof von Tortona und Stefan Taberne in Rom gerichtet [3]. Diese möchten die Angelegenheit des Abtes möglichst bald betreiben. Falls der Disentiser Bote zu wenig Geld habe, um die Ausgaben zu bestreiten, so möge man sich einfach an einen Bankier in Rom wenden. Dieser könne dann wiederum das ausgegebene Geld durch seinen Korrespondenten in Mailand bei ihm einziehen, doch dürfe die Summe nicht mehr als 50 Dukaten betragen [4]. Mit diesen beiden kostbaren Schreiben versehen, mochte der Bote von Disentis mutig seinen Weg zur Päpstestadt antreten.

Die Eingabe des Abtes ist uns inhaltlich in der Rückschrift des Papstes Innozenz VIII. vom 10. Januar 1491 genau erhalten [5]. Die Disentiser klagten, Krieg und Aufruhr hätten das Kloster schwer geschädigt. Die Klostergebäude, die schon früher (1387) vom Feuer

[1] Ascanio Sforza (1455-1505) wurde 1484 Kardinal. Er war als Sohn des Francesco Sforza der Onkel des regierenden Mailänder Herzogs Gian Galeazzo Sforza. Über Ascanio siehe Lexikon f. Theologie u. Kirche 9 (1937) 518.

[2] Archivio di Stato Milano, Registri Missive, Nr. 178. Ich benutze für alle Dokumente des mailändischen und römischen Archivs die Kopien im Bundesarchiv zu Bern.

[3] Stefano Taberna entstammte einer edlen mailändischen Familie, war Gesandter Mailands in Rom, wurde 1497-1499 Bischof von Parma, starb 1499. *Pastor L.*, Geschichte der Päpste 3 (1895) 820.

[4] Archivio di Stato Milano, Registri Missive, Nr. 178. Ein gleiches Schreiben datiert vom 12. November 1490 (ebenda Cart. 109, Vol. 178). Offenbar war der Gesandte von Disentis bereits am 12. November in Mailand.

[5] Vatikanisches Archiv: Reg. Lat. 899, fol. 30 L. *Wirz C.*, Regesten zur Schweizergeschichte aus päpstlichen Archiven 5 (1915) 170. Lit. Dis., Nr. 27, Synopsis ad an. 1490.

heimgesucht worden seien, bedürften notwendig einer Reparatur, wofür aber die Mittel nicht ausreichten. Selbst der Unterhalt der Mönche und die bei den Benediktinern selbstverständliche Gastfreundschaft seien gefährdet. All diese Begründungen kehren in vielen ähnlichen Bittgesuchen wieder und sind teilweise als formelhaft anzusehen. Von einem damaligen Kriege im Bündner Oberland wissen wir auch nichts. Der Abt bat nun um vollständige Inkorporation der Pfarreien St. Johann Baptist in *Ems* und St. Johann Baptist in *Disentis* samt der Filiale St. Martin in Medels, ferner St. Maria in *Brigels* und St. Vigil in *Tavetsch*. Näherhin wird diese Vereinigung damit begründet, daß diese Pfarreien bei Erledigung der Pfarrerstelle unter dem Kollaturrecht des Abtes stünden [1]. Damit glaubt das Kloster auch dem pastorellen Vorteil zu dienen, da in den genannten Pfarreien infolge ihrer abgelegenen Lage unwissende und sittenlose Kleriker angestellt worden seien [2]. Der Abt aber wolle nur einwandfreie Mönche oder Weltgeistliche anstellen. Die Pfarreien seien nicht drei deutsche Meilen vom Kloster entfernt (Deutsche Meile = 7,5 km). Die Einnahmen aus diesen Pfarreien berechnete das Kloster folgendermaßen: Ems und Disentis sowie Brigels jährlich je 6 Mark, Tavetsch 4 Mark. Die Abtei selbst bezifferte ihre jährlichen Einkünfte auf 80 Mark.

Papst Innozenz VIII. gab den Bitten des Abtes nach, vereinigte für ewig die Pfarreien mit dem Kloster und gestattete, daß das Kloster beim Tode oder der Resignation der betreffenden Pfarrherren die Pfarreien sukzessive zur Hand nehme. Mönche oder Weltgeistliche, die dazu geeignet sind und nach dem Dafürhalten des Abtes abgesetzt werden können, sollen die persönliche Seelsorge übernehmen, und zwar ohne weitere Begrüßung des Diözesanbischofs [3].

[1] Parrochiales ecclesie que dum pro tempore vacant ad collationem et provisionem abbatis dicti monasterii pro tempore existentis de antiqua et approbata hactenusque pacifice observata consuetudine pertinere noscuntur. Das «dum pro tempore vacant» will nicht besagen, daß diese Pfarreien gerade jetzt frei seien, da die Urkunde bald darauf vom sukzessiven Besetzen der Pfarreien spricht. Auch in der späteren Inkorporation vom 25. Mai 1491 steht wiederum der gleiche Ausdruck.

[2] Vgl. Jahrzeitbuch von Tavetsch, fol. 39r: «Fuit olim hic in Aetuatia plebanus D. Joannes, qui duxit uxorem de genere Busch». Vielleicht ist dieser identisch mit dem 1481 nachgewiesenen «Johannes Gisel, kilchherr in Tafötsch». Gemeindearchiv Brigels, Urk. Nr. 8.

[3] liceat abbati et conventui personis ... corporalem ecclesiarum et annexorum iuriumque et pertinentiarum predictorum possessionem propria auctoritate libere apprehendere ac perpetuo retinere, etc. per monachos dicti monasterii seu alios presbiteros seculares ydoneos ad nutum prefati abbatis amovibiles in divinis

Schon am 18. Januar 1491 wurden durch das Haus Johannes Moderni, das sich wiederum des Pandolfus de la Casa bediente, für die Inkorporation der 4 Pfarreien 52 Goldgulden und 40 Bol. (= Bolognini, d. h. Kleinmünze von Bologna à 6 Quattrini) der apostolischen Kammer in Rom als Annate (Taxe bei Pfründenverleihung) abgegeben [1]. Da diese prompte Zahlung doch kaum darauf zurückzuführen ist, daß ein Bote von Rom nach Disentis und zurück innert acht Tagen gelaufen ist, möchte man annehmen, diese Zahlungen seien auf das Konto des Herzogs von Mailand erfolgt, wie dieser ja gestattet hatte.

Die Freude über den Erfolg wurde insofern getrübt, als man bald darauf fürchtete, die päpstliche Bulle könnte als erschlichen und daher ungültig erklärt werden. Man hatte nämlich die Einverleibung der Pfarreien dadurch begründet, daß diese nicht mehr als drei Meilen vom Kloster entfernt seien. Das traf nun aber bei Ems nicht zu. Um ja die Inkorporierung nicht zu gefährden, machte das Kloster wieder eine Eingabe in Rom, um speziell Ems einzubegreifen. Die päpstliche Antwort vom 22. September 1491 bestätigte nochmals die ganze Inkorporation und bemerkte ausdrücklich, daß auch Ems darin einbeschlossen sei, obgleich es nicht drei, sondern 5 bis 6 deutsche Meilen von Disentis entfernt liege [2]. Die Mönche hätten sich aber trösten können, da die römischen Urkunden dieser Zeit immer Disentis im Blegnotale lokalisieren und dabei dennoch vom Bistum Chur und dem Grauen Bunde sprechen (Vallis Belligni liga grisa).

Der große Erfolg vom 10. Januar 1491 lockte zu weiterem Vorgehen. Abt Johannes hatte wohl auch nur darum so schnell seine Taxen erledigt, um sich das Wohlwollen am Tiberflusse zu erhalten. Durch die Bulle vom 25. Mai 1491 erreichte Disentis, daß ihm St. Johann Baptist in *Somvix*, St. Blasius in *Valendas* und St. Remigius in *Fellers*, ferner St. Georg in *Ruschein* mit dem zugehörigen St. Zeno in *Ladir* inkorporiert wurden. Die Begründungen und Bedingungen sind genau die gleichen wie bei der ersten Einverleibung von Pfarreien am 10. Januar 1491. Um einen Formfehler, wie er bei Ems eingetreten war, zu vermeiden, wurden die Pfarreien vom Abt nur als genügend nahe geschildert (monasterio satis propinque). Ausdrücklich werden

deserviri ... diocesani loci et cuiusvis alterius licentia super hoc minime requisita.

[1] Archivio di Stato Roma: Quitancie 1490/92, fol. 96. *Wirz* l. c. 171.

[2] Archivio Vaticano Reg. Lat. 911, fol. 125 b. Dazu Archivio di Stato Roma: Annate 1491/92, fol. 215 b. Dazu *Wirz* l. c. 171. Lit. Dis., Nr. 27 b.

diesmal auch die dazugehörigen Kapellen allgemein als miteinbeschlossen erwähnt (ecclesiarum et annexarum cappellarum). Die Erträgnisse werden vom Abt für jede Pfarrei auf 4 Mark eingeschätzt, diejenigen des Klosters wiederum auf 80 Mark [1].

Auch diesmal wurden die Spesen prompt gezahlt, wiederum wohl durch den Herzog von Mailand. Am 4. Juni 1491 waren 38 Goldflorin durch Pandulf de la Casa der apostolischen Kammer überwiesen worden [2]. Sofort dankte der Abt Johannes dem Erzkanzler Bartholomeo Chalco in Mailand am 7. Juni 1491 und bat ihn zugleich, einen beigegebenen höchst pressanten Brief dem in Rom befindlichen Magister Hainrich Raff oder dem Prokurator des Abtes, Thomas Karoli, zu übergeben [3]. Vielleicht betraf dieser wichtige Brief die Gesamtbestätigung der Privilegien und Freiheiten sowie der neuen Inkorporationen durch Innozenz VIII., welche am 23. Dezember 1491 erfolgte. Damit wurden alle Indulte der früheren Päpste und der Klosterbesitz sowie die erst in neuerer Zeit mit dem Kloster kanonisch verbundenen Kirchen und Benefizien erneut anerkannt. Das Kloster wurde wiederum als päpstliches Schutzkloster aufgenommen [4].

Den Disentisern aber mußte doch wohl etwas um ihre Inkorporationen bangen, als *Alexander VI.* Borja (1492-1503) den Stuhl Petri bestieg und gleich am 27. August 1492 alle von seinem Vorgänger gemachten Inkorporationen zurücknahm. Allein bereits ein Jahr darauf, am 19. Juli 1493, bestätigte Alexander VI. alle Inkorporationen, welche Disentis von Innozenz VIII. erhalten hatte. Ausdrücklich wurde auch Ems genannt. Kurz darauf, am 28. Juli 1493, bestimmte der Papst den Abt von Einsiedeln, Konrad von Hohenrechberg, ferner

[1] Archivio Vaticano Reg. Lat. 946, fol. 121, mit allen betreffenden Bullen in der Bestätigung Alexanders VI. von 1493. *Wirz* l. c. 171. Lit. Dis., Nr. 27 c. Synopsis ad an. 1491.

[2] Archivio di Stato Roma: Quitancie 1490/92, fol. 123 b. *Wirz* l. c. 171. Lit. Dis., Nr. 41, mit falschem Datum vom 10. Jan. statt 25. Mai für die eigentliche Inkorporation.

[3] Archivio di Stato Milano: Svizzeri e Grigioni. Brief vom 7. Juni 1491 (Orig.): Supplico et instanter peto, quatenus dignemini eas (sc. litteras) mittere in curiam romanam citius quam valetis domino et magistro Hainrico Raff Cappellano et servitori D. D. Cardinalis Alerianensi, qui moratur in hospiciis zu dem Engil aut in der Gloggen aut zu dem Tuffil aut quod presententur domino et magistro Thome Karoli procuratori meo in hospiciis supra nominatis. Über Raff siehe *Wirz C.*, Regesten zur Schweizergeschichte aus päpstlichen Archiven 5 (1915) 227, 250; 6 (1918) 35, 40, 116. Über den Kardinal von Aleria (Corsica) ebenda im Register des Bd. IV (1913), V (1915).

[4] Text der Bulle im Bündnerischen Monatsblatt 1932, S. 151-152.

die Pröpste von St. Felix und Regula in Zürich und St. Leodegar in Luzern als Exekutoren der Bulle. Ihnen oblag es, die erlaubten Inkorporationen, wenn nötig feierlich zu verkünden und dafür kräftig einzustehen [1].

VI. Die Auswertung der Inkorporationen.

Wenn man die Liste der inkorporierten Pfarreien durchgeht, so fällt sofort auf, daß nicht alle Pfarreien des Klosters einverleibt wurden. Zunächst wurde St. Kolumban in *Ursern* nicht inkorporiert, was begreiflich ist, da Ursern seit dem Landrechtsvertrage von 1410 mit Uri eigene Wege ging. Auch hatte sich Disentis ja gerade 1484 über Kirchensatz und Abgaben geeinigt. Das traditionelle Recht der Pfarrwahl durch die Pfarrei war damals auch ausdrücklich vom Abt zugegeben worden. Auffallenderweise ebenfalls nicht inkorporiert ist die Pfarrei *Truns*, nachdem doch in einer Linie von der Oberalp den Rhein abwärts die Pfarreien Tavetsch, Disentis und Somvix dem Kloster einverleibt wurden. Vielleicht war dort ein tadelloser Pfarrer, mit dem die Gemeinde gut fuhr, oder dann eine sehr selbständige Gemeinde. Daß auch *Waltensburg* und *Ruis* nicht mit Disentis verbunden wurden, verdient erwähnt zu werden. Da diese beiden Pfarreien aber erst 1472 vom Grafen von Zollern, dem bisherigen Besitzer der Herrschaft Jörgenberg, übernommen wurden, war die Zeit wohl zu kurz, um dort eigentlich Fuß zu fassen [2].

Theoretisch war nun durch die Inkorporation der Pfarreien eine rechtsgeschichtliche Umwälzung erreicht. Bei den Kollaturpfarreien hatte Disentis nur das Präsentationsrecht des Pfarrers, ferner das Spolienrecht. Bei den inkorporierten Pfarreien aber erhielt Disentis das Recht auf den ganzen oder teilweisen Kirchenbesitz, damit aber auch die Unterhaltungspflicht der Kirche und des Geistlichen. Wie stand es aber in der Praxis ?

Zunächst ließen Abt Johannes und seine Nachfolger tatsächlich

[1] Archivio Vaticano Reg. Lat. 946, fol. 121. In der Urk. vom 28. Juli 1493 sind inseriert die Urk. vom 10. Jan. 1491, 22. Sept. 1491, 25. Mai 1491, 19. Juli 1493. Dazu *Wirz C.*, Regesten zur Schweizergeschichte aus den päpstlichen Archiven 6 (1918) 39-40. Lit. Dis., Nr. 27 a-e. *Stöcklin* († 1641), Brevis Chronologia, Nr. 59. Synopsis ad an. 1493.

[2] Diese Ausführungen sind entnommen aus *Curti P. N.* im Bündnerischen Monatsblatte 1921, S. 260, 267.

die erhaltenen römischen Pergamenturkunden nicht verstaubt in der Truhe liegen, sondern besetzten einige Pfarreien mit eigenen *Patres*. Der Mönch Oswald Gabler kam nach Tavetsch, wo gerade die Pfarrei des hl. Vigilius frei war [1]. P. Martin Calbiert ist 1506/07 als Pfarrer in Tavetsch nachzuweisen [2]. Als 1492 durch den Tod von Pfarrer Georg Anselm auch die Pfarrei Valendas frei wurde, bestimmte der Abt den Mönch Ulrich Willi für dieselbe [3]. Er blieb dort bis mindestens November 1522, was für seine Beliebtheit und Klugheit sprechen dürfte [4]. Um das Jahr 1500 wurde der Mönch Johannes Spißeger wahrscheinlich erster Pfarrer von St. Martin in Medels [5]. Die Trennung des Medels von Disentis wurde nämlich endgültig erst am 8. Juli 1500 besiegelt [6]. Somit besetzte also das Kloster vorläufig nur drei Pfarreien sicher: *Tavetsch, Medels* und *Valendas*.

In den Inkorporationsbullen hatte es geheißen, der Abt könne ohne Erlaubnis des *Bischofs* die Pfarrherren einsetzen (diocesani loci et cuiusvis alterius licentia super hoc minime requisita). Auch diese Möglichkeit wurde nicht ausgenützt, wie wenigstens Praesentationsurkunden für die Weltgeistlichen dartun. Abt Johannes setzte 1494 seinen illegitimen Sohn Beat Schnagg auf die Pfarrei *Ems*, als dort Pfarrer Gablon gestorben war. Bischof Heinrich von Höwen bestätigte diese Übertragung am 20. August 1494 [7]. Der neue Pfarrer blieb dort bis 1539, nachdem er 1520 noch Dekan des Kapitels nid dem Wald

[1] Synopsis ad an. 1490.

[2] *Schumacher Ad.*, Cultus praestiti Placido et Sigisberto Sanctis (Rom 1905), S. 40 zum 12. Juli 1506. Dazu Synopsis ad an. 1507.

[3] Synopsis ad an. 1492. *E. Camenisch*, Bündner Reformationsgeschichte (Chur 1920), p. 292-296. Vgl. Reg. libr. hor. (Bisch. Archiv) 25 a.

[4] *E. Camenisch* im Bündnerischen Monatsblatt 1924, S. 245-248.

[5] Synopsis ad an. 1491: Joannes Spißeger, Medellii Rector post obitum Joannis Butlinger. Der letztere ist 1456 als Pfarrer in Disentis nachweisbar. Urk. 1456 im Kirchenarchiv Medels (Platta).

[6] *Mohr*, Cod. dipl. IV, Nr. 258, mit Lesefehlern und falscher Datierung auf 1400.

[7] Synopsis ad an. 1494: Cum hoc anno ecclesia S. Joannis Baptistae in Embs per obitum Henrici Gablon vacasset, Joannes Abbas noster eam contulit Beato Snag Presbytero Diocesis Curiensis juxta tenorem Bullae a sede apostolica obtentae, quem Henricus ab Heuwen hoc anno confirmavit, die 20. Augusti anno 1494. Entweder bezieht sich die Papstbulle auf die Inkorporation oder dann auf die Legitimierung des Beat Schnagg. Wegen dieser Besetzung der Pfarrei Ems ist vielleicht Abt Johannes mit P. Ulrich Willi in Konflikt geraten. Am 26. Februar 1494 bat der Herzog von Mailand den Cardinal Visconti, den P. Ulrich zum Schweigen zu bringen. Minuta im Archivio di Stato Milano: Roma (già Potenze Estere).

(Sutselva) geworden war [1]. Ebenso präsentierte der Disentiser Abt am 16. Januar 1502 den Johannes Schmid an Stelle des Peter Schnagg (Schnagk) in *Brigels* dem Bischof Heinrich von Chur [2]. Dabei bemerkt der Abt freilich, daß die Pfarrei jetzt dem Kloster gemäß päpstlichem Spruche zugeteilt sei [3]. Selbst die Pfarrei *Disentis* wurde nicht anders behandelt. Am 8. Juli 1500 war der Weltgeistliche Johannes Grimmenstain Pfarrer von Disentis [4]. Als dieser gestorben war, präsentierte der Abt am 28. August 1504 einen Geistlichen der Churer Diözese Ulrich Rûf [5].

Trotzdem auch *Fellers* 1491 inkorporiert wurde, präsentierte der Abt dem Bischof dennoch nach dem Tode des Thomas Lampartter den Churer Geistlichen Leonhard Fûrer im Jahre 1507. Der Wortlaut der Urkunde hebt sich in keiner Weise von dem der Präsentationsurkunden vor 1491 ab [6]. Im *Tavetsch* waren sich wohl zwei Disentiser Patres als Pfarrer gefolgt, Oswald Gabler und Martin Calbiert. Als dieser letztere gestorben war, präsentierte Abt Johannes Brugger am 2. Februar 1508 den Konstanzer Kleriker Johann Giger dem Churer Bischof Paulus, indem er freilich bemerkte, die Pfarrei sei inkorporiert [7]. So wenig wurde offenbar der Passus der Inkorporationsbullen, daß Disentis nicht an die Erlaubnis des Bischofs gebunden sei, in Tat und Praxis beachtet, daß sogar das spätere Regestenwerk des Abtes Placidus Reinmann (ca. 1650) die betreffende Stelle nicht mehr wiedergab [8]. Vielleicht wäre es überhaupt schwer gewesen, diese Erlaubnis durchzusetzen. Tatsächlich hat ja auch Bischof Planta 1554 den Neupriester

[1] *Vasella* in JHGG 62 (1932) 148-149.

[2] Orig. Perg. Urk. des bischöfl. Archivs Chur.

[3] ecclesia ... nobis et monasterio nostro a sancta sede apostolica pleno iure exstitit et est incorporata.

[4] *Mohr*, Cod. dipl. IV, Nr. 258.

[5] Urk. im bischöfl. Archiv in St. Gallen, wohin sie wegen der Bezeichnung S. Johannis Baptiste in Gamps (= in Campo bei Disentis) kam, weil man irrtümlicherweise unter Gamps das sanktgallische Gams verstand. Auf die Urkunde machte mich Dr. O. Vasella, Freiburg, aufmerksam ; deren Wortlaut übermittelte mir freundlichst Stiftsarchivar Dr. P. Staerkle, St. Gallen. Der neue Pfarrer Ulrich Rûf ist vielleicht identisch mit Ulrich Duff (?), Pfarrer in Disentis am 12. Juli 1506 (Lesefehler !). Siehe *Schumacher Ad.*, Cultus Placido et Sigisberto Sanctis (Rom 1905), S. 40.

[6] Orig. Perg. Urk. des bischöfl. Archivs Chur : cuius jus patronatus collatio presentatio vel queuis alia dispositio vel prouisio ad nos nostrumque monasterium prefatum pleno jure pertinere dinoscitur. Von der Inkorporation steht kein Wort.

[7] Orig. Perg. Urk. des bischöfl. Archivs Chur : ecclesiam parochialem seu verius eius vicariatum sancti Vigelii in Tafetsch Curiensis diocesis nostro monasterio incorporatam.

[8] Lit. Dis., Nr. 27 a.

Christian von Castelberg einer Prüfung unterzogen, bevor ihm Tavetsch als Seelsorgeterritorium übertragen wurde [1]. Freilich ist hier zu beachten, daß es sich um einen Neupriester handelt und der Bischof als Legatus a latere besondere Vollmachten hatte. Aber alle diese Präsentationen überblickend müssen wir doch sagen, daß es faktisch bei der Besetzung der Klosterpfarreien beim alten Modus blieb, nur daß jetzt leicht Patres als Pfarrer eingestellt werden konnten. Einzig neu war wohl, daß das Kloster präsentierte Geistliche anhalten konnte, einen Teil des *Pfrundeinkommens* dem Kloster abzutreten. So mußte der in Brigels angestellte Dom. Mönsch jährlich 25 Gulden zahlen, gemäß Abmachungen vom 19. November 1506 [2].

Der Geist der Oberländer war schon in dieser Zeit wohl zu freiheitlich, als daß das Kloster eine wirkliche Inkorporation hätte durchführen können. Wie in Ursern, so bestand auch in bündnerischen Kirchenspielen die freie Wahl des Pfarrers. Die Gemeinde hatte ja auch die freie Verwaltung der Kirchengüter, wie 1441 für Fellers nachgewiesen ist [3]. Diese Selbständigkeit zeigte sich in dem deutlichen Bestreben, die großen Pfarreien zu spalten, so Medels von Disentis (1500), Schlans von Brigels (1518), Seth von Ruschein (1526), Andest von Waltensburg (1526) usw. Auch der rege Baueifer in den Disentiser Pfarreien wie auch in allen bündnerischen ist sehr bemerkenswert [4]. Man wird diese Äußerungen nicht allein als Belege für die wachsende Gemeindeautonomie allein auffassen, sondern auch als Zeugen der spätmittelalterlichen Frömmigkeit. Wie weit aber auch das Autonomiestreben der Gemeinde Disentis dem Kloster selbst gegenüber gewachsen war, zeigen die Bestimmungen von 1472. Die volle Selbständigkeit der Gemeinden aber in Bünden gegen die Kirchen wurde in den beiden Artikelbriefen von 1524 und 1526 klar [5].

[1] Lit. Dis., Nr. 47. *Mohr*, Regesten von Disentis (1853), Nr. 306.

[2] Lit. Dis., Nr. 65. *Mohr*, Regesten von Disentis (1853), Nr. 261-262. Darüber weiter *Curti* in Bündnerisches Monatsblatt 1921, S. 266-267. *Cahannes J.*, Das Kloster Disentis vom Ausgang des Mittelalters bis 1584 (1899), S. 32-33. Ähnlich mußte der Pfarrer von Thusis seit 1505 dem Kloster Kazis 10 Pfund entrichten. *Bertogg H.*, Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte der Kirchgemeinde am Vorder- und Hinterrhein (1937), S. 91.

[3] Bündnerisches Monatsblatt 1921, S. 264. *Bertogg H.*, Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte der Kirchgemeinde am Vorder- und Hinterrhein (1937), S. 76-108 bes. 90 f., 93 (Gemeinderecht), 98 (Pfarrwahl).

[4] Darüber *Curti N.* in Bündnerisches Monatsblatt 1921, S. 269-270. *Poeschel E.*, Die Kunstdenkmäler des Kt. Graubünden 1 (1937), 91 ff.

[5] *Curti N.* in Bündnerisches Monatsblatt 1921, S. 271 ff. *Bertogg* l. c. 76 ff., 109 ff. *Vasella O.* in Zeitschrift f. Schweiz. Geschichte 20 (1940) 1 ff.

Im Vergleich zu andern Klöstern ist Disentis *spät* zu den *Inkorporationen* geschritten. Einsiedeln hatte im 14. Jahrh. zahlreiche Pfarreien sich einverleibt und zwar meist auch, um Schulden zu tilgen [1]. Reichenau nahm im gleichen Jahrhundert Inkorporationen vor [2]. Im 15. Jahrh. wird dieses Mittel fast allgemein und ist auch für Pfäfers (1480), Muri (1483) usw. belegt [3]. Weniger häufig ist die Anstellung von Mönchen auf den Pfarreiposten nachzuweisen. Weitgehend stellte Muri Ende des 15. Jahrh. seine Mönche in den Dienst der Seelsorge [4]. Dies wurde eben beispielsweise von der Bursfelder Reformkongregation der Benediktiner als Abfall vom Ideal betrachtet. Nur bei Klöstern, die wirklich in Not geraten waren, durften die Pfarreien durch eigene Kräfte versehen werden, sonst aber sollten Leutpriester gegen Entgelt die Pfarreien verwalten [5]. Übrigens konnten die Inkorporationen den Klostersäckel selten dauernd anfüllen. So mußte Reichenau gleichwohl schon 1367 zur Totalverpfändung des Klosterbesitzes schreiten [6].

Vom *benediktinischen Standpunkt* des innenklösterlichen Lebens und der feierlichen Liturgie gesehen war die Disentiser Pfarreiinkorporation von 1491 und Anstellung von Pfarrmönchen kaum sehr vorteilhaft. Die kleine Zahl der Mönche zersplitterte sich so noch mehr. Aber vielleicht fehlte es den Mönchen in Disentis an Beschäftigung und Lebensmöglichkeiten. Es mußte sie auch reizen, den geistlichen Bereich innerhalb des Abteistaates noch zu vertiefen, die wirtschaftlich-politischen Beziehungen noch zu verdichten, ja über den Abteistaat hinaus bis vor die Tore des bischöflichen Chur Jurisdiktionsgewalt zu erobern. Der Einfluß des Klosters war freilich nicht in allen Pfarreien mächtig. Daß er schlecht gewesen wäre, ist auch nicht erwiesen. Im Gegenteil, die Mönche waren zur persönlichen Anwesenheit in der Pfarrei verpflichtet. Die Pfarreien haben auch das Kloster mit dem Lande verkettet. So erklärt sich die Tatsache besser, daß die Bünde im 16. Jahrh. das Kloster weiter bestehen ließen. Als Symbol dieser Vereinigung mag der Valendaser Pfarrer Ulrich Willi, Mönch von Disentis, gelten, der im Schwabenkriege bündnerischer Feldprediger war.

[1] *Ringholz O.*, Geschichte von Einsiedeln 1 (1904) 144, 230-231, 244-255, 451-452.

[2] *Beyerle K.*, Die Kultur der Abtei Reichenau 1 (1925) 178, 184.

[3] *Wegelin K.*, Die Regesten von Pfäfers (1850), Nr. 708. *Kiem M.*, Geschichte der Abtei Muri-Gries 1 (1888), 235.

[4] *Kiem* l. c. 267.

[5] *Hilpisch St.*, Geschichte des benediktinischen Mönchtums (1929), S. 258, 298-299.

[6] *Beyerle* l. c. 182.

Urkunden und Akten zur Reformationsgeschichte des Bistums Chur.

Von O. VASELLA.

(Fortsetzung.)

Nr. 8. o. O. 26. Mai 1526.

Landrichter Hans von Capaul spricht im Namen des vom Grauen Bund bestellten Gerichtes die Trennung der Kaplanei Seth von der Pfarrei Ruschein aus.

[Or. Pg. Gemeindearchiv Seth Nr. 1. Siegel fehlt.]

Ich Hans von Capaull, dero zytte lanndtrichter im Obren Punth bekenn offenlich und thůn kůnth aller mengklich, das ich uff hütt datum brieffs von gwalt und bevelchens wegen miner lieben herren us dem Grawen Pundth mit sampt den zu verordnotten recht sprechren und zugesetzen zu Ilanntz an gewonlicher gericht statt offenlich zu gericht gesessen bin, alles von des rechten wegen. Kamen alda fur mich und offnem verpannem gericht, wie das mit urtell erkennt ist, die ersamen wysen Fluri Wetger von Sett wylandt aman zu Walterspurgk, Jan Furtschun und ettlich ander in namen einer gantzen gemeint von Sett mit ierem recht erlobten fürsprecher Volrich Berchtold alt landtrichter von Tisentis und klegten hin zu dem pfarrer und gemein nachpuren von Ruschein uff meynung, wie sy und jere fordren ein grose gült jerlichen dem kilchenen geben syen und gen Ruschein zer kilchen gehören. Das sy us dem beschen, das vor zytten wenig priestern und die frömbt gewesen syen und vyl minder gutt und volch dan jetzen ein zyttlang. Deshalben sy bewegt worden syen und haben us notturfft ein ewige meß uff jeren eygnen gütter stifften müsen, der by inen sytze und wone und sy den rechten weg underwyse, versehe und versorgen möge nach notturfft und besonderlichen in disen geswinden [!] loüffen der pestylentzen und ander zu veligen ursachen halben, darumb sy grose ursachen halben bewegt syen, ir pfar und fyhalen von dero von Ruschein zu sůndren und ze entscheiden und ein eygnen pfarrer us jero, der kilchen- oder pfargüttren, so wydem sint, und anders, so eim pfarrer gehört, zehenden und anders zu beheben erwöllen und uff nemen wöllen, darmit sy versorgt werden, es sy mit messen, predigen, bichten, thouffen und andere cristenliche ordnung, deren sy vast notturfftig syen, dann mengklichem woll ze wüssen sy, wie sy vast beschwert syen der straßen, töblren, lewinen, schneß halben, ruffinen und deroglichen, wen es libs nott tetty, so möchten sy zum dickren

mall nit zu samen wandlen. Ouch so haben sy allt lütt, tragende oder sewgend wyber, jung und alt lütt, die sumers, winters und vyll zytt nit da hin zur pfar gan möchten und also meß und cristenliche ordnung versumen, das doch inen ein groß beschwernus sy. Fürer so syen die von Rüschein und Ladür sust ein erliche große pfarr, mögen irn priestrenn woll verlegen und im gnug geben, das wöllen sy ouch thun, wie die artiklen in halten und us wysen. Das haben sy Ruscheiner gebetten, inen das früntlichn bewylgen wöllen, haben sy somlich one recht nye mogen erlangen. Darzu so habe ir gnediger herr von Tisentis alls ein rechter lehen herr sins gotzhuß recht one schaden us gnaden inen bewylgett, ob sy an die anderen pfarsgnossen haben mögen. Begertten an mir richter und gericht, das sy irn mangel ansechen und inen also zu hilf kemen und Ruscheiner under wysen, das sy noch von irm fürnemen stunden, wo aber sy darwyder reden wölten, sy wysen oder glouben wie recht were. Da stunden die von Ruschein, der pfarrer und aman Mathyas [1] und ettliche ander in namen iro gemeindt in das recht mit irem recht erlobten fürsprechen Möretz Jenny aman an dem Vebersachen, gaben antwurtt, sy befrömde der clag, dan sy je und je recht pfarsgnossen gsyn syen und in frömder hern handen gestanden und also von eim hern zum andren vertuscht worden, sy ein cleine pfarkilchen an gutt gsin und haben ire vordren daran theyllt so lang sy groß worden sy und gehöre der wydem zur pfar und nit zů der vyllyal und sy der weg nit so wyth noch so schwer, das man den allwegen in eim halben tag beßre, das man den gon und varen möge zu allen zytten. Darzu sagt her Mathyas [2], wie Setter und die andren in alls ein kilchern erwöllt und uff genomen. Da hab er inen ouch müsen verheisen, sy zu versorgen nach notturfft, wie er das untzhär thon habe und müste loben, der pfarr alle ire recht zu behalten, das er gerren thun wolle und solte es also an inen angefangen werden, so würde es vyll zangks geberen in landen. So haben sy des zu thun gantz kein gwalt und begerten am lehen hern, es solty in stan und die pfar nit lassen entscheiden, dan dardurch der arm huß man vast beschwert würdi. Sy haben darby des halben kein schaden empfangen noch von irn priesteren nye versumbt worden, das sy kein ursach haben von inen zu sůndren, vermeinten inen also der clag geantwurtt haben, dan es möchte in kurtzen jaren darzu komen, das sy kum ein rechten priesteren haben möchten. Und ward der zug uff den stoß begert und zogen hinuff und besachen den und wurden from lütt genempt und nach ordnung des rechten verhört und nach clag antwurt red und wyder red, nach sag fromer lütten, nach dem der stoß

[1] Ammann Mathias de Rungs ist als einer der Kirchenpfleger bezeugt für Dez. 1522 und Febr. 1523 im LH (BAC), fo 28 b.

[2] Jan. 1524 als Pfarrer in Ruschein bezeugt: « dom. frater Mathias Russ ». 1515 war er in Brigels einfacher Geistlicher, trat hernach in das Kloster Disentis ein. Er stammte aus Sagens und trat zur neuen Lehre über. 1529 erscheint er als Pfarrer in Amden, später als Prädikant in Rüeggisberg. Die Nachweise s. Jahresber. 1932, p. 163, Nr. 418, wo er als Student in Leipzig für das Wintersemester 1511 festgestellt ist.

eygentlich besichtigett ward und nach allem rechten, so sich dan beyd teill wytter in zu legen benügt sint, des fragt ich offt gemelter landtrichter des rechten einer urtell uff den eydt. Nach miner umbfrag gab recht urtell, die von Sett haben ire clag betzogen und mögen mit dem, so eim pfrarer [!] gehört oder anders wie die artiklen in handt, selbs zu Sett ein priester und pfarrer haben und annemen, der sich nach notturfft versech und sich aller pfarlichen recht gebruchen und befröwen, wie ander pfarrenn in allwegen und der pfarr zu Ruschein zu anzaigung, wie die zu samen gehört haben, ein rinschen guldin jerlichs zinß ze geben schuldig sin, die dan die von Ruschein denen von Sett früntlichen mit vier und zwentzig rinsch abgelost hand lassen bewyllgt haben. Dyser urtell begertten Setter ein urkunth vom rechten, der inen in jerem costen under des Grawen Punds eygen anhangendem sigell zu geben erkennt wardt. Und des zu warem vestem urkunth und merer sicherhait, so han ich dickgemelter landtricher des genanten Punds insigell offenlich gehenkt an disem brieff als von des rechten wegen, doch unserm Pundt, mir, dem gericht, allen unsern erben und nachkomen gantz unschedlich. Geben am sechs und zwentzigosten tag meyen des jars alls man zalt von Crischti geburth thusen fünffhunderth zwentzig und sechs jare.

Nr. 9. o. O. o. Tag. 1527.

Das Gericht zu Schams verpflichtet die Leute von Ferrera, auf Klage des bischöflichen Hofmeisters, zur weiteren Leistung des seit zwei Jahren verweigerten Zinses an das Hochstift Chur[1].

[Or. Pg. Gemeindearchiv Außerferrera Nr. 1. Kopie : Chart. E, p. 272 f. BAC. Siegel hängt.]

Ich aman Claus Gola bekenn offennlich mit dem brieff, das ich uff hütt siner dato an stat unnd in namen unnd von gnaden wegen des hochwürdigen fürsten unnd herren her Paulen bischoff tze Chur minß gnedigen herren tze Schamß an gewonlicher richt stat tze richten sas, da für mich unnd gerichte komen sint die wisen Martin Wareina unnd Geori Gola als aman schaffner unnd regenten minß gnädigen herren von Chur mit yerem erlopten fürsprecher Hanß von Patzen. Clagtenth hin tze dem Georij Lagütta als ain mit recht tzügebnem vogt deren von Farera, die da schuldig sint und geben söllent ainem loplichen gestifft tze Chur fiertzechen schilling wört köß unnd habent den sölbigen köß geben uff sant Martiß tag, geantwurthet gen Berrenburg oder gen Ander tze gütten trüwen unnd gebent den genanthen kö3 biß her tzway jar on allen stoß intrag unnd widerred unnd den kö3 vorbehalten. Nach demm sint sy komen uff brieff unnd sigel rödel unnd frum biderb lütt. Nach demm ist uffgestanden der Georij Lagütta von wegen deren von Farera mit sinem er-

[1] Erwähnt wird die Urkunde bei *Camenisch*, Bündner Reformationsgeschichte. Chur 1920, 331, und *G. Ragaz*, Die Entstehung der politischen Gemeinden im Schamsertal. Diss. jur. Zürich 1934, p. 54.

loptenn fürsprecher Durisch Gresta unnd hatt antwürth geben. Es sy war, sy heigent den köß geben biß her umm das dz sy heigent umm söllichs brieff unnd sigel tze tzaigen. Uff das dz sy nütz getzaiget habent, heigent sy den köß nit geben biß herr tzway jar unnd vermainent, sy söllent umm söllichs tzaigen brieff unnd sigel, nach ußluth der articklen. Darnach habent sy geanthwürthet unnd darglet brieff unnd sigel rödel des genanthen gestifftz unnd frum biderblütt unnd artickel. Söllichs alles verhört worden ist. Do habent sy recht gesetzt. Do hatt der richter umm gefragt, waß recht sy. Do hatt recht unnd urtel geben, das sy die von Farera die fiertzechen schilling wört köß söllent geben unnd antwürthen uff sant Martis tag ainest tzům jarr gen Berrenburg oder gen Ander tzů gutten trüwen unnd wör es sach, das sy dz nit gebent wye obstat, so söllent sy den köß intziechen mit recht nach ordnung des rechtenn, vorbehalten wen die herren deren Drien Pünthen ander artickel satztent unnd machetent, so lassent wyr söllichs alweg yetz unnd hernach in krafft beliben. Das alles tze ainer warhait veste unnd mersicherhait, so habent wyr richter unnd gantz gerichte tze Schamß erntstlich erbetten den erbren Crist Neger, das er sin aigen insigel vor gericht an disen brieff gehenckt hatt, doch im unnd sinenn erben on schaden. Der geben ist nach der menschwerdung Cristi unnsers lieben herren thusent fünffhundert imm siben unnd tzwaintzigösten jarr.

Nr. 10. Samaden, 21. März 1527.

Ein vom Gotteshausbund bestelltes Sondergericht spricht die Trennung der Kaplaneien von Celerina und Bevers von der Pfarrei Samaden aus, unter Vorbehalt der herkömmlichen Zehntenrechte zu Gunsten der Pfarrei Samaden [1].

[Or. Pg. Gemeindearchiv Bevers Nr. 69 mit Siegel des Augustin v. Salis. Doppel ausgefertigt durch Notar Aminadab Jecklin: Gemeindearchiv Samaden Nr. 43.]

In nomine domini amen. Anno a nativitate Christi eiusdem millesimo quingentesimo vigesimo septimo inditione quindecima, die vero vigesimo primo mensis marcii sedente pro tribunali nobili ac circumspecto viro Augustino Sallysch de Sulgio vallis Bregalie in Samaden loco enim solito ac consueto administrande justicie nomine mandato ac speciali commissione illustrium oratorum communis Domus Dei nuper ad dietam quendam Churie habitam congregatorum ad infrascriptam differentiam ac litem

[1] Erwähnt bei *Camenisch* l. c. 449, mit teilweise irrigen Folgerungen. Bezeichnenderweise stammt vom selben Tag ein Urteil desselben Gerichts in einem Streit derselben Parteien. Celerina und Bevers waren seit altersher verpflichtet, für jede gewinterte Kuh jährlich ein halbes Pfund Butter für den Unterhalt des Kirchenlichts in Samaden zu entrichten. Bis vor 2 Jahren hatten sie es getan. Sie glauben sich auf Grund eines ergangenen Urteils befreit; denn sie besäßen in ihren Dörfern alle Sakramente und das Begräbnisrecht und müßten daher die Butter für ihre Kirchen verwenden. Die von Samaden beriefen sich auf das

inter conmunitates ac vicinancias Samaden ex una Zelerina ac Biuerque [! ex alia parte diffiniendas vero electo et deputato judice prefato suis cum hic sub notatis juridicis communis Domus Dei widelicet Valtero Gwaltyr cive Curiensi, Rodulffo Furckler de Trimis, Steffano de Fursthnow, Joanne Zigeronn de Watz, ministrali de Affras, Parcifallo de Suprasaxum, Zanino Bernardin de Puschlauio, Petro Jan Andry de Ardetz ac Niclaus de Ramuß de Bargusio, omnes enim ordinati et electi juridici communis Domus Dei in illa causa et differentia partium infrascriptarum coramque jure ac judice prefatis comparuerunt honorabilis dominus Sebastianus Ytaun ac Nut Kutta de Biuer, Nicolauus Keysel ac Jacobus Bunhum de Zelerina cum pluribus aliis eorundem villarum ac vicinitatum suprascriptarum litis consortibus ac fautoribus agentesque suprascripti omnes nomine proprio nomineque ac loco ambarum eorum villarum ac vicinitatum Zelerina ac Biuers, quarum rectores convici ac procuratores existunt ac sunt ac etiam cum plenaria voluntate ac valore suprascriptarum villarum et vice suo cum eis addito prelocutore Parcifallo pretacto planctum et actionem ponentes in super et adversus validum Anthonium Planta, Joannem Martin Ding, Paulum Mayacza, Joannem Lyta, Bartholomeum Byffrun, Jacobum Steyla ac alios quamplures convicos rectores aut procuratores totius vicinitatis Samaden, cuius convici et rectores sunt. Planctum vero et actionem ponentes suprascripti actores super et adversus reos tale: ipsimet vero actores suprascripti earumque villarum ambarum Zelerine ac Biuer omnes homines ac incole locis eisdem habitantibus crediderunt forsann temporis antea graviori jugo ac ligamine submissi ac conuncti cum illis de Samaden, causa ac pro parte ut dicebantur illi de Samaden, ecclesia sanctorum Petri et Pauli apostolorum in Samaden sita fuisse et esse parochialis aut plebis capud, quam vero capud neque parochialem ecclesiam illam in Samadeu plus aliis earundem villarum Zelerine ac Biuer capellis nunquam fuisse et illa ecclesia in Samaden nominatur ac est capella; exemplo enim omnes littere appostolice episcopales et alterius tenoris, omnes et etiam ipsi convici et rectores suprascriptarum villarum Zelerine ac Biuer olim temporis omnia et singula sacramenta ecclesiastica sepulturamque et alia jura divini misterii propter distantiam locorum ac temporis hiemalis fortunam et aeris intemperiem etiamque in aliquibus obedisse in Samaden sacris ac divinis misteriis. Nunc vero ob magnam copiam hominum atque personarum temporis jam existentis in illis duabus villis *Zelerina* ac Biuer

ihnen günstige Urteil des Generalvikars. Das Gericht kassiert dieses Urteil und spricht Urteil zu Gunsten derer von Bevers und Celerina. Die klagerische Partei muß jedoch die Rechte Samadens mit 40 Gulden ablösen. Celerina Gemeindearchiv Urkunde 1, p. 160 nach Regesten der Gemeindearchive Staatsarchiv Graubünden. Celerina bezahlt Samaden am 12. Febr. 1533 25 lib. Gemeindearchiv Celerina Nr. 34 nach Reg. l. c. Das Urteil des Generalvikars datiert vom 9. Febr. 1527 und ist eingetragen in DG III, p. 644, 646 (BAC). Die Nachbaren von Bevers und Celerina schulden 4 Gulden Prozeßkosten «in causa annui canonis seu decimarum vitulorum butirique prestacionis». Sie wurden unter Kostenfolge abgewiesen. Dieselbe Summe schuldet Samaden.

credunt justo uno juris justi titulo dispartiri et divisionem fieri debere inter eas partes, quoniam plebanus aut curator in Samaden minime valet nec possit eos curare cum multis aliis allegationibus et replicationibus hic scribi non opus. Qui vero convici et rectores totius vicinitatis Samaden reos ex alia suo cum eis concesso prelocutore Joanne Zigeron prefato planctui premisso responsionem prebuerunt talem. Ipsi semper quieti fuisse et illam eorum ecclesiam Petri et Pauli appostolorum in vigore et virtute plebis ac parrochie aliarum trium vicinitatum Zeleri*n*a Biuer ac Pon*tresi*na obtinuissent, pro secuti fuissent et jam illi de Pon*tresi*na ea nec contradicunt creduntque gaudere uti ac frui omnia et singula sue parrochie jura, ut ab antiquo evenit, judicatu et respectu plurium litterarum Rome a sanctissimo Inocentio patri editas [!] episcopalesque littere confirmationis et investitutionis ac singula alia instrumenta eorumque statutum ecclesie sanctorum Petri et Pauli omnesque eorum tenutas ac manutenutas quas usque huc habuerunt, semper et gavisi fuerunt ac integre nullam inter eas partes fieri debere dispartitionem neque divisionem parochie mediante omni justi juris sententia et etiam teste ac judicatu novorum articulorum nuper investigatorum cum pluribus aliis articulis et punctis hic scribi non opus. Quibus auditis et intellectis omnibus partium ambarum allegationibus et replicationibus, planctum responsionem et actiones ac omnibus universis replicationibus hincinde per partes diligenter molitis et allegatis debitaque maturitate auditis visis ac intellectis omnibus dictis visisque lectis et bene intellectis omnibus partium instrumentis litteris statutis aut sententiis vel aliis instrumentis et scripturis, Christi nomine invocato sententiatum extitit ac fuit modo ac forma subscriptis. Primo, quod illa parrochia sit et esse debeat nunc et inposterum separata et dispartita modo ac forma talibus, quod omnia et singula jura, que temporis antea tenebantur istae duo vicinantie Zelerina ac Biuer respondere uni plebano in Samaden, jura vivorum ac mortuorum, quod nunc in posterum dent et respondent suis ecclesiis in Zelerina et in Biuer, reservatum tamen jura fictorum dudalecie decime et aliorum, si ecclesia sancti Petri aliqua habuisset, ut sic sententiatum fuit, quod omnes persone illae, que tenebantur antea temporis in Biuer solvere ecclesie sancti Petri in Samaden fictum dudelecie aut alterius, que super predia bona assecurata sunt, quod nunc et imposterum tenentur et obligati sint ea solvere etiamque illa ecclesia sancti Petri in Samaden valeat gaudere ac frui jura illius decime in Zelerina pertinentis, ut coram jure protestatum de illa decima testibus dict*um* fuit, et que suprascripte ecclesie sancti Petri per venerabiles dominos capituli Curiensis concessa fuerant, illa decima precii librarum XXV solvere aut dare ecclesie sancti Petri in Samaden. In quorum omnium ac singulorum premissorum fidem et efficax testimonium rei veritatem ac maiorem firmitatem ego Augustinus judex prefatus ex admonitione ac petitione juris premissi meum proprium ac verum sigillum nomine ac vice omnium suprascriptorum hic in fine cum appensione fieri, ut jusserunt, et sic apensi illum ac roboravi. Actum presentibus jure ac aliis idoneis personis et omne sententiatum tenori mandati absque appellatione stare et manere.

Nr. 11. Ilanz, 16. Mai 1527.

Hans von Capaul entscheidet als Vorsitzender des von den Drei Bünden bestellten Fünfzehner-Gerichts, auf Klage der Schamser gegen ihre Nachbaren von Splügen, Sufers und Rheinwald wegen Verweigerung des Pfarrzehnten an die Kirche zu Zillis, auf Aberkennung der Zehntenpflicht.

[O. Pg. Archiv der Landschaft Rheinwald Nr. 13. Siegel beschädigt.]

Ich Hans von Kapaull allt lanntrichter und jetzen von minen herren gemeiner Drü Pünth gesetzt und geordnetter richter in diser hienach benempter sach den zehenden und artiklen betreffende bekenn offenlich und thůn künnth allermengklich mit disem brieff, das ich uff hütt sins datums zů Ilanntz an gewonlicher gerichtstatt mit XV wyser menner von unsern Drü Pünten gesetzt offenlich zu gericht gesessen bin. Kunen da für mich und das gericht, alls das mit urtell verpannen, die ersamen Jan Depatzen und Andrea Ruß von Schamß mit jerem angedingten fürsprechen Möretz Jenni, jetz lanndtrichter im Grawen Pünth und clagtten hin zu jeren nachpuren von Sufers, Splügen und Rinwalder uff meynung, wie die pfarrkilchen sant Marti in Schams zů Ziroun, in des namen sy da standen, und clagtten, ettliche zinß und gütter an gemelten enden gehapt haben und uns gar ruwenclich geben, ingetzogen und genossen haben one ir und stoß und der gemelten kilchen in der ere sant Martis von jeren allten herren zü Beren Burg durch gotz wyllen gelassen und also nach uswysung irer zedlen und rödlen gůttlich verfolgtt, mer dann keyns mans gedencken, dann sölliche flecken der mertheylls der selben herren gewessen sygen und mit jerem gůtt hant mögen verschaffen, wie es inen geliept hatt, dann die heren, da sy us dem landt hant sollen züchen, da hant sy das iro müsen verkouffen und sygen noch Schamser, die solichs gůtt in handen hant, daruff sitzen, alle gemeinsam mit jenen haben und ein gůtteyl zinß den Schamsern werdy. Jetzen so wöllen sy die gült nyemen gen, sy zeigen inen den brieff und sigell, und darumb recht gebotten. Deshalben sy es mit recht sůchen müsen und sygen unzwyfenlich, es ligen brieff darumb. Wie aber dieselben men von handen komen sygen, mögen sy nit wüssen. Begerten an mir richter und gericht, man söllte die Rinren inhabern der guttern dar zu wysen, das sy sant Marti ir pfarrkilchen den zinß geben wie von allterhår, wann die Puntz brieff, ouch artickell brieff wysen, kilchen zinß und gütter sollen dar mit unbegriffen sin und jederman by althåm harkomen beliben lassen [1]. Vermeinen ouch, sy sigen das ingwalt und ingwer und hetten sich nie versechen, das inen ein solich intrag beschechen sin söllte. Darby so müse und habe ir priester ettliche derselben versechen müsen und noch thüge, wen es die notturfft erfordrett, ouch ir kilchwyhi begangen, dz selb mall im und den andren priester betzalt und also je welten gebrucht, darby sy noch zů beliben verhoffen. Da

[1] Vgl. Appendix des II. Ilanzer Artikelbriefes. Jahresber. 1883, 95.

stůndent in das recht die vom Rinwaldt, namlich Cristen Hosang, jetz landtaman im Rinwald und Cristen Schönnig, jetz banermeister anstatt der vorgemelten meygern mit jerem recht erlopten fürsprechen Mathyas de Rungks allt landtrichter [1]. Gaben der clag also antwurtt. Wie sy deren vast befrömde, dan es gehöret hab jerem pfarrer und syge allwegen ein zehenden genempt worden und syge der heren von Beren Burgk nie gsin und sy also dahar komen, das [2] vor zytten, da unsere landt hant angefangen gebuwen werden und noch wenig volk gsin syge und wenig priester gsin sygen, da haben die Riner von mittem lant hinin gen Rofle zur kilchen gehörtt und von des selben hinus vom priester von Schamß versechen worden, der ettwo dry oder vier malln ze jars hinin komen sy und dz volck also versechen, die kilchen besungen und die gůtten lütt under wyst, das sy im ettwas zů geben zů gesagtt, verschriben und verbunden haben, wie es in der gantzen welt syth worden was, darmit sy ettwa ein zwoflucht hetten, das selbig vyll jar geben und gebrucht worden sy dem pfarrer. Jetzen aber ein zytt hår haben sy vyll volck gehept und eygen priester müsen us jerem eygen gůtt belonen, der sy umb allsachen verseche, dan der von Schamß in jerem noturfften sy keins wegs versechen könde noch möchte, ursach wie mengklichem woll kůnth sy, es sy von vere des wege, der brückee mangells halb, es sy der rüffe oder leowen stöß. Darumb sy vyll zytt kein hilf haben möchten, darumb das sy inen darumb nütz thůn können noch mögen, haben sy den zinß nimem [!] wollen geben. Und alls die artickell vermögen, das jede gemeint gwalt habe, ein pfarrer zu setzen und entsetzen, wen sy gůt bedungkt, dem wöllen sy gleben und ir gůt daranstrecken, darmit sy versechen werden [3]. Vermeinten inen ir clag geantwurtt han und darby gantz nütz schuldig sin, sy zeigen inen dann brieff und sigell und wytter darlegen, dan sy noch gethan haben, und satzten es also zů recht, was nůn recht weri. Des fraggt ich vorgemelter richter des rechten einer urtell umb uff den eydt, und nach clag, antwurtt, redt und wyder redt, nach sag fromer lütten und alls die rodell verlesen wurden und nach allem handell, so in das recht gelegtt wardt, ouch gefragtt, ob beydt theyll wytter in das recht zů legen benůgen wöllen, da gab recht und urteil: Die vom Rinwalt von wegen des zinß oder zehenden haben den Schamsern der clag geantwurtt und sygen inen, dem pfarrer noch sant Marti nützmer schuldig. Doch sollen die vorgemelten zinß meygern zů betzüggung (!), dz es vilicht hinus gen Schamß gehört hatt, ein R. *gulden* jerlichs zinß der pfarr zů geben schuldig und das uff gůtte underpfender gnügsamlich versichren, den die vom Rinwald uff dato dis brieffs mit XX R. *gulden* hopt gütt abgelöst und erkoufft und ir gut von solichem gült fry gemacht und geledigott hant. Dyser urtell begerten

[1] Vgl. Anm. 1 zu Nr. 8.

[2] Die folgende Stelle s. bei *K. Meyer*, Die Walserkolonie Rheinwald und die Freiherren von Sax-Misox. Jahresber. 1927, p. 24 Anm. 16. Auch Bündner Monatsblatt 1925, p. 238 f. Vgl. *H. Bertogg*, Beitr. z. mittelalterlichen Geschichte der Kirchengemeinde am Vorder- und Hinterrhein. Diss. phil. Zürich 1937, 137 f.

[3] Vgl. Art. XIII l. c. 92 f.

Rinwalder urkunth vom rechten, der inen in jerem costen under des Grawen Pünds eygen insigel zů geben erkennt wardt. Und des zů warem vestem urkunth so han ich dick gemelter richter des Puntz eygen insigell offenlich gehengkt an disem brieff, alls von des rechten wegen, doch mir, dem gericht und gemeinem Punt, allen unsern erben und nach komen gantz unschedlich. Der geben wardt ze mitten maygen des jars alls man zallt von Crist. geburt thusent fünffhunderth zwenzig und im sibenden jare.

Nr. 12. o. O. 30. Sept. 1527.

Klagebrief des Plebans Johannes Brunner[1] *an den Abt von Pfäfers über die Zerstörung von Bildern und Altären in der Pfarrkirche St. Salvator zu Chur und die Verweigerung von Zehntenrechten.*

[Kopie. Stiftsarchiv St. Gallen: Archiv Pfäfers Bd. XXVII, fo 189 f.]

Hochwirdiger gnädiger herr! Als ich lest by uweren gnaden zu Pfeffers gewesen byn und da furhaltten den mangel und grosen gwalt, so mir beschicht und beschechen ist von wegen der rechten alten pfarrkirchen zů Chur mit namen Salvator mit sampt irer zu verwantten töchter sant Marien Madlena capell zů Oberemps, deren beyder kilchen ůwer gnaden rechter, warer collator ist, solich min anligen uwern gnaden zů geschriben als hernach geschrieben stat.

Item zům ersten hat man zu Salvator in der kirchen bylder taffel und anders, was da gewesen ist, zerstört, zerschlagen, damit lassen bliben.

Item den altar zerstört, die altarblatten abbrochen, doch lyt sy hynder dem altar nider. Die glas fenster al zu kleynen stucken zerschlagen. Item ettlich gutt imerstain us des kylchofts mur us brochen und hynweg gfurt. Diß alles am tag lyt, bedarff khayner zugknuß.

Von der zechenden wegen.

Item zů dem ersten so hatt die kirch Salvator von XII juchart ăckern den zechenden von recht, deren man nit mer den VII buwt, von denen sybnen sol ich nemen den funffzechinsten nach lutt der Puntthen artickel, so hatt yetz deren ainer syn khorn uß tröschen und ain fyertel khorn umm ain dicken hin weg geben. Davon mir nit ain khorn anbotten, wurd es nit furkhomen, so gatt es mir mit allem also. Item us ettlichen wingartten hatt Salvator den wyn zechenden, gat es wie mit dem khornn,

[1] LH fo 8a (BAC): «Item mutuo prestiti ex librorum peccuniis domino Johanni Bruner plebano ad s. Regulam civitatis Curiensis tres scutos auri ad eius evidentem necessitatem, quando bullas apostolicas a legato Ennio super canonicatu cuiusdam ecclesie collegiate circa Basileam per Hainricum Goldschmid Curiensem sibi resignato redimere volebat infra unius mensis spacium restituendos. Actum die XVI augusti anno etc. XXV to. Restituit 5 octobris anno 25.» Den Text aus der Historia Religionis B, fo 13v betr. Vertreibung Brunners von der Pfarrei St. Regula 1526 gibt *Fetz*, Die Schirmvogtei des Hochstiftes Chur und die Reformation. Luzern 1866, p. 46. Vgl. Zeitschr. f. schweiz. Gesch. 1940, p. 34 Anm. 83.

darum nott ist, das man trulich schandet, dann nut geben wil gmain syn.

Von der capell zu Emps.

Item die capel zů Emps, die hatt us dryen grosen mayer hoffen klyn und groß zechenden von rechtem altem her komen byß uff die artickel der Pundtten, dan das wurdig gotzhuß Pfäffers die genantten hoff nie anders hat verlichen dan allweg vor behalltten dem priester zu Salvator khlyn und groß zechenden, dem gotzhuß Pfeffers den jarlichen zyns.

Uff das můß ich lassen faren lut der artickel den gantzen klynen zechenden und des grosen zechendens můs ich nemen den funfftzechnesten und byn in sorgen, der selb werd mir nit, es sy dan, das uwer gnaden trulich schayd.

Item uwer gnaden ist zů wussen, das ain yeder caplon der zwayen kirchen us disen zechenden sol und můs die kirchen beyd in zymlichen bstendlichen buwen, mit mesß lesen, mit kelchen, bucher etc. uff enthaltten. Damit befilch ich mich uweren gnaden von wegen der kilchen gnedigklichen zů handel[n]. Myn empsyg demuttig bytt ist, mich nit in sunder mit minem namen zů nemen, dann die wolff sust ire tzen gegen mir entplecken. Ich hoff, ich werd vor irem bysß wol entschutt. Was uwer gnaden in dysem handel wett mynderen oder meren, setz ich uwer gnaden haim, deren ich mich tůn altzytt befelen.

Datum Jeronimi confessoris et doctoris anno 1527.

Uwer gnaden altzytt williger caplon
Jo. Brunner.

Nr. 13. (Innsbruck) 27. Sept. 1527.

Die Regierung in Innsbruck an Graf Rud. v. Sulz und Dr. Jakob Frankfurter über politische Umtriebe Guberts von Castelmur und Abt Theodul Schlegels.

[Registr.: Innsbruck, Landesregierungsarchiv: Causa domini II, fo 79b.]

Gubert von Castelmaur.

Unns ist angelangt und sein glewblichen bericht, daz sich Gubert von Castelmaur pey dem abt von Roggenburg enthalten, auch zutzeiten der abt von sannd Luci von Cur zu inen ab und zureitten solle. Was aber in handlung thun und lassen sey, tragen wir nit wissen; dieweil aber der abt von sannd Luci ain offenlicher practicierer wider die Kay. Mt. und fur den kunig von Franckreich, auch bemelter abt von Roggenburg[1] ain Engedeiner und demselben von sannd Luci und Castelmaur befreundt ist, kaunen wir, daz sy nicht guets, sonnder wider die Kay. Mt. practiciern, vermueten. Und nach dem aber wy sy etwas zuwider wie obsteet an dem ort practiciern sollen, solhs zuerfarn und pey zeit abzustellen der

[1] Über diese Beziehungen des Abtes, dessen Namen uns nicht bekannt ist, war bisher nichts bekannt. Es handelt sich also um einen Verwandten Abt Schlegels, wenn « befreundt » im Sinne von verwandt zu verstehen ist.

Kay. Mt. nit wenig daran gelegen ist und wir aber yetzo solhe erfarenheit durch kain pessern weg dann solhs durch euch zubestellen zuerlangen wissen, demnach ist an euch unnser fruntlich und vleissig beger, ir wellen deshalben, es sey durch der landvogten ambtleut oder annder kuntschafft machen und bestellen, auf was maynung gemelter Castlmaur der ennd lig und aus was ursach oder bewegung der abt von sannd Luci von inen ab und zu reit und soferr ir oder dieselben ambtleut befindt, daz sy icht zuwider Kay. Mt. practicierten, daz ir alsdann pey den ambtleuten ordnung gebet, damit gemelter Castlmaur, dergleichen der abt von sand Luci, wo die außerhalb des closters betretten werden mochten, fengclich angenommen, wol verwart, ennthalten und von stund an hieher bericht gethan wurde, wie ir dann sölhs alles zubestellen und zuhandlen wol wisst. Datum 27. septembris 1527.

Adresse: An graf Rudolfen von Sultz statthalter und doctor Jacoben Franckfurtter.

Nr. 14. Truns, 23. April 1528.

Ulrich Berther, Landrichter, urteilt als Vorsitzender des von den Drei Bünden gesetzten Fünfzehner-Gerichts, auf Appellation des Kirchenvogts von Thusis, daß der Zins, den Christ Lucy von Masein der Kirche zu Thusis verweigert, vorläufig und unter Vorbehalt neuer Beweismittel dem Gericht am Heinzenberg zur Verteilung an die Armen zu entrichten sei [1].

[Or. Pg. Gemeindearchiv Cazis Nr. 20. Siegel hängt, beschädigt.]

Ich Volrich Berchter jetz landtrichter am Obren Pûnth bekenn offenlich und thûn kunth aller mengklich mit disem brief, das ich uff hutt sins dato ze Truns an gewonlicher gericht statt von befelchens wegen der houpt herren und gemeine Pünth mit den XV offenlich ze gericht gesessen bin. Kamen da für mich und verpannem gericht der bescheiden Tôni Metzger von Tusis mit sim erloupten für sprechen Môretz Jenni aman an dem Veberrsachsen und clagtt hinan zû Crist Lucy von Maseyn als von wegen sin und siner mit gewanten, die dan teyll und gemein an die zwo juchart acker, so Hans Basolga ze erblechen, hant, uff meynung wie er als kilchen vogt ze Tusis syge, da hab der genant Hans Basolga dieselben zwo juchart von der ewigen meß zû erblechen empfangen umb zehen fiertell gersten korn. Die habens allwegen geben on ir und stoß byß uff zwey jar nechst verschinen. Darumb hoffen er die selben gûtter sygen der kilchen zinß vellig worden und ze hott verfallen mit aller ire recht und solle ein gericht sy wysen, dz der kilchen jere gûter verfolgen lassen. Uff solichs sy ein urtell gangen ze Tusis, dero er beschwert sy, vermeint, der kilchen söllte wandel beschechen und sint dis die selben eker: Ora Er Kallia ein juchart,

[1] Erwähnt und teilweise erörtert ist die Urkunde bei *Camenisch* l. c. p. 323.

stost unden an Andreya Schoûwensteins gût, obnen an sant Petters gût, bisenthalb an Stoffel Gudientgen gût, die ander juchart Ora Quatter Tscaweras, stost unden an sant Petters gût, obnen an Jan Flurinen gût, vornen an weg, bisenthalb an Hans Basolgen gût etc. Da stundt in das recht der genant Cristett mit sim erloupten fürsprechen jungker Hans von Jochperg, antwurttende sy befrômde der clag und vermeint, der Hans Basolga, ir vorder, habe den zinß gericht und geben und sy ouch untz har darumb, dz man meß kan habe. Dwyll man aber ze Tusis nit mer meß han wölle und sagen, die meß sy tod und ab, so hoffen sy, die gült syge ouch ab und haben den zinß in zwey jaren deshalben nit geben wöllen, sy zeigen inen den an brief und sigel, dz dz güt der kilchen gût gsin syge. Dz habens nit kônden zeigen. Uff dz so syge inen ein urtell gangen, die haben allen handel eygentlich verstanden. Darby verhoffen sy zu beliben. Darby so habens brieff ze Thusis und ze Mesein ersûcht und kein gefunden. Darby der kilchen rodel und den zu Catz verlesen und kônden nit underricht werden, dz sy den zinß geben kôndent und dz gût von der kilchen zu erblechen empfangen syge. Vermeint inen der clag geantwurtt han und wardt also zu recht gesetzt. Des fragt ich vorgemelter landtrichter des rechtens einer urtell umb uff den eydt und nach clag antwurt redt und widerredt und nach allem handel, so in dz recht komen ist und der kilchenrodel verlesen wardt, gab recht und urtell, man erkenne den zinß noch jetzmalls eim teyll noch dem andren zu, insonders eim gantzen gericht in Thumlescg am Heintzen berg und ze Thusis und Catz. Die sôllent lütt ordnen, die die X fiertel gersten korn zinß innemen, sy gen jerlichen und dz selbig spennt armen lütten us teyllen, wo sy nott und gût sin bedungkt, so lang keins nüws gemacht würdt. Ob aber die meß wider gehalten und gemacht würde, so soll der zinß wider wie vor geben und daselbs gelassen werden. Und ob sy nit wytter dan jetzt mals gehallten würde und ein teyll oder der ander lütt ald brieff erfünden, wie dz gelassen syge, so behallten wir jedem teyll sine recht für ein andren zû ersûchen. Diser urtell begert der gemelt Tôni Metzger ein urkûnth vom rechten, der im in sinem costen under unsers lands insigel zû geben erkent wardt. Und des alles ze warem vestem urkunth, so han ich vorgemelter landtrichter des Obren Puntz insigel offenlich gehengkt an disen brief, als von des rechten wegen, doch mir dem gericht und gemeinem Punth gantz unschedlich. Datum ze sant Jôrgen tag im jar nach Cristi unsers lieben herren geburth thusig fünf hunderth zwentzig und acht jare[1].

[1] Die Literatur zum Verständnis der folgenden Stücke, die sich auf den umstrittenen Prozeß gegen Abt Schlegel von St. Luzi beziehen, s. bei *Dierauer*, Gesch. d. Eidgenossenschaft III [2], 1921, p. 175 f. Auf die kritische Würdigung des gesamten Handels werden wir eigens später zurückkommen. Eine nochmalige Kollationierung dieser und anderer Stücke war leider infolge der äußeren Verhältnisse nicht mehr möglich.

Nr. 15. (Innsbruck) 15. Okt. 1528.

Das Regiment in Innsbruck an König Ferdinand über die Verhandlungen mit Gian Giacomo di Musso.

[Registr.: Innsbruck l. c. An die kö. Mt. lib. 3 (1527-29), fo 280b.]

Muß diener.

Wir haben E. Ku^{n}. Mt. an gesstern pey des haubtman von Muß diener Augustin de Mesis die werbung, so er von wegen bestettung und voltziehung der capitulacion, die signor Antoni von Leiua, Kay^{r}. Mt. gubernator des furstenthumbs Maylannd mit im beslossen und daz wir wir seinen des haubtmans brueder pey E. Kü. Mt. furdern solten, damit derselb durch E. Kü. Mt. hilf und furdrung durch ain resignacion zu dem bistumb Cur käme, an unns gethan hat, geschriben. Dieweil aber derselb haubtman hievor etliche mal von ainer parthey zu der anndern gefallen ist und desselben yzo umb deß willen, daz im obgemelte capitulacion nit volzogen werden oder kunfftigclich in annder weg abermals ansprach und ursach nemen möcht, in welichem fal dann zweifenlich sein wurd, ob pesser wer, sein brueder hette zu derselben zeit das bistumb oder nit, wiewol er anzaigt, so die resignacion fur sich gienng, so trawte er, dieweil er nit vermaint, daz die Pundt in soliche resignacion willigen wurden, das Veltlin durch kriegsübung in sein gewalt zubringen, mit erbiettung der Rö. Kay^{n}. und E. Kü. Mt. alsdann damit als mit ainem stätten pass auf Mayland gehorsam und gewerttig zusein. Demnach haben wir E. Kü. Mt. solicher bewegung E. Kü. Mt. hiemit underteniger getrewer maynung erinnern wellen. Die waisst sich auf obgemelts Augustins verrer anlanngen weiter wol darinn zu enntsliessen, was der Rö^{n}. Kay^{n}. und E. Kü^{n}. Mt^{n}. in solhem zu hanndlen am nutzlichisten und erspriesslichisten sein welle. Derselben E. Kü. Mt. wir unns etc. Datum 15. octobris 1528.

An die Kü. Mt. Regiment.

Nr. 16. Passau, 18. Oktober 1528.

Bischof Paul Ziegler an Dr. Johann Fabri über seine Resignationsabsicht und die Kandidatur Giovan Angelos di Medici [1].

[Registriert: l. c. Von der kö. Mt. lib. 2 (1527-29), fo 290b-291a.]

Bischof von Chur schreyben.

Mein frundtlich willig dinst voran. Erwirdiger und hochgelerter liber herr und frundt. Der Kü. Mt. von Hungern und Beheim etc. geschrifft hab ich hievor etlih wochen empfanngen und gen Köln geschickht. Got welle, daz die erspriesslich und wirckhlich sey, danneckh euch derhalb eurs fleis.

Dann habt ir aus meinem schreyben vernemen mügen die beweg-

[1] Beil. zu Nr. 17.

lichen ursachen, derhalbn ich noch enndtlichen willens bin, das bistumb Chur zu resignirn, doch ainem, der Kü. Mt. parthey und darzue gefellig sey. Nu hat der castellan von Müß ain secretari genannt Augustinus de Mansis an Kü. Mt. hof gefertigt mit befelh zubegern, daz sein, des castellans brueder dahin promoviert werd. Der erpeut sich mir zuthun, des mich wol benuegt, aber ich hab mich mit im außerhalb Kü. Mt. vorwissen und bewilligen nicht einlassen wellin. Solhes bit ich euch seiner Kü. Mt. und meinem herrn von Triennt anzuzaigen und dieselbn von meintwegen unndertheniglich und dinstlich zubitten, wo diser Kü. Mt. nicht gefellig were, das ich mich doch in bedenckhen, dz er castellan alßdann dess pass und annders halbn nützlicher dann yetzt dienen möcht, nicht versich, mir ain anndern fürzustellen, dem will ich Kü. M. und gemeltem herrn von Triennt zu unndertheniger und dinstlichem gefallen berürt bistumb ubergeben und in iren freyen willen stellen, was gnad oder ergetzlichait mir dargegen widerfar, an des capittls bewilligung wirt nicht mangeln. So hat der stifft in der graffschafft Tirol und den vordern herrschaften allerlay nutzung, jerlich bis in die tausent gulden einkomen, darbey Kü. Mt. einen wol schirmen und hanndthaben mag, es sey den Drey Pündten lieb oder nicht. Warlich der castellan von Musß wirt sy straffen und sonnder zweyfl dem bistumb helffen weitter dann ich und sonnst niemandts vermag. Darzue bit ich euch gannz frundtlich daz pesst zuthun und mir zu ruebigem wesen zu helffen. Daran thut ir ain guet werckh, daz ich umb euch mit leib und guet beschulden will, was euch bey Kü. Mt. und meinem herrn von Triennt in disen sachen begegnet und fur gut ansicht. Das alles wellet mich schrifftlich und eure brief an mich doctor Meitting official von Passaw zuestellen. Der wirt mir die zustellen. Damit befelhe mich Kü. Mt. und dem herrn von Trienndt gehorsamlich und dinstlich. Datum zu Passaw an sannd Lucas des heiligen ewangelisten tag anno etc. XXVIII.

Lieber herr! Wo von noten wurd ich selbs personnlich an Kü. Mt. hof raysen und hanndln, damit ich des sweren lassts abkome.

Paulus bischof zu Chur.

Gefallt aber Kü. Mt., das ich lennger geduldt tragen und das bistumb noch zur zeit nicht verlassen soll, das will ich dergestalt thun, wo sein Kü. Wird bey allem, was zum bistumb Chur in der furstlichen graffschafft Tirol und anndern seiner Mt. erblichen lannden nutzung und obrigkhait hat, schirmen und hanndthaben will. Damit allzeit was euch lieb und dinst ist. Datum ut supra.

An herr doctor Johann Fabri.

Nr. 17. o. O. 3. Nov. 1528.

König Ferdinand an die Regierung in Innsbruck über den Plan Bischof Paul Zieglers, auf das Bistum Chur zu resignieren [1].

[Registr. : l. c. fo 289b-290b.]

Bistumb Chur resignation.

Wolgeborner edlen etc. Wir haben aus ainem schreyben, so der erwirdig furst, unnser rate und lieber frund, herr Pauls, bischof zu Chur, dem ersamen gelerten unnserm lieben andachtigen doctor Johann Fabrj, unnserm hofrat gethan, des abgschrifft wir euch hierinn bewart zuvernemen zusennden [2], verstannden, das sein frundtschafft durch den hauptman zu Muß von wegen seins brueders, ime das bistumb Chur zu resignirn, angesuecht worden ist. Dieweil aber nu bemelter hauptman von Muß zu unns an unnsern hof solhes zu erlangen auch geschickht und wir dabey insonnders bedennckhen, das unns, unnserm haus Osterreich und der F[n] Ght. nit wenig an einem vertrauten bischoff, auch vertrewlichen personen desselbigen capittls, als die so etlich tapfer stett, slosser und fleckhen zwischen gemelter unnser grafschafft und den Grawen Pundter innhaben und unns in vil annder wege, als ir zubedennckhen habt, gelegen sein will, unns auch gedachter hauptman zu Musß fur ainen, so bißheer sich kainem herrn unndergeben hat wellen, sonnder seins willens yezu zeitten seiner gelegenhait nach yetz an ain und dann an ain anndere pottentat geslagen, doch dermassen gefasst, daz ine kaine herrschen noch zu unnderthenigkhait pringen hat mogen, sonnder seinem gefalln nach sich ennthalt und hanndlt angetzaigt wirdt. Ist weitter zubedennckhn, so sein brueder bischoff zu Chur worden und er gedachten [!] hauptman zu Musß Rö. Kay. Mt. unnserm lieben bruedern und gnedigen herrn, auch unns zuwider sein sollt, was nachtail durch mittel aines solhen bischoff zu Chur und der Grawenpundter Kay. Mt. und unns und sonnderlichn unnser graffschafft Tirol zugefuegt werden mocht und sonnderlich, wo etwan ain welhtscher bischof, die von art leichtfertigers gemuets dann annder nation sein, angeen solte, so mocht er leichtlich durch Kay. Mt. auch unnser unnd des haus Osterreich widerwertigen bewegt werden, das unnder seiner regierung alle thumbherrnphrundt, so verledigt und vacirn, welhe yetz den merern tail mit gebornen edlleutten und unnserm haus Osterreich verwennt, besetzt seyen, an derselben stat mit Grawen Pundtern, Italianarn und annder unnsern widerwertign, wie obsteet, versehen. Daraus erfolgen, das unnsers hauß Osterreich trawen und hoffnung, auch verwantschafft ains bischoffs und capittls obberurt daselbs enntgeen und dann in mer weeg schadn und nachtail pringen wurde, wiewol wir nu herwiderumb bedennckhn, waz yetz gedachter Kay. Mt. an berurten hauptman von

[1] Es ist dieses Schreiben Ferdinands wohl identisch mit jenem, das die Herausgeber der Reichstagsakten auf den 23. Nov. datieren. S. Deutsche Reichstagsakten jüng. Reihe Bd. VII, 1, p. 763 Anm. 1.

[2] Beil. s. Nr. 16.

Muß ine auf irer Kay. Mt. parthey zuerhalten größlich gelegen sein wil und daz ime auf solh sein ansuechen belangend das gedacht bistumb Chur offenlich abgeslagen werden solle, mochte er dardurch zu widerwillen und sein wanngkhls gemuet zuverandern verursacht werden. Demnach so ist unnser ernnstlicher befelh, daz ir solhes alles hievorangezaigt mit besonnderm fleys grundtlich und wolbedachtlichn beratslaget und notturfftiglihen erweget und so ir in rat befindet, daz solh übergab gedachts bistumbs gespert werden soll, als dann furderlich weg und mitel gedennckhet, welher gestalt solhs mit fueg vilgedachtem hauptman von Musß damit widerwill und unlusst bey ime und sonnderlich aus obangetzaigten ursachen seins wanncknlns gemuets verhuet abgelaint mug werden, wiewol wir bedennckhen, das fueglicher weg den von Musß deßhalben aufzuhalten nit sein mag, dann daz ir mit dem bischoff hanndln liesset, dz er sich gegen den von Musß merckhen ließ und ime anzaigte, wie er in etlichen anndern hanndlung und zusagen gestannden, deßhalben er sein bistumb zu resigniern verursacht, so were im doch yetzo zu komen, daz sich solh sein gegenhanndlung etlicher artiggl halben sperte und sich in die lenng zugeen. Deßhalben er seins furnemen das bistumb zu ubergeben yetzmals bis er enndtlich wissen haben möchte, ob er die annder hanndlung der er in ubung steet erlanngen, zu rue stellen müesste. Durch solh sein anntwurt wurde dem von Musß sein begeren nit gar unnder ainst abgeslagen und doch die hanndlung dermassen aufgeschoben, daz sich kunfftiger zeit mit pesserm grundt und ursach auf verrer des von Muß ansuechen gar aufgeschoben werden mochte. Doch stellen wir dise und annder ursach, so ir für pesser achten möchte zu eurm rat und gutbedunnckhen und was euch also für gut und ratsam ansehen will und ir hierinn handlen werdet unns desselbn, nach dem solhes kain bit erleiden mag, unverzogenlich wider berichtet. Daran thut ir etc. Datum am 3. novembris anno 1528.

Ferdinandus. Ad mandatum Wisinger.

Nr. 18. (Innsbruck), 15. Nov. 1528.

Das Regiment in Innsbruck an König Ferdinand über die Churer Bistumsfrage.

[Registr. : l. c. An die kö. Mt. lib. 3 (1527-29), fo 345b-346b.]

Castelan von Muß brueder- bistumb Cur.

Durchleuchtigister etc. Unns ist von E. Kü. Mt. ain schreiben aus Wien den 3. novembris mit sambt ainer copei zukomen, welher gestalt unnser g. herr von Cur an E. Mt. hofrat herren Johann Fabri geschriben, auch was ansuechen der castelan von Muß durch seinen secretari Augustin de Mansis an E. Mt. gethan hat von wegen des bistumbs Cur, das seinem castelan zu Muß brueder zu resigniern und mitsambt etlichen perswaswirs und sorgfeltigkaiten, so darauf steen, wo desselben von Muß brueder zu

solhem bistumb Cur komen solt. Und wie unns E. Mt. auflegt und bevilht, sölhs notturfftigclich zu bewegen und E. M. unnsers gutbedunckens hierinnen zuberichten, dann es kain bit erleiden mög, geben wir E. Kü. Mt. unndertenigclich zuerkennen, daz solh, des castelan zu Muß ansuechen (wie E. Mt. hochweißlichen bedacht) nit wenig geferlichait auf im tragen wil und aber der sachen zubegegnen were auf E. Mt. gnedig verpessern unnser unndertenig gutbedennckhen. Dieweil der haubtman zu Muß E. Mt. derhalben umb furdrung an bischof von Cur ansuechen hat lassen, E. Mt. liess seinen gesandten den secretari dergestalt mit muntlicher oder schrifftlicher antwort abschaiden oder wo er verritten im von hof aus schreiben lasse, E. Mt. were wol genaigt im dem von Miß hierinnen gnedig furdrung zubewegen, aber nach dem das bistumb Cur in teutscher nacion und auf teutsch personen gestifft und gewidmbt, were zugedencken, die stend des reichs als die grafen herrn und vom adl. die ire frundt und verwanten auf dem und anndern stifften in teutscher nacion hetten, wurden nit wenig beswerung darab haben, zugesweigen, daz die Pundt in Curwalhen, mit denen E. Mt. und derselben hochloblich haus Osterreich vil jar her und noch in erbainigung were, übl darab sehen und ursach suechen wurden, als ob durch sölh E. Mt. fürschub und furdrung solh erbainigung gebrochen, aus welhem nichts annders dann krieg widerwerttigkait und unlusst zwischen E. Mt. und inen den Pundten erwachssen möchte, wie er, castelan zu Muß aus hohem verstandt selbs zuerwegen hette und daz aus solhen beweglichhaiten und sorgfeltigkaiten E. Mt. gnedig gutbedunckeu were, daz er castelan zu Muß sich diser zeit enthielte, seinen brueder zu bischof zu Chur zumachen. E. Mt. möchte auch weiter dem von Cur auf sein ansuechen, so er durch Johann Fabri obberürter massen an E. Mt. gethan hat, sölh perswasiones und sorgfeltigkaiten gleicher weis zuschreiben oder sein F. G. ersuechen, derhalben zu E. Mt. zu raisen, wie er in seinem schreiben an in, herren Fabri, meldung gethan hat und sein F. G. informieren lasse, im dem von castelan zu Muß solh sein begern aus berurten ursachen und bewegungen diser zeit hoflichen aufzuziehen oder gar abzuslagen. Wir achten auch dafur, so E. Mt. dem castelan zu Muß dermassen mit antwurt begegnen, er werde sich diser zeit daran settigen lassen. Datum 15. novembris 1528.

An die Kü. Mt. Regiment.

Nr. 19. (Gutenberg) 28. Oktober 1528.

Bericht des Vogtes von Gutenberg, Balthasar Ramschwag, über die religionspolitische Lage in der Eidgenossenschaft und in Graubünden.

Or. Pap. m. aufgedr. Siegel. Innsbruck, Landesregierungsarchiv: Pestarchiv II, 517, fo 265. Kopie l. c. Amraser Akten Serie A Fasz. 1 (1520-28), 151.

Wolgeborn edlen strengen und hochgelerten gnedigenn herren!

W. G. say main gehorsam willig dienst alzaitt beraitt. G. herren! Ich bin nit zwaiffel, uwer gnad tragt guttwissen, wie sych der nechst gehalten

tag von Aygnosen zertrent und under inen ain tailtz worden. Deshalben baid bardayen in ailiger rustung gegenannder und darauff sich die von Basel, Appazell, Schafhausen und das halb Glaris, dan das sich zertailt hat, ain gietlichen tag in ail gen Bada angesetz und alda u[ber]winden, die zwo partayen gietlich mitnander zu vertragen und wo sôlhe giettigkait ain furgang hatt, so vernim ich genczlich, das ain auffbruch von Aygnosen dem Franczosen zu gen wiert und sind des willens auff Cum und Leck und sol der Franczos mit sainem zug zu Bofya sain. Der sol zu in kumen und wo sôlle giettigkait nit ain furgang gewint, acht ich genzlich, es mug sich nit erweren, sy werdend ain nander über ziechen.

Zum andern habend die von Cur den corherren, och dem apt zu sand Lutzy und den Bredigern munch die meß verbotten. Deshalb ettliche dôrffer um Cur des nit gestattnen und an die von Cur begert, das sy die meß halten lassend, och den Grandgis[1] aus der statt dieend. Darauff die von Cur antwurt, sy wellend ain gmaind haben. Also ist in der gmaind worden, das der Grangis aus der statt sôl. Der zucht gen Mayenfeld und aber die meß halb stat es also. Der apt zu sand Luczy gitt nit vil darum, er halt altag meß. Ich acht es werd also ston bis auff sand Martistag, ist marckt zu Cur. Dan dôrfft wol ein nûwer lerman werden, dan der gemain man auff dem land woltend gern ayn dorff aus der stat Cur machen.

Zum dritten als W. G. in maines G. H. statthalters schraiben vernomen hatt von wegen des vogttz zu Salgans, der ist auff sôlhen tag zu Bado und so bald er kumt an haimsch, will ich mich zu im verfiegen und die handlung erfaren und W. G. zu wissen thun.

Zum fierden sagt man in Aygnosen, der Franczos hab Yenen wider ingenomen. Sôlichs alles hab ich W. G. als gehorsamer nit verhaltten wellen. Hiemit befilch ich mich W. G. als mainen gnedigen herren. Datum Guttenberg am 28. tag octobris anno 28.

W. G. williger Balthasar von Ramschwag, vogt auff Guttenberg.

Adresse: An ... stathalter und Rätt
der obern österaichischen landen.

Nr. 20. Chur, 13. Dez. 1528.

Instruktion an den Scholastikus Christ. Metzler zu Handen des Bischofs Paul Ziegler.

[Or. Papier: Domkapitelsarchiv. Chur: Protokollbuch B. Siegel aufgedrückt.]

Wir thûmdechan unnd gemain capitel der hochen stifft Chur be-[kennend] unnd thûnd kund mennclichen, das wir ainhelligs radts [dem] hochwirdigen fürsten unnd herren, herrn Paulsen bischo[ven], unnserm

[1] Der französische Gesandte Geoffroy de Grangis, der damals in Chur residierte.

gnädigen herren nachgeschribne werbung zů hann'den' zu bringen, hilff und radt in unnser aller namen darin zu b'ringen' den erwirdigen hochgelertten Cristoffln Mätzler doctorn schu'l unnd' thumherren unnsern lieben vertruwten mitbrůder verord'net unnd' gemächtiget haben wie hernach volgt [1].

Erstenns wie das noch täglichs je lennger je mer ungehört ne'werungen' fürgenommen werden on das man unns unsern zechenden sa[mpt] andern rendten und gülten ains tails spert. So haben die von Ch[ur ver]-ganngner tagen dem abbt zu sannt Lucj und den Prediger h'erren] daselbs die hailigen mess unnd ander göttlich ämpter bis uf'f nechst' kunfftigen Puntstag und der Půnten gemainen beschaid wytt'er zu] üben unnd bruchen verbotten unnd abgestrickht. Item so erschilt ouch in stat unnd lannd ain gmaine red, wie da[selb] verbot unnd abstellung göttlicher ämpter unnd der måss in [der] zytt unns ouch antaschten unnd wider unns fürgenomen al[s] ouch strenng verbotten werde [2].

Wytter werden wir der massen uss tåglicher hanndlung gen[ötigt, dass] wir in gaischlichen henndeln unnd sachen, ouch gegen gais'chliche personen unnd umb gaischlich gutt ain lannge zyt hår unnd' wider alle fryung unnd ordnung der kirchen vor weltlichen 'grichten unnd richtren müssen recht nemen unnd geben als zu Ch[ur in' Pontisellers sach unnd andern henndeln mer.

Item so wirt ouch das gmain volckh uss sölchem unstattlichen [handeln] täglichs verursacht, das sy unns unnser rendt und gult uff w'elt]lichs gwalts hanndlung zum tail versperren, der maynung, [der] Pünthen artickel vermögen, das man umb jarzit und der gli[chen], dann wir allermaist begapt sind, nichts schuldig sy zu geben, mit anndern ouch müssen gehoulten werden, dern halb unns grosser abganng begegnet und gar wenig

[1] Wir müssen aus technischen Gründen verzichten, das in den Worten nemen, mer, kleglich usw. dem e überschriebene a wiederzugeben.

[2] Genaues über den Zeitpunkt des von der Stadt erlassenen Messeverbotes steht nicht fest. Wir halten darauf, hier aus den Protokollen des Domkapitels eine einschlagige Stelle wiederzugeben, die den Ernst der Vorgange kennzeichnet, zugleich aber zeigt, wie sehr Schlegel gegen dieses Messeverbot angekampft hat. « Item 21. octobris (1528) comparuit in capitulo *Rdus* d. abbas s. Lucii cum notario et testibus conquerendo de gravaminibus et illicitis oneribus senatus et communitatis civitatis Curiensis, quibus divinum misse offitium interdictum sit cum comminationibus videlicet et bonorum periculis, si non abstineat ab huiusmodi offitio, implorando desuper a venerabili capitulo consilium, auxilium et defensionem, absente episcopo tanquam immediate administrationem habeat capitulum. Hec et alia protestando dominus abbas exivit capitulum, quo absente placuit, ut idem abbas solus revocetur in consilium et tandem matura habita deliberatione, quid expediat consultatur. Tandem placuit, ut copia auscultata actorum abbatis coram capitulo protestatorum recipiatur et unus ex capitulo deputetur ad *Rmum* episcopum nostrum pro consilio et auxilio. Item ut similiter fiat protestatio nomine capituli coram illis, vi et metus causa capitulo non fore integrum, quidquam contra civium conatus attentare. » Prot. A des Domkap., p. 39, Domkapitelsarchiv Chur. Die entsprechenden Zitate aus dem Briefwechsel der Reformatoren s. bei *J. G. Mayer*, St. Luzi bei Chur. 2. Aufl. Einsiedeln 1907, 60 f.

gult uns mer volgen ; s[unst ha]ben wir ouch nit umb all rendt und gült brieff und sigel, sonndern [die] urbar, lang alt gewer, die aber uns nach vermög der rechten n[it nutzlich] noch diennstlich sind, dann man dern in Pünthen kains ann[emmen will] im rechten [p. 1].

Es beschiecht unns ouch allermaist am zechennden und jarzitten, daran unns das gröst gelegen sin wil, verderplicher abbruch unnd entwerung.

Uss dem unnser gnädiger herr wol erlernen unnd verston mag, in was abnemmen unnd verderptnus wir unnd der ganntz stifft kommen syen.

Darin wir trungenlicher nothalb von sinen gnaden gern erfarenn erkunnen unnd enntlich wissen haben welten, mit was hilff, trost, radt unnd mittel unns sölt und möcht geholffen werden, das sin gnad irs gůttbedunkhens und radts förderlich by disem unnserm verordneten gnädig anzaigung thůn unnd mittailen welle.

Uff dis alles ist unnser gůttbedunnkhen unnd radt, das sin gnad abermals an gelegne ortt ain gemainen Gotzhustag by zitten beschribe, eemals ain gmainer puntstag berüfft werde, den selben Gotzhusstag in aigner person (so verr möglich) haimsůchte, uff welichem sin gnad obbemelt unnser unnd siner gnaden kleglich anligen fürhielte, nammlich wie dem abbt zů sant Luci unnd Prediger herren die måss verbotten unnd nidergelegt. Deshalb uns der abbt in abwesen siner gnaden als die nechsten glider umb hilff und radt angerüfft hatt, sich ouch sölcher hilff und begerns halb protestiert vor offnem notari und zügen [1].

Ouch alda wytter fürtragen unnd anzogen wurd, das sinen gnaden das regiment unnd oberkait im schloss Chur übergeben und widerumb zůgestelt mit erbietung, das sin gnad besetzen welte mit gaischlichen unnd weltlichen lanndslüten unnd sust gnädigklich, als sich aim fürsten zimpt gepürlich in allen sachen ze hanndeln unnd thůn.

Wytter ouch fürgepracht wurde, das gmain Gotzhuss der stifft gaischlich jurisdiction oberkait und gerichts zwanng restituieren, die hannthaben unnd siner gnaden vicari bystenndig sin und zů volstreckhung der gerechtigkait gůtt schirm und ruckhen halten wellen.

Unnd so dann uff sölich puncten unnd erbietten der restitucion vom Gotzhus anntwort geben wurd, welicher gestalt das were, möchte sin gnad als dann sampt unns vom capitel sich wytter entschliessen, was für das wegest fürzůnåmen, zů halten und zů lon sye.

Item unnser verordneter sol ouch nit vergessen mit S. G. ains vicaris halb wytter red zů halten, wie er angnomen und bestelt söll werdenn [p. 2].

Zum letsten [2] sinen gnaden enntlich anzaigen, wie ain geschrey unnd

[1] Dieser Bericht bezieht sich auf den in der vorhergehenden Anmerkung wiedergegebenen Text. Durch diese Quellen wird die Zuverlässigkeit des Berichtes von Joh. v. Winterthur (zit. bei Mayer, St. Luzi bei Chur, p. 56) glänzend bestätigt. Im Juli 1528 liefen zwischen dem Gotteshausbund und dem Bischof Verhandlungen betreffend die Rückkehr des Bischofs. Vgl. *J. G. Mayer*, Gesch. d. Bistums Chur II (1914), p. 57.

[2] Zum folgenden vgl. Nr. 15-18.

rumor in lannden erschollen, wie er das bischtumb hingeben unnd des castellans zů Můss brůder resignieren unnd zustellen hab wellen, das unns billich grossen khummer und truren gepracht (on das wir siner gnaden person ungern verlieren welten), möcht doch sölchs on des stifft grossen nachtail, ja der lannden gmainen uffrůr villicht wolforsechenlich nit beschechen, das gott wennden und fürkommen welle.

Bitten unnd ermanen hieruff sin gnad demůtigklich hôchsts flyss unns und das bischtumb nit übergeben noch verlassen, sonnder by unns beliben, siner gnaden zůsagen und pflicht, so er inganngen, siner kirchen unnd stifft gethon und gelopt hatt, nit vergessenn welle unnd sampt andern prelaten unnd herren, so gmainlich sölch widerwertigkait in tůtschen lannden diser zyt lai[denn] můssen, gedult tragen, bis gott sin zorn miltert und [gnad] mittailt, so wellen wir dapffer zů sinen gnaden setzen unnd unnsers tails möglichen costen, sampt aller můg und arbait als getrůwsen und caplön darstreckhen. Des alles zů warem ottem urkhund haben wir unnsers capitels secret insigel hiefür gedrückht. Beschechen und verfertigt zu Chur den dryzechennden tag decembris als man zalt von der gepurt Christi fünffzechennhundert unnd im zwaintzigisten unnd achtennden jarenn.

Doppelblatt. 1. Seite fehlen 2-3 cm. des beschriebenen Randes. 2. Blatt: 4-5 cm. Rand getrennt, noch vorhanden, aber zu äußerst stark abgegriffen, zum Teil zerknittert.

In Texte des Protokollbuches eingebundenes Doppelblatt.

Kleine Beiträge. — Mélanges.

Die Sendung von Kolumban und Gallus nach Alemannien.

In seinem Buche « Columban und Gallus, Urgeschichte des schweizerischen Christentums » (Zürich, Fretz und Wasmuth 1940) vertritt Prof. Fritz Blanke die Ansicht, die beiden irischen Mönche seien zu den heidnischen Alemannen gesandt worden und hätten sich grundsätzlich diesen gewidmet, und hält an dieser These fest, wo Texte und Tatsachen dafür sprechen, daß sich die beiden Missionäre auch nichtalemannischen Heiden zuwandten. Das dürfte eine Untersuchung über die Sendung und das Missionsobjekt von Kolumban und Gallus rechtfertigen.

Kolumban kam mit seinen Gefährten nach Alemannien, an den Zürichsee und an den Bodensee, auf der Durchreise nach Italien. Da er aus dem Burgunderreich vertrieben war, kam er zu Lothar dem König von Neustrien. Nach dem Kolumbanbiographen Jonas bat er bereits Lothar um ein Geleite, « damit er womöglich durch das Reich des Theudebert auf dem Wege über die Alpenpässe nach Italien kommen könnte » [1]. Die beiden Gallusbiographen Wetti und Walahfrid, die auf Jonas fußen und auf einem bis nahe zum Tode des Heiligen zurückreichenden Gallusleben, lassen Kolumban erst König Theudebert von Austrien bitten « um das Geleite durch Obergermanien (per Altam Germaniam) nach Italien » beziehungsweise « durch Alamannien » [2]. Theudebert versichert den irischen Mönchsführer, er werde in seinem Reiche schöne Plätze finden, geeignet für Klostergründungen, und « ringsum in der Nähe Völker, die der Predigt bedürfen » [3]. Kolumban antwortet : insoweit es dem Könige mit der Zusicherung seines Schutzes ernst sei, wolle er sich ein wenig in seinem Reiche aufhalten und versuchen, ob er in den Herzen der benachbarten Heiden den Glauben pflanzen könne [4].

Die Überlieferung dieser Missionsverhandlung zwischen Theudebert und Kolumban ist einmütig von Jonas bis Walahfrid. Der Name Alemannien wird jedoch nur vom letzten Zeugen, von Walahfrid genannt. Inhaltlich wünscht der König klösterliche Niederlassungen der Iren in seinem Reich, in zweiter Linie ihre Predigttätigkeit unter den Völkern ringsum. Kolumban verspricht einen kurzen Durchgangsaufenthalt und macht denselben abhängig von der tatkräftigen Unterstützung durch

[1] *Jonas*, Vitae Columbani Abb. discipulorumque eius I 25, ed. Krusch in Mon. Germ. hist. Script. rer. Merov. IV, Hannover 1902, p. 99 : ut sibi solamen largiretur, utque per Theudeberti regnum, si valeret ad Italiam, Alpium iuga transscendens, perveniret.

[2] *Wetti*, Vita Galli (3), ed. Krusch in Mon. Germ. hist. Script. rer. Merov. IV, Hannover 1902, p. 259 ; *Walahfrid*, Vita Galli, ibid. c. 3 p. 287.

[3] *Jonas* c. 27 p. 101 : proximasque ad predicandum nationes undique haberi.

[4] *Jonas* 101, *Wetti* 259, *Walahfrid* 287.

Theudebert und von dem Erfolg der Heidenpredigt. Diesen Texten nach bleibt es unbestimmt, welchen Heidenstämmen die Predigt der Iren gelten soll, ja das undique bei Jonas könnte auf verschiedenartige Heiden schließen lassen, eröffnet die Möglichkeit, nicht nur an Alemannen zu denken, sondern auch an galloromanische Heidenreste und an Slawen.

Blanke aber schließt aus dem Reiseweg quer durch den alten Thurgau, der eben erst an Austrasien gekommen war, aus der Niederlassung in Bregenz und aus der Bieropferszene bei Jonas, « daß der König bei seinem Missionsauftrag an die Bekehrung der im Umkreis des Bodensees sitzenden heidnischen Alemannen gedacht hat »[1].

Dabei setzt Blanke voraus, daß Kolumban bereits am Hofe Theudeberts nach Bregenz gewiesen wurde. Die Sendungstexte schließen nämlich mit der Anweisung des Königs, Kolumban möge sich einen geeigneten Ort zur Niederlassung und Mission aussuchen [2]. Dann fährt Jonas allein weiter : « inquisitumque locum, quem favor omnium reddebat laudabilem, intra Germaniae terminos, Reno tamen vicino, oppidum olim dirutum quem Bricantias nuncupabant ». Das deutet man bisher so, als hätten Theudeberts Hofleute auf die Stadt am Bodensee hingewiesen und sie gelobt [3], und Kolumban habe sich daher bereits in Metz dafür entschieden, dorthin zu fahren [4]. Eine Überprüfung der Jonasstelle läßt mich jedoch als bessere Lösung annehmen, Kolumbans Biograph wolle nichts anderes sagen, als daß der gefundene Platz Bregenz geheißen wurde (nuncupabant) ; die ihn lobten, waren eben die Kleriker von Arbon, wie die Gallusviten des Näheren ausführen. In der Lücke, die der Strichpunkt der jetzigen Ausgaben zwischen placuisset und inquisitumque andeutet, ist dann die ganze Reise von Metz den Rhein hinauf, über Zurich und Tuggen nach Bregenz einzuschieben. Daß es Jonas so gemeint hat, zeigt doch wohl das « Sed quid tunc » des nächsten Satzes, das zur Nachholung des Mainzer Erlebnisses auf der Rheinfahrt überleitet.

Es bleibt seltsam, daß der Kolumbanbiograph den Marsch nach *Tuggen* und die weiteren Ereignisse bis zur Ankunft in Bregenz ganz übersieht. Doch dürfen wir mit dem Mönch von Bobbio deshalb nicht rechten und sollen damit zufrieden sein, daß die Gallusbiographen aus der St. Galler Tradition diese Geschehnisse ergänzen. Daß der Tuggener Missionsversuch trotz seiner Übergehung durch Jonas nicht in das Reich der Legende zu verweisen sei, hat Blanke wohl erkannt [5]. Nur ist es schwer verständlich, warum er kein Wort davon erwähnt, daß man zu Tuggen vielleicht ein

[1] *Blanke*, Columban und Gallus p. 42.

[2] *Jonas* 101 : Dedit ergo rex optionem, quacumque in parte voluisset, experimento quereret locum, qui sibi et suis placuisset ; ... *Wetti* (4) 259 : Igitur optio ei a rege dabatur, si alicubi aptum locum experiretur. *Walahfrid* c. 4 p. 287 : Accepta igitur a rege licentia eligendi locum, ubicumque voluissent ...

[3] *H. von Schubert*, Geschichte der christl. Kirche im Frühmittelalter, Tübingen 1921, 212. *H. Dietze*, Rätien und seine germanische Umwelt, Frankfurt 1931, 180 f.

[4] *Blanke* 38 ff.

[5] *Blanke* 40-59.

anderes Missionsobjekt annehmen könnte als die Alemannen. Er glaubt vielmehr, das Dorf Tuggen sei für die Iren deshalb von Bedeutung gewesen, weil es eine heidnisch-alemannische Kultstätte barg [1]. An anderer Stelle habe ich versucht, die Wahrscheinlichkeitsgründe darzulegen, die für ein kelto-romanisches Missionsobjekt in Tuggen sprechen : die fana gentilium, die Gallus niederbrennt, lassen sich am besten als keltische Tempelkapellen erklären in der Art, wie sie bei Bern, Augst und Windisch ausgegraben wurden ; das prophetische Gebet Kolumbans, das von der Katastrophe spricht, die in der nächsten Generation über die Tuggener kommt, läßt sich als post eventum aufgezeichnet am besten mit einer germanischen Landnahme in der Mitte des 7. Jahrhunderts erklären ; dazu weisen die neuesten Ausgrabungen im Linthgebiet und die Ortsnamen, besonders um Tuggen, auf eine langdauernde keltische Kulturperiode in dieser Gegend, die erst spät und langsam von einer germanischen Schicht überlagert wurde [2]. Immer mehr zeigen die Forschungen gerade für das Linthgebiet, daß es zu den « Keltenreservaten » gehörte, die sich noch nach der alemannischen Einwanderung bis ins 7. Jahrhundert gehalten haben [3].

Es scheint nun, daß Blanke deshalb von einer Keltenmission nichts wissen will, da er annimmt, das Christentum sei allerspätestens um 380 bei den romanisierten Kelten eingeführt worden [4], weil Helvetien eben damals ein Teil des römischen Reiches war, als dessen Staatsreligion das Christentum galt. Dagegen ist es doch reichlich bekannt, wie lange sich heidnische Reste, ja heidnischer Kult erhalten haben, zumal unter der Landbevölkerung, unter den pagani. Ums Jahr 529 trifft Benedikt von Nursia auf Monte Cassino einen Jupitertempel, in dem Bauern noch heimlich die Götteropfer weiterfeiern [5]. Zur selben Zeit predigt Caesarius von Arles gegen das Fortleben des galloromanischen Heidentums [6]. Der Kolumbanschüler Meroveus muß noch nach den Ereignissen von Tuggen und Bregenz in der Nähe von Bobbio einen Heidentempel verbrennen und die erbosten Göttergläubigen wollen ihn deshalb ertränken [7] ; dabei dürfen wir römische Heiden annehmen, da die Langobarden bereits arianische Christen waren. Eine Generation später predigt Bischof Eligius in Flandern und Nordfrankreich gegen ein Heidentum und einen Tempelkult, der deutlich galloromanischen Charakter trägt [8]. Wenn sich so in Italien und Gallien

[1] *Blanke* 50.

[2] *L. Kilger*, Kolumban und Gallus in Tuggen, in : Heimatkunde vom Linthgebiet 1939, Uznach, p. 28/38, 40/48.

[3] 30. Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte 1938, ed. K. Keller-Tarnuzzer, Frauenfeld 1940, p. 126 ; Referent Alb. Knöpfli.

[4] *Blanke* 62.

[5] *I. Herwegen*, Der hl. Benedikt, Düsseldorf [3] 1926, 39 f., 148 nach Texten und Bodenfunden.

[6] Sermo 129 vgl. Zeitschr. f. Missionswissenschaft, Münster i. W. 1923, 12-27.

[7] *Jonas* II c. 25 p. 149 f.

[8] Vita Eligii, ed. Krusch in Mon. Germ. hist. Scr. rer. Merov. IV, lib. II c. 8 und 16, p. 700, 705 f. In Flandern ist vom idolatria diversi generis die Rede, also kommt neben jener der Sueven auch die gallorömische in Frage.

das alte Heidentum bis ins 6. und 7. Jahrhundert erhalten konnte, warum sollte nicht in dem äußersten Winkel Helvetiens zu Tuggen keltisches Heidentum fortleben können? Vielleicht mag auch dort in den römischen Zeiten ein christlicher Hauch geweht haben — aber er war nach dem Abzug der römischen Beamten und Soldaten noch gründlicher verflogen als zu Bregenz, wo ja auch das keltische Heidentum wieder die Oberhand gewonnen hatte.

Gerade die *Bregenzer Parallele* scheint mir am meisten die Tuggener Keltenhypothese zu stützen. Freilich weist Blanke darauf hin, daß Jonas für Bregenz nur das Wodansopfer der Alemannen als Missionsereignis verzeichnet [1]. Wenn er aber sonst den Berichtswert der Gallusviten mit Recht betont, sollte er auch die drei Götterbilder in der Aureliakapelle nicht gewaltsam zu Kultbildern der Alemannen machen. Er muß anerkennen, daß es sich bei diesen Bildern, die aus vergoldetem Erz und an der Wand der entweihten Kirche befestigt waren, wohl um ursprünglich römische Götterdarstellungen gehandelt habe, « die dann von den heidnischen Alemannen für ihre Zwecke benützt wurden » [2]. Dabei weist Blanke auf die Bregenzer Ausgrabungen hin, die bronzene Götterstatuen zutage gefördert haben, von denen R. von Scala berichtet, unterläßt es aber hinzuzufügen, daß eben der Großteil der ausgegrabenen Bilder dem gallischen Kulturkreis, dem keltischen Heidentum angehörte [3]. Ausschlaggebend dafür, daß es sich bei der Missionspredigt des Gallus in der ehemaligen Aureliakapelle zu Bregenz um keltische Bilder und keltische Heiden handelt, ist mir der bei Walahfrid überlieferte Bericht: « Reperierunt autem in templo tres imagines aereas deauratas, parieti affixas, quas populus, dimisso altaris sacri cultu, adorabat, et oblatis sacrificiis, dicere consuevit: 'Isti sunt dii veteres et antiqui huius loci tutores, quorum solatio et nos et nostra perdurant usque in praesens' » [4]. Der Ausspruch der Bregenzer Renegaten ist Eigengut Walahfrids. Doch ergibt die Quellenvergleichung, daß Walahfrid derartige Zusätze zu Wetti nicht einfach erfunden, sondern aus der alten Gallusvita oder aus der Lokaltradition sachgemäß ergänzt hat. Dürfen wir also Walahfrid Glauben schenken, so handelt es sich keinenfalls um alemannische Heiden, die jene Götterbilder verehrten, sondern um ehemalige Christen, um romanisierte Kelten, die nach dem Wegzug der Römer ihre alten Lokalgötter wieder hervorgeholt und in der ehemals christlichen Kirche aufgehängt hatten. Blanke bekennt sich zu Walahfrids Quellenwert und zitiert auch jene Stelle [5]; aber nur unvollständig. Eben der Nachsatz: « quorum solatio et nos et nostra perdurant » läßt sich unmöglich von Alemannen aussprechen, sondern nur von Bregenzer Städtern

[1] *Blanke* 42, 74, 81 ff. [2] *Blanke* 72, 225.

[3] Im Archiv f. Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs X, Bregenz 1914, p. 39/40. Gerade von dem Götterpaar Mercur und Maja, das Blanke zitiert, heißt es hier, daß die Zusammenstellung von Paaren nicht römisch sei und sich keltische Göttergestalten hinter beiden verbergen. An anderer Stelle spricht allerdings derselbe Scala (p. 31) von einem « Alamannentempel mit drei goldenen Götterbildern », hat aber offensichtlich die Stelle der Viten nicht genauer gelesen.

[4] c. 6 p. 289. [5] *Blanke* 225.

die ihre trotz der Zerstörung der Stadt durch die Alemannen fortdauernde Existenz den alten Schutzgöttern verdanken zu müssen glauben.

Die drei Orte, von denen beim Aufenthalt der irischen Missionäre in Alemannien die Rede ist, zeigen drei verschiedene religiöse Zustände : in Arbon ist das römische Christentum völlig erhalten mit einem Klerus, der alemannische Namen trägt [1] ; in Bregenz hat sich die keltorömische Bevölkerung großenteils wieder den keltischen Göttern zugewandt, feiert aber auch noch das Kirchenfest der hl. Aurelia [2] ; daneben opfern heidnische und vielleicht auch halbchristliche Alemannen dem Wodan [3]. Im stillen Winkel von Tuggen aber stehen noch die heidnischen Götterkapellen, das Gemeinwesen als solches denkt und richtet heidnisch ; eine positive Spur alemannischer Besiedlung findet sich in den Texten nicht.

Warum haben Kolumban und Gallus Tuggen und Bregenz aufgesucht ? Bei beiden wird die schöne Lage gelobt, bei Bregenz boten Mauerreste aus römischer Zeit Erleichterung zur Anlage einer Klostergemeinde [4]. Vielleicht war ähnliches in Tuggen der Fall. Noch mehr möchten wir annehmen, daß den Missionseifer der Glaubensboten zu Tuggen wie in Bregenz das Bestehen keltischer Heidenreste anlockte. Menke hat neuerdings darauf hingewiesen, wie sich die irischen Mönche bei ihrer Missionstätigkeit in Deutschland zunächst an ihre unterworfenen alten Volksgenossen wandten, also an « keltische Reservate », und daß es keine irisch-germanischen Glossare gebe, sondern nur irisch-lateinische [5].

Bei ihrer Sendung nach Alemannien zu den Stämmen, die der Missions-

[1] *Blanke* 62 f.

[2] *Blanke* 73 glaubt, es habe sich um ein religiöses Fest der Heiden gehandelt, das beim Tempel abgehalten wurde. Das stimmt nicht zu den Texten. *Wetti* (6) 260 : conventio facta est populi ad solitam festivitatem templi, magis spectaculo advenarum perculsi, quam reverentia divini cultus devoti ... Ähnlich *Walahfrid* c. 6 p. 289. Von einem Heidenfest würde Wetti nicht als von einer Gottesverehrung sprechen. Es dürfte sich um ein altes Kirchweihfest oder Patrozinium der Aureliakapelle gehandelt haben, das auch von den ins Heidentum zurückgekehrten Bregenzern noch gefeiert wurde. Vielleicht dürfen wir an den 15. Oktober denken, das Fest der am Oberrhein gefeierten Aurelia. Vgl. *Clauss*, Die Heiligen des Elsaß, Düsseldorf 1935, 40. Hätte es sich um eine Martyrin Aurelia gehandelt, so wäre das wohl von einem der beiden Biographen erwähnt worden.

[3] *Jonas* I 27 p. 102. Wenn sich dort das « alios, quos iam lavacro ablutus error detinebat profanus » auf Teilnehmer am Bieropfer bezieht und nicht etwa auf die in der Aureliakirche Bekehrten (man könnte da gut eine Andeutung jenes Ereignisses finden), so halte ich diese heidnischen Getauften nicht für Gallorömer, wie Blanke (74) annimmt. Denn solche hätten die Alemannen wohl kaum zu Wodans Minnetrunk zugelassen. Hingegen wissen wir aus der Bonifatiuskorrespondenz, daß es 100 Jahre später in Germanien Priester gegeben hat, die zugleich dem Donar (Jovi) opferten und gelegentlich auch die christliche Taufe spenden wollten : S. Bonifatii Ep. ed. Tangl, Berlin 1916, n. 28 p. 51 (um 732).

[4] *Blanke* 66.

[5] *Menke-Glückert*, « Warum missionieren in Deutschland irische Mönche ? » Forschungen und Fortschritte XIV n. 5, Leipzig 1938.

predigt bedurften, haben sich Kolumban und Gallus zunächst an keltische Heiden gewandt, wahrscheinlich in Tuggen und sicher in Bregenz, dann an die alemannischen Wodansverehrer. Daß Sendung und Interesse der Iren nicht ausschließlich den Alemannen galt, zeigt doch ganz deutlich die Notiz bei Jonas, Kolumban habe sich von Bregenz aus der Bekehrung der windischen *Slawen* zuwenden wollen. Aus einem Traumgesicht jedoch meinte er entnehmen zu dürfen, daß dieses Volk noch nicht reif sei zur Bekehrung [1]. Blanke hat diesen Missionsplan gut untersucht und erläutert [2]. Jedoch kommt er beim Vergleich mit der Stellung des Bonifatius zur Slawenmission zu dem merkwürdigen Schluß, der Apostel der Deutschen sei der Überzeugung gewesen, die Slawen gehörten gar nicht zu den Völkern, die bekehrt werden sollen. « Zur Seligkeit berufen sind für Bonifatius allein die Germanen. Einem Columban ist dieser Ungedanke eines der germanischen Rasse vorbehaltenen Christentums fremd » [3]. Dies ist in dem sonst so schönen, reichen und guten Buche von Blanke wohl die einzige schlimme Entgleisung. Er beruft sich bei diesem monströsen Fehlurteil auf eine Notiz von Flaskamp [4]. Jedoch sind die bei jenem angeführten Stellen aus zwei Gedichten, von denen das erste die (heidnische) Unwissenheit der rohen Slawenvölker und des rauhen Skythien jener der deutschen Lande (Germanica tellus) gleichstellt [5]; das zweite spricht mit poetischer Übertreibung einfach davon, daß es überhaupt verstockte Heiden gibt (impia origo Magog), ohne dabei die Slawen überhaupt zu nennen [6]. Schon Flaskamp hat aus diesen vagen poetischen Anspielungen allzu weit gehende Schlüsse gezogen. Er führt die Schwierigkeit auf die Fremdheit der Slawensprache zurück, während Blanke an germanischen Rassenwahn denkt und so ohne Beachtung der Texte den Fehler Flaskamps noch verdreht und übersteigert. In Wirklichkeit waren die Ansichten von Kolumban und Bonifatius in diesem Punkte kaum verschieden : beide hielten einfach eine Slawenmission für ihre Zeit und ihre Person nicht für opportun. Wie wenig Bonifatius daran dachte, « das allen Menschen geschenkte Evangelium an Volksgrenzen zu binden » [7], zeigt doch schon seine starke Bindung mit Rom.

Kolumban hat von vorneherein seinen Aufenthalt in Alemannien als eine vorübergehende Episode seiner Italienfahrt angesehen. König Theudebert hätte Klostergründungen und Missionstätigkeit in Alemannien gewünscht. Eine eigentliche Sendung zu den Alemannen als solchen läßt sich nirgends nachweisen. Tatsächlich haben sich die irischen Mönche zuerst an ihre Stammesgenossen gewandt, an die teilweise romanisierten und teilweise christianisierten Reste der Keltenbevölkerung. Dann wandten

[1] *Jonas* I 27 p. 104.
[2] *Blanke* 90-97.
[3] *Blanke* 97.
[4] Zeitschr. f. Miss. Wiss. 1925, 44 f.
[5] Bonifatii Carmina, ed. Duemmler in Mon. Germ. hist., Poetae lat. aev. Carol. I, Berlin 1881, p. 13.
[6] Ebenda p. 16.
[7] *Blanke* 97.

sie sich auch zu den Alemannen, die ebenfalls schon mit dem Christentum in Berührung gekommen waren, und hatten sogar den Plan, auch den Alpenslawen zu predigen. Der Sturz Theudeberts und die Vertreibung aus Bregenz beschleunigte die Abreise Kolumbans ins Langobardenreich, während sein Schüler Gallus in Alemannien zurückblieb.

Uznach. Dr. P. *Laurenz Kilger* O. S. B.

Erwiderung [1].

Meine mir von Kilger nachgewiesene Fehldeutung betr. Bonifatius gebe ich zu. Ich habe mich hier in der Tat von einem gewiegten und anerkannten Bonifatiuskenner auf eine falsche Fährte verleiten lassen. Auch bin ich dankbar, daß Kilger eine Unklarheit ins Reine bringt, die ich in meinem Büchlein « Columban und Gallus » (S. 54) folgendermaßen formuliert habe : « Schwierig scheint mir die Frage, wie sich die Nachricht des Jonas, Columban habe sich schon in Metz für eine klösterliche Siedlung in Bregenz entschieden, dazu verhält, daß Columban bereits in Tuggen ein irisches Kloster gründet. Wurde durch diese Festsetzung der Columbanmönche in Tuggen der Bregenzer Plan nicht von vornherein vereitelt ? Oder war das Tuggener Kloster nur eine Übergangsstation, gleichsam ein Ausfallskloster, von dem aus dem Götzenkult in Tuggen zuleibe gerückt werden sollte und das man nach dem eingetretenen Erfolg wieder abbrechen wollte ? ». Kilger löst diese Schwierigkeit, indem er als erster nachweist, daß der Wortlaut der betreffenden Stelle (Jonas, Vitae Col. I, 27) gar nicht besagen will, Columban sei schon in Metz auf Bregenz als Missionsstützpunkt aufmerksam gemacht worden.

Jedoch das sind in Kilgers Artikel Nebenfragen. In der Hauptfrage kann ich das Feld nicht räumen. Kilger will es erstens wahrscheinlich machen, daß die Göttertempel in Tuggen nicht alemannisch, sondern keltisch gewesen und daß also Columban und seine Gefährten hier mit keltischem Heidentum zusammengestoßen seien ; sodann vermutet Kilger, die Heiden, denen Gallus beim Bregenzer Tempelfest predigte, seien ebenfalls Kelten gewesen.

Um zunächst mit dem Bregenzer Vorgang zu beginnen, so sagt Wetti (Kap. 7), Columban habe dem Gallus aufgetragen, dem in Bregenz zum Tempelfest versammelten Volke eine Rede zu halten, « weil dieser (Gallus) sich unter den anderen durch Feinheit des Lateins und auch in der Sprache jenes Volkes (idioma illius gentis) hervortat ». Welches war dieses idioma, dessen sich Gallus beim Götterfest in Bregenz bediente ? Walafrid sagt

[1] Auf Wunsch von P. Kilger übermittelten wir dessen Kritik Prof. Blanke, der uns die nachfolgende Antwort zustellte. Wir freuen uns dieses Beispiels einer sachlichen und vornehmen Haltung und danken beiden Herren für Ihre Mitarbeit aufrichtigst.

Die Redaktion.

(Kap. 6), daß damit die « barbarische » Sprache gemeint war, d. h. das Alemannische. Kilger wird der Letzte sein, die Angabe Walafrids zu bezweifeln. Denn gerade Kilger hat in der « Heimatkunde vom Linthgebiet » (1939) an überzeugenden Beispielen die historische Zuverlässigkeit Walafrids bewiesen und es ist nur zu wünschen, daß diese Quellenvergleiche in erweiterter Form noch einmal an einem sichtbareren Ort veröffentlicht werden ! Wenn aber Walafrid recht hat, dann waren die Festteilnehmer in Bregenz nicht Kelten, sondern heidnische Alemannen ; das ganze Götterfest aber muß also so gedeutet werden, daß es mit dieser Tatsache in Einklang steht. Diese Deutung soll hier jetzt nicht im Einzelnen versucht werden. Ich möchte bloß darauf hinweisen, daß ich S. 225 Golther angeführt habe, der zeigt, daß die Walafridstelle mit den « alten Schutzgöttern » auch eine alemannische Auslegung erträgt.

Was Tuggen angeht, so irrt Kilger, wenn er annimmt, daß es damals im « äußersten Winkel Helvetiens » [1] lag. Ich habe in « Col. u. Gallus » (S. 52) behauptet, Tuggen müsse in jener Zeit ein wichtiger Verkehrsmittelpunkt gewesen sein. Diese Auffassung ist inzwischen in unerwarteter Weise bestätigt worden, nämlich durch die neue Ausgabe der Weltbeschreibung des Geographen von Ravenna von Jos. Schnetz (in den « Itineraria Romana », Band II, S. 61, 1940) [2]. Unter den beim Geographen von Ravenna sich findenden Städtelisten findet sich eine, die zwischen den beiden ausdrücklich genannten Orten Zürich und Chur noch « Duchonnion » [3] und « Stafulon » erwähnt. Stafulon kennen wir nicht, aber Duchonnion ist sicher « Tucconia » (so Walafrid) = Tuggen. Daß Tuggen neben Zürich und Chur genannt wird, spricht stärker als alles andere für seine Bedeutung.

Indem Kilger erklärt, um 600 müsse « im äußersten Winkel Helvetiens » noch keltisches Heidentum fortgelebt haben, gibt er gleichzeitig zu, daß um dieselbe Zeit in den vom Verkehr und der Romanisierung stärker erfaßten Gebieten das keltische Heidentum nicht mehr vorhanden war. Tuggen lag aber an der von Zürich nach Chur führenden vielbegangenen Römerstraße, und darum war die Bevölkerung dieser Ortschaft sicher am Anfang des 7. Jahrhunderts romanisiert, d. h. sie hatte die Sprache der Römer und, da seit dem 4. Jahrhundert der christliche Glaube die Staatsreligion der Römer war, auch die Religion der Römer angenommen, wie wir das von anderen schweizerischen Römerorten (Arbon, Windisch usw.) ja wissen. Nach den Nachweisen Hubschmieds ist es möglich, daß im 7. Jahrhundert auch in Tuggen neben dem Lateinischen noch das Keltische gesprochen wurde, aber dieses Fortleben der keltischen Sprache bedeutet noch nicht, daß auch die keltische Religion noch fortbestand. Die heidnische Religion

[1] Ähnlich auch S. 5 : « Im stillen Winkel von Tuggen ».

[2] Diese Weltbeschreibung ist im 7. Jahrhundert auf Grund älterer Quellen geschrieben worden.

[3] So liest *Schnetz* im Gegensatz zu früheren ungenaueren Lesungen. Die ganze Liste ist jetzt auch veröffentlicht in dem in Kürze erscheinenden Werk : Die römische Schweiz. Texte und Inschriften, mit Übersetzung herausgegeben von *Ernst Howald* und *Ernst Meyer* (Max Nichans Verlag Zürich 1941).

der Kelten mag um 600 in Tuggen in der verkümmerten Gestalt des Aberglaubens noch ihr Dasein gefristet haben, aber daß um diese Zeit, hart an der Grenze des christlichen Rätien, noch mehrere Tempel in Tuggen von der ungebrochenen Kraft des keltischen Heidentums zeugten, ist ebensowenig vorstellbar, wie um diese Zeit heidnische Keltentempel in Konstanz, Arbon, Baden, Windisch vorstellbar sind.

Kelten in Tuggen waren, als Columban mit seiner Missionsgesandtschaft dorthin kam, bereits Christen. Die Tuggener Heiden, mit denen die Missionare es zu tun hatten, müssen Alemannen gewesen sein. Daß solche sich am Anfang des 7. Jahrh. schon am oberen Zürichsee befunden haben, hat neuerdings Bruckner auf Grund sprachlicher Feststellungen gezeigt (siehe mein Buch S. 52). Ich kann nicht sehen, inwiefern diese meine Auffassung der völkischen und religiösen Verhältnisse in Tuggen durch die von Kilger angerufenen im Linthgebiet gemachten Bodenfunde umgestürzt werden soll. Aus dem von Kilger zitierten 30. Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte erfährt man, daß mit planmäßigen Ausgrabungen erst in jüngster Zeit eingesetzt worden ist und daß J. Grüninger in Benken Scherben aus der Hallstattzeit (S. 89) und bei Schänis eine Volksburg aus der Hallstattzeit (S. 98) fand. Die Hallstattperiode ist aber vorkeltisch (siehe *Rudolf Laur-Belart*, Urgeschichte und Schweizertum, 1939, S. 17). Damit wir über die keltische und germanische Besiedlung der Linthebene Klarheit gewinnen, sind also neue Grabungen notwendig [1].

Daß Columban und Gallus nach der Ansicht ihrer Biographen Wetti und Walafrid zur Missionierung der *alemannischen* Heiden in die Schweiz und an den Bodensee gekommen sind, wird schließlich durch die Legenden erhärtet, mit denen die beiden Viten den Kampf der Glaubensboten gegen die Dämonen schildern. Diese Dämonen sind (siehe mein Buch S. 167-177) nichts anderes als die hohen und niederen Gottheiten der germanischen Religion.

Zürich. *Fritz Blanke.*

[1] An Kilgers Stelle würde ich mich auf *Menke-Glückert* lieber nicht stützen. Denn dieser offenbar keltomanische Gelehrte kommt zu seinem Ergebnis, daß die Irenmissionare sich mit ihrer Predigt an « keltische Reservate » wandten, nur auf dem Wege böser Quellenvergewaltigung. So behauptet er in offenem Widerspruch zu Wetti und Walafrid, daß Gallus nicht deutsch gekonnt habe und daß er zu den germanischen Herren des Landes — also zu König Sigibert und Herzog Kunzo — im Gegensatz gestanden sei!

Une nouvelle étude sur les origines du Gallicanisme.

Par le format, l'aspect extérieur et la typographie, les deux volumes que Mgr Martin, Doyen de la Faculté de Théologie catholique de Strasbourg, a consacrés aux origines du Gallicanisme [1] semblent appartenir à la grande Histoire de l'Eglise dont il est l'un des directeurs et dont nous avons successivement présenté ici les divers tomes parus. Il y reviendra, aux volumes 19 et 20 de cette collection, pour étudier « l'apogée et la mort » du mouvement dont il examine pour l'instant les origines jusqu'à la Pragmatique Sanction de Bourges de 1438.

Trois éléments entraient dans ce qu'on est convenu d'appeler les Libertés de l'Eglise gallicane : « indépendance du roi de France en matières temporelles, supériorité du concile général sur le pape, union du roi Très Chrétien et du clergé de France pour limiter, dans le royaume, au nom des anciens canons, les interventions pontificales » (p. 7). C'était donc un mouvement spécifiquement français et un phénomène d'Ancien Régime, qui a par conséquent à jamais disparu avec celui-ci.

« Jusqu'aux dernières années du XIII^me^ siècle, quand on parle de l'Eglise gallicane, c'est le seul clergé que l'on a en vue ; les libertés dont il s'agit sont le plus souvent les privilèges ecclésiastiques, les immunités de toute nature, fiscales ou judiciaires » (p. 33), et s'il arrivait au pape d'intervenir, c'était pour en assurer le maintien. Le Gallicanisme proprement dit, par contre, celui dont il va être ici question, n'apparaît qu'à la fin du XIV^me^ siècle ou au début du XV^me^. Une longue tradition cependant en avait fourni les éléments essentiels : conditions préalables qui l'avaient rendu possible mais non pas nécessaire, car, dans d'autres pays, elles ont abouti à des constructions fort différentes. Ce n'est, en effet, pas seulement en France que les rois de la Chrétienté médiévale se sont immiscés dans les affaires ecclésiastiques, et c'est partout qu'on en appelait, à l'occasion, aux anciens canons pour protester contre des innovations de Rome trouvées gênantes. « Du X^me^ au XVI^me^ siècle, l'histoire ecclésiastique est pleine des luttes que la papauté dut soutenir pour imposer sa volonté aux souverains et aux clergés d'Europe. Or, ce n'est pas en France qu'elle rencontra les adversaires les plus violents ni les plus opiniâtres. Dans la longue série des antipapes du Moyen Age, on n'en trouve pas un seul qui ait été suscité par le roi Très Chrétien » (p. 30).

Etudiant les conditions historiques qui ont favorisé la formation du Gallicanisme, l'auteur se demande si celui-ci se rencontre, ainsi que certains l'ont prétendu, déjà chez Charlemagne. Il répond résolument par la négative. On sait, dit-il, « quel respect le Saint-Siège témoignait aux empereurs : à condition qu'ils gardassent la vraie foi et consentissent à ne point trop se mêler de théologie, il leur laissait une grande

[1] Victor Martin, *Les origines du Gallicanisme*, 2 volumes, 366 et 382 p. Paris, Bloud et Gay, 1939. Chaque volume 75 fr.

part dans le gouvernement de l'Eglise ». S'il ne l'avait exposée avec tant de tranquillité, on serait tenté de taxer d'outrecuidance la manière dont Charlemagne concevait les rapports entre les deux pouvoirs : « il légifère en matières ecclésiastiques, il règle la liturgie, il dispose en toute liberté des charges cléricales. Il protège l'Eglise, à la façon d'un maître. Et saint Léon III, loin de s'insurger, bénit plutôt le Seigneur qu'il daigne donner à son troupeau un défenseur si vigilant » (p. 35). Parce que, au sujet du culte des images, Charlemagne avait mal compris les expressions dont s'était servi le 2me concile de Nicée, et qui lui étaient parvenues, il est vrai, dans une traduction défectueuse, « il reprend le pape des es complaisances pour un vocabulaire qu'il estime païen. Ce faisant, il croit accomplir un acte de sa fonction spirituelle » (p. 37). Il s'imaginait plus ou moins « que Dieu l'avait investi d'une fonction incomparable, tout à la fois religieuse et civile, qu'il était sur terre le lieutenant du Très-Haut, *Vicarius Dei*, le pape n'étant, lui, que *Vicarius Petri* » (p. 37).

Mgr Martin décrit ensuite les liens qui unissaient le clergé au roi de France sous les Capétiens. Il fait ressortir le caractère religieux et quasi sacerdotal de la monarchie française. Il étudie la formule du serment que le roi devait prêter le jour de son sacre et rappelle l'origine céleste et miraculeuse attribuée à l'huile employée à cette occasion ainsi que le pouvoir prêté au roi de guérir, par simple contact, les écrouelles.

* * *

L'auteur aborde ensuite — c'est l'objet du Livre II — le problème de l'indépendance du roi de France au temporel.

On sait ce qu'on entend par la fameuse thèse du « pouvoir direct » ou de la théocratie. Elle est encore étrangère à Grégoire VII : au XIme siècle, la querelle du Sacerdoce et de l'Empire fit simplement naître des idées qui, s'élaborant au XIIme siècle, amenèrent finalement, au XIIIme, certains papes, notamment Grégoire IX et Innocent IV, « à revendiquer la double souveraineté et à considérer le pouvoir des princes comme une émanation, ou plutôt une délégation partielle, de la puissance universelle donnée par le Christ à saint Pierre » (p. 107). A l'opposé, férus de droit romain et influencés par les idées de Justinien, les légistes en arrivent à soutenir que le roi tient son autorité directement de Dieu, de telle sorte que les deux pouvoirs ont la même origine, sans subordination de l'un vis-à-vis de l'autre. Et alors, que surgissent un jour simultanément un pape et un roi combattifs de tempérament et réciproquement convaincus de ces principes contradictoires, la lutte, nécessairement, éclatera.

C'est ce qui est arrivé au temps de Boniface VIII et de Philippe le Bel. Près de cent pages sont consacrées au conflit qui les mit aux prises ainsi qu'aux écrits auxquels il a donné naissance.

Nous sommes loin des exposés qui donnaient tous les torts au roi de France. Gaetani, le futur Boniface, était l'un des légats que Nicolas IV avait, en 1290, envoyés en France pour apaiser le clergé séculier mécontent des privilèges accordés aux ordres mendiants : on y avait gardé le souvenir de son attitude ironique et cassante. La bulle *Clericis laicos* ne s'explique

guère que par un de ces mouvements d'humeur que Boniface ne savait réprimer ; ignorant les nuances, il érige en loi générale des faits que les synodes, plus prudents, avaient dénoncés comme passagers. Aussi bien le pape dut-il céder : la bulle *Etsi de Statu* abrogeait, pour la France, la constitution *Clericis laicos*. La paix toutefois ne dura que quatre ans : « Vers la fin de cette période de bonne entente, il semble que l'orgueil de sa fonction se soit exacerbé chez Boniface VIII. Quelque chose d'exalté, d'excessif, se manifeste dans ses paroles, dans l'insistance qu'il met à se proclamer le maître du monde » (p. 158). L'afflux des pèlerins, au jubilé de 1300, « renforça en lui, jusqu'à la hantise, l'impression de jouir d'une puissance à laquelle personne, dans la chrétienté, ne pourrait résister » (p. 161).

La bulle *Ausculta, Fili*, de décembre 1301, contenait un élément nouveau : « la prétention d'intervenir dans les affaires du royaume en se fondant sur des principes laissés jusque-là, au moins pour ce qui touchait la France, dans le domaine de la spéculation, de s'appuyer sur le droit public pour dénier au roi toute ingérence dans le recrutement du haut clergé, et surtout pour s'immiscer dans le contrôle et la réforme de la politique intérieure » (p. 173). Il est probablement inexact que Philippe le Bel ait fait jeter la bulle au feu. Il est du moins certain que la pièce que l'on fit circuler à sa place est un faux, mais dont il faut dire qu'il exprimait « en quatre phrases brutales ce que la diplomatie romaine diluait savamment » (p. 175). La prétendue réponse de Philippe le Bel est aussi un apocryphe ; elle ne fut jamais envoyée, du moins officiellement ; elle semble cependant être parvenue jusqu'à Rome, « par des indiscrétions peut-être voulues » (p. 176, n. 2).

Le pape avait cru habile de s'ériger en défenseur de tous les droits lésés : ceux de la noblesse et des communes aussi bien que ceux du clergé. Il s'imaginait qu'il allait ainsi grouper derrière lui tous les mécontents et isoler le roi. Il ne se rendait pas compte de l'existence d'un nouvel élément, presque ignoré du Moyen Âge : la susceptibilité nationale. Aussi Philippe le Bel était-il sûr d'avance de la victoire lorsqu'il réunit à Paris, à l'église de Notre-Dame, en avril 1302, les premiers États Généraux que la France ait connus. Le résultat des délibérations de ces séances fut condensé dans trois lettres : le clergé adressa la sienne au pape, tandis que la noblesse et le Tiers-Etat envoyèrent les leurs aux cardinaux. Boniface VIII tint alors un consistoire, en juillet, puis proclama, le 18 novembre 1302, la bulle *Unam Sanctam*, qui revêt un aspect dogmatique et s'achève sur une « définition » (p. 190), mais qui, au point de vue pratique, n'eut pas l'importance de la bulle *Ausculta, Fili*.

Philippe le Bel, pour avoir empêché les évêques convoqués à Rome de s'y rendre, fut déclaré excommunié, et sous peine de déposition, les prélats qui n'avaient pas assisté, dans la Ville éternelle, au synode de la Toussaint, furent sommés de comparaître, dans les trois mois, devant le pape. Le roi en appela alors au concile et lança contre Boniface VIII les pires accusations. La mesure avait été prise sous l'instigation de Nogaret, celui-là même qui, avec sa bande, parut devant Anagni. Le pape mourut

un mois après. Philippe le Bel l'avait emporté : la Papauté dut renoncer à toute supériorité temporelle sur le roi de France ainsi qu'à tout droit de s'immiscer dans les affaires du royaume.

* * *

Le Gallicanisme politique, ainsi qu'on l'appelle quelquefois, soit l'indépendance du roi de France en matière temporelle, constitue le premier élément du Gallicanisme tout court, tel que notre auteur l'a défini au début de son travail. C'est aussi celui qui, chronologiquement, apparaît en premier lieu. Les deux autres sont postérieurs mais par contre si intimement unis l'un à l'autre, se compénétrant mutuellement, qu'il faut un effort pour les isoler.

Mgr Martin consacre la 2me partie du 1er volume — le Livre III — à exposer les « libertés de l'Eglise gallicane », soit le 3me aspect, d'après la définition qu'il en a donnée, des revendications dont il a entrepris de raconter les origines. C'est par ce 3me élément que le Gallicanisme diffère des mouvements d'opposition allemand, anglais ou espagnol. On pourrait dire qu'il consistait « dans l'accord du roi et du clergé pour gouverner l'Eglise de France en contrôlant et en refrénant l'ingérence du Saint-Siège et en prétendant s'appuyer sur des droits anciennement acquis. A quoi il faudrait ajouter encore la volonté délibérée de ne pas rompre avec l'Eglise romaine » (p. 31). Là encore, l'idée n'était pas nouvelle. Non pas qu'il faille voir du Gallicanisme dans toute tendance à limiter les interventions du Saint-Siège dans l'administration intérieure d'une église locale : à ce taux-là, saint Cyprien et les évêques africains du IIIme siècle auraient déjà été des Gallicans. Avec plus de raison, on peut rappeler les allégations de Hincmar de Reims et des synodes du Xme siècle, soutenant que les papes ont l'obligation de respecter les anciennes décisions des conciles. L'affirmation se précise et, d'épisodique qu'elle était jusqu'alors, elle devient une revendication constante au cours des efforts tentés pour liquider le Grand Schisme, dans les discussions qui préparent la rupture de la France avec Benoît XIII.

Charles VI avait noué des rapports avec Rome dans le but d'obtenir la démission des deux papes, mais il dut se convaincre de l'inutilité de ses efforts, et la soustraction d'obédience fut proclamée au concile parisien de 1398. Cinq ans plus tard, alors que le pape français, réduit à Avignon à l'état de prisonnier, avait réussi à s'enfuir, l'obédience fut reprise, moyennant certaines conditions. L'attitude intransigeante de Benoît XIII déçut toutefois profondément : l'université de Paris — et il faut entendre par là non pas seulement les professeurs en exercice et les élèves de ce moment précis, mais encore tous ceux qui lui avaient jadis appartenu — prit, comme d'ordinaire, l'initiative de la résistance, demandant à nouveau, au concile de 1406, la soustraction d'obédience.

Il y a toutefois quelque chose de changé dans cette assemblée par rapport à celle de 1398. On sait l'extension qu'avait prise, au cours du XIVme siècle, la fiscalité pontificale. Pour le clergé français, épuisé par

la guerre de Cent ans, l'impôt, aux environs de 1400, était devenu intolérable. « C'est à secouer ce joug qu'il va travailler, comme à récupérer la libre disposition des bénéfices du royaume, sous couleur de rendre à l'Eglise gallicane ses anciennes franchises » (p. 269). Celles-ci, aux yeux des prélats de 1398, consistaient surtout dans « le droit de résister aux réserves papales sur les bénéfices et aux exactions des collecteurs » (p. 290). C'est parce que la Papauté était trop riche que Benoît XIII s'y cramponnait ; on avait donc décidé de lui couper les sources des revenus qui étaient la cause de son ambition : ce serait le moyen d'en finir avec le schisme. En 1406, on tient encore le même langage, mais ce qui était jusqu'ici regardé comme un m o y e n est envisagé maintenant comme une f i n en soi : c'est moins du schisme qu'on se préoccupe que de l ' o c c a s i o n qu'il fournit d'en finir une bonne fois avec la centralisation exagérée et la fiscalité sous le poids desquelles l'Eglise étouffe. Une réforme sera décrétée, indépendante du dualisme papal. On va restaurer les libertés gallicanes, refuser au pape des prérogatives qu'il s'est abusivement arrogées, et c'est le roi, le défenseur-né de ses sujets, qu'on charge de prendre les mesures nécessaires et de rétablir l'ancienne discipline. « Pour la première fois, le clergé de France assemblé se tourne ouvertement vers le roi et lui demande de rétablir, malgré le pape, contre le pape, les anciennes franchises et d'assurer leur maintien ; mais il reste soucieux de ne point sortir des limites que lui fixe le droit tel qu'il l'entend. Il conçoit l'idée d'une Eglise nationale libre de ses mouvements, mais dans le sein de la catholicité » (p. 325), attitude que le Gallicanisme, jusqu'à sa mort, a toujours prétendu garder.

Répondant aux vœux du concile parisien de 1406, Charles VI édicta, le 18 février 1407, des ordonnances qui constituent, dit Mgr Martin, l'acte de naissance officiel du Gallicanisme : les abbayes ainsi que les évêchés seraient repourvus à l'avenir par élection, et les bénéfices mineurs par les évêques ou les anciens collateurs, à l'exclusion de toute réserve ou expectative pontificale. Le roi, d'autre part, portait remède aux exactions du fisc d'Avignon. Il s'abstenait toutefois avec soin de paraître innover en quoi que ce soit et affectait d'être aussi respectueux que le pape, et même plus que lui, des lois de l'Eglise.

En fait, au lieu de s'en tenir à la restauration des anciennes libertés, la France, à la suite de différentes circonstances, fut amenée à proclamer sa neutralité. Innocent VII, « l'antipape », était mort. C'était peut-être la fin du schisme, si Benoît XIII tenait sa promesse d'abdiquer en cas de décès de « l'intrus ». S'il refusait — car on avait appris à ne plus trop croire à ses bonnes dispositions — le roi inviterait les cardinaux des deux obédiences à se réunir et à élire un unique chef de la chrétienté. L'annonce de la nomination d'un nouveau pape de Rome dans la personne de Grégoire XII aurait été de nature à enlever tout espoir, si l'on n'avait appris en même temps que l'élu était prêt à se démettre du pontificat. La France, qui tendait uniquement désormais à décider les deux rivaux à abdiquer, leur envoya une solennelle ambassade. Si Benoît XIII faisait mine de ne pas accéder à ces vues, la soustraction d'obédience serait

décrétée à nouveau. De fait, celui-ci se mit, une fois de plus, à tergiverser ; ou plutôt, il s'était empressé d'envoyer, de son côté, une délégation au pape de Rome, lui proposant une entrevue à Savone. Grégoire XII accepta en principe, se mit en route, puis refusa de poursuivre son voyage et rentra. « Il fallait donc renoncer à obtenir l'union de la bonne volonté des deux antagonistes » (p. 336). Par ordonnance royale du 12 janvier 1408, le jour de l'Ascension, soit le 24 mai suivant, fut fixé comme dernier délai accordé aux deux papes pour mettre fin au schisme en donnant mutuellement leur démission, faute de quoi la France prendrait le parti de la neutralité. En guise de réponse, Benoît XIII menaça de jeter l'interdit sur le pays, mesure qui fit décréter immédiatement par le roi la neutralité, c'est-à-dire la défense, sous peines sévères, d'adhérer soit à l'un soit à l'autre des deux antagonistes. En même temps furent publiées les ordonnances de février 1407, qui étaient demeurées en suspens tant qu'avait subsisté l'espoir d'une solution. C'est ainsi que furent promulguées simultanément deux mesures issues en réalité de préoccupations fort distinctes.

* * *

Mgr Martin poursuit plus loin l'histoire du rétablissement des libertés gallicanes. Il aborde auparavant — c'est l'objet du Livre IV, soit de la première moitié du second volume — la thèse de la supériorité du concile sur le pape.

Cet autre élément du Gallicanisme ne fait son apparition dans l'histoire qu'en dernier lieu. En 1407, en effet, le clergé de France ne l'admettait pas encore, tandis que la thèse triompha sept ans plus tard, au concile de Constance.

L'idée n'était cependant pas entièrement nouvelle, et c'est ce qui oblige notre auteur à revenir en arrière, pour rappeler les affirmations de certains canonistes reconnaissant à l'Eglise le droit de juger le pape en cas de défaillance de sa part en matière de foi. « La possibilité de mettre le pape en jugement, s'il se rend coupable d'hérésie fut, pour tout le Moyen Age, une maxime incontestée » (p. 15) et qui fut admise par les papes eux-mêmes. C'était la seule exception faite à l'immunité pontificale, le seul cas où le Vicaire de Jésus-Christ n'aurait plus bénéficié du privilège de ne relever que de Dieu. Or, seul aussi le concile général était ici l'instance dont la compétence était indiscutable ; ou plutôt — car on se rendait bien compte du danger d'une telle position — le concile, en pareille hypothèse, ne jugerait pas ; selon la parole de l'Evangile : « Celui qui ne croit pas est déjà jugé », un pape hérétique cesserait *ipso facto*, disait-on, d'être le chef de l'Eglise ; celle-ci n'aurait pas à juger : son rôle se bornerait à constater.

C'est en vertu de ce principe que, pour la première fois, semble-t-il, dans l'histoire, les cardinaux Colonna interjetèrent un appel au concile contre Boniface VIII, dont l'élection, selon eux, aurait été frauduleuse et par conséquent invalide. Nogaret et d'autres intervinrent dans le même sens, mais, souligne Mgr Martin, « cette procédure de 1303 est absolument

vide de tout gallicanisme ecclésiastique. Pas la moindre idée d'une supériorité quelconque du concile sur le pape » (p. 22).

La lutte qui éclata, dans la première moitié du XIV^me^ siècle, entre Jean XXII d'une part et Louis de Bavière, appuyé par les Spirituels de l'autre, renouvelle, sous certains côtés, le conflit qui avait mis aux prises Boniface VIII et Philippe le Bel. De nouveau fut articulé contre le pape le grief d'hérésie, qui devait entraîner sa déchéance. Simultanément toutefois commençait à se propager une thèse plus radicale, reconnaissant au concile œcuménique une autorité sans condition sur le pontife romain. Cette théorie avait eu des précurseurs dès le début du siècle : Marsile de Padoue, dans son *Defensor Pacis* et plus encore Occam qui, dans son *Dialogue*, énonce des propositions d'une audace inouïe.

L'auteur revient ici à l'histoire du Grand Schisme et rappelle comment on réussit finalement à en sortir. Le recours au concile avait été l'une des solutions préconisées par quelques-uns dès le commencement, tandis que d'autres théologiens, préoccupés du côté juridique du problème et soucieux de ne rien faire d'irrégulier, avançaient des raisons qui « fourniront son noyau à la théorie qui triomphera quelque trente-cinq ans plus tard » (p. 55). Ils objectaient : seul le pape peut assembler le concile ; « en admettant que le vrai pape le convoque et le préside, l'autre et ses partisans n'y viendront pas et ce sera peine perdue ; si on le laisse convoquer par l'antipape, ses décrets n'auront aucune valeur. C'est pour sortir de ce dilemme que fut mise au point la théorie que l'Eglise, en cas de nécessité, peut se réunir sans le pape et que ses décisions lui sont supérieures » (p. 58).

Ainsi précisée, cette thèse apparaît pour la première fois vers 1380 sous la plume de deux professeurs de la faculté de théologie de l'Université de Paris : Conrad de Gelnhausen et Henri de Langenstein, tous deux Allemands. De plus, alors que cette affirmation allait recevoir sa forme la plus outrancière de la part de théologiens appartenant à d'autres nations, ceux de France qui l'adoptèrent s'efforcèrent de la dépouiller de ce qu'elle renfermait d'incompatible avec l'institution divine de la papauté. C'est dire que ses origines n'ont rien de spécifiquement français. Par contre, « ce qui est gallican, c'est la fidélité gardée à ces doctrines, plus tard, quand les autres pays les auront abandonnées » (p. 70).

Pendant les douze années (1394-1406) au cours desquelles la France avait employé tous ses efforts à faire prévaloir la « voie de cession », c'est-à-dire la démission des deux papes, la théorie conciliaire avait subi un arrêt et même un recul ; mais lorsqu'on dut se convaincre de l'échec définitif de cette solution, toute la France se tourna résolument vers le concile. « C'est surtout entre 1407 et 1415 que la suprématie conciliaire va cesser d'être un argument utilitaire et que les Gallicans, à force de la défendre, s'attacheront à elle comme à une vérité, méritant pour elle-même, et indépendamment de toute considération empirique, l'adhésion des esprits » (p. 72). Parce qu'elle s'oppose aujourd'hui à une vérité définie, les catholiques s'imaginent volontiers « qu'elle eut pour promoteurs des esprits particulièrement téméraires. La vérité nous paraît tout autre et

l'on n'exagérerait pas en affirmant, au contraire, que la violence des docteurs les plus hardis retarda son adoption » (p. 73).

Bien qu'on le répète assez couramment, Mgr Martin ne croit pas que ce soit au concile de Pise (1409) que triompha la doctrine dite gallicane de la suprématie conciliaire. Ce qui domina dans cette assemblée, ce fut l'hostilité violente contre les deux prétendants, sans qu'on ait eu besoin de recourir à la thèse de la supériorité du concile, doctrine qui n'avança pas d'une ligne à l'assemblée de 1409 et n'y reçut aucune consécration. A Pise, Benoît XIII et Grégoire XII furent déclarés déchus en vertu de ce principe que leur entêtement équivalait à l'hérésie. A Constance, au contraire, les chefs de file furent des hommes modérés, pacifiques et prudents : du côté français, c'étaient Pierre d'Ailly et Guillaume Fillastre, tous deux cardinaux, puis surtout le chancelier de l'université de Paris : Jean Gerson, alors dans tout l'éclat de sa célébrité, homme de bon sens et dédaigneux des arguties des juristes.

Les fameux décrets sur la suprématie du concile furent portés le lendemain du jour où Jean XXIII s'était enfui de Constance, soit le 31 mars 1415, et renforcés encore le 6 avril. Certains historiens — en particulier le chanoine Salembier — ont prétendu que les cardinaux français avaient fait, à leur sujet, les plus expresses réserves, et que Pierre d'Ailly, en particulier, les aurait reniés. De fait, lui et Fillastre, si ardents tout d'abord à faire prévaloir la thèse de la triple cession, finirent par y renoncer. Ils étaient inquiets, notamment, de l'influence prépondérante prise au concile par l'empereur Sigismond, qui affichait publiquement son hostilité à l'égard de la France ; il leur répugnait, d'autre part, de « laisser traiter trop durement le pontife que le royaume reconnaissait pour vrai, et ils hésitaient à pousser à bout un pape dont les coups de tête risquaient de compromettre l'union » (p. 117) ; mais cela n'empêcha pas Pierre d'Ailly de demeurer jusqu'au bout convaincu de la supériorité du concile qui seul, selon lui, jouissait du privilège de l'infaillibilité.

De cette thèse de la suprématie conciliaire, les Français, à Constance et dans la suite, se montrèrent les chauds partisans, mais les Anglais, les Allemands et même les Italiens firent de même. Influencé par Marsile de Padoue — tandis que Pierre d'Ailly l'avait été surtout par Occam — Nicolas de Cusa, en particulier, soutint, au sujet du pape, des idées absolument fausses ; mais « si la doctrine de la suprématie conciliaire n'a rien de spécialement français ni dans ses origines, ni dans son triomphe, ni dans ses outrances » (p. 136), elle prit en France, à partir de la seconde moitié du XV^me^ siècle, figure de « liberté ». « Les autres pays l'abandonnèrent après le concile de Bâle ou tout au moins cessèrent de s'y intéresser » (p. 137). La France, au contraire, y tint dans son ensemble. Mgr Martin rappelle la parole de Pascal : « Il n'y a presque plus que la France où il soit permis de dire que le concile est au-dessus du pape. » Bossuet, dans la fameuse Déclaration de 1682, donne cette maxime comme officiellement admise dans l'Eglise gallicane et Napoléon I^er^, dans les Articles organiques, prétendit en rendre l'enseignement obligatoire dans tous les séminaires.

Martin V se préoccupa de disperser le concile de Constance, le plus vite possible. Eugène IV, son successeur, proclama de même la dissolution de celui de Bâle, qui, ainsi que le pape le lui reprochait en 1433, s'était arrogé, malgré la défense pontificale, les pouvoirs d'un concile universel. Les Pères de Bâle menacèrent alors de déposer Eugène IV, et celui-ci, malade, paralysé par la guerre qui ravageait l'Italie, finit par se résigner, reconnut la légitimité du concile et l'autorisa à prendre des mesures pour réformer l'Eglise *in membris et in capite*. Les délégués du pape, pour prendre la présidence du concile, durent reconnaître, par serment, que celui-ci tenait « immédiatement sa puissance de Jésus-Christ et que tout homme, de quelque condition et dignité qu'il soit, même papale, est obligé de lui obéir ». C'est, constate Mgr Martin, exactement la formule, mot à mot, de la cinquième session de Constance. Sans doute, quelques années plus tard, alors que le synode de Bâle était en train de sombrer dans le ridicule, Eugène IV, qui s'était ressaisi et qui, depuis 1435, tenait tête au concile schismatique, fit remarquer que le serment des légats n'engageait pas la Papauté. Mgr Martin croit pouvoir ajouter que les Gallians sont tout de même un peu excusables d'avoir admis que le Saint-Siège avait fini par approuver le décret de 1415. Ils y demeurèrent fidèles parce que, sans être « une pièce maîtresse des « libertés gallicanes » entendues dans leur sens étroit, au moins les renforçait-elle comme un solide étai » (p. 149).

A partir de la p. 150 du second volume — c'est le Livre V, le dernier — notre auteur revient à l'histoire de ces libertés gallicanes. La réforme de l'Église « dans sa tête et dans ses membres » se confondait en partie, pour un certain nombre de Français, avec les anciennes libertés rétablies par les ordonnances de 1407. Des dispositions furent prises pour introduire dans le royaume les modifications imposées par le retour à ces anciennes franchises. Ces mesures se heurtèrent à quelques difficultés, moins d'ailleurs, si extraordinaire que cela puisse paraître, du côté d'Alexandre V, qui se montra accommodant, que de la part de l'Université. Celle-ci, en effet, déçue de voir arriver à certains postes convoités d'autres candidats que les siens, se prononça en faveur des réserves papales et mit une sourdine à ses exigences passées quant à la réforme. Le Parlement, lui aussi, du moins avant 1418, fit preuve de peu d'enthousiasme pour les décisions nouvellement mises en vigueur. En réalité, depuis le concile de Pise jusqu'à la veille de celui de Constance, chacun ne rappelait les ordonnances de 1407 que dans la mesure où l'y invitait son intérêt personnel. La royauté elle-même, à condition d'avoir sa part dans la distribution des faveurs pontificales et de pouvoir, de son côté, frapper les bénéfices au profit du trésor, consentit à oublier les fameuses franchises. Le Parlement, parce que ses membres furent exemptés de la décime, ne suscita aucune difficulté. Il n'y eut à protester que les ecclésiastiques, désormais doublement taxés.

Toute la question fut reprise à Constance, mais le concile se dispersa sans avoir fait beaucoup pour la réforme. Martin V consentit à quelques accommodements. Charles VI, de son côté, lorsque lui fut notifiée l'élection

du nouveau pontife, se rangea sous son obédience, mais seulement après qu'une ordonnance royale de 1418 eut rétabli les fameuses libertés gallicanes.

Les provinces françaises soumises au duc de Bourgogne — celles qui, peu après, allaient pour quelque temps devenir anglaises — revinrent à la pratique des provisions apostoliques et au payement des taxes. « Pendant ce temps, une autre France, celle de l'avenir, celle que Dieu lui-même allait reconnaître en lui envoyant Jeanne d'Arc, la vraie France se serrait autour du jeune Dauphin » (p. 231). Dans cette partie du royaume, les libertés de l'Eglise gallicane avaient pris le caractère d'un symbole et d'une revendication patriotique. Elles étaient en pleine vigueur au moment de l'arrivée de Charles VII. Il les avait confirmées en 1422, étant encore Dauphin. Martin V ne dissimula pas son mécontentement et multiplia les démarches pour faire rapporter des mesures qui, à juste titre, lui portaient ombrage. L'échec du concile de Sienne (1423-24) fut suivi, en 1425, d'une nouvelle ordonnance royale restituant au pape ses droits sur les bénéfices du royaume, et le concordat de Genazzano (1426) sembla mettre fin à toutes les difficultés et donner satisfaction à Martin V.

L'Université de Paris, qui s'était compromise avec les Bourguignons et les Anglais, passe désormais au second plan : c'est Charles VII qui prend les initiatives. Il envoie, en 1436, une ambassade au concile de Bâle. Celui-ci s'occupait activement de la réforme de l'Eglise, mais dans un esprit d'hostilité contre Rome que le roi ne voulait point paraître partager. Il désirait, quant à lui, recevoir des mesures de réforme, mais par l'entremise du pape. Il s'efforça de modérer les Pères de Bâle, d'adoucir du moins le ton avec lequel ils prirent les arrêtés que la France réclamait depuis si longtemps. Le refus d'Eugène IV d'entrer dans la voie des concessions explique que l'Eglise gallicane ait fini par adopter la réforme conciliaire, mais non sans en avoir notablement adouci, au profit du pape, les dispositions financières.

Le 18 septembre 1437, Eugène IV avait transféré le concile de Bâle à Ferrare, mesure à laquelle les Bâlois répondirent en fulminant, le 24 janvier de l'année suivante, la suspense contre le pape.

« On a cru longtemps que Charles VII avait réuni l'assemblée de Bourges pour étudier la réponse à faire aux ambassadeurs du concile, venus lui signifier la suspense d'Eugène IV et lui présenter les décrets de réforme adoptés jusque-là. En réalité, cette assemblée fut convoquée beaucoup plus tôt » (p. 294), vraisemblablement lorsque le roi, qui regrettait la suppression du concile de Bâle, interdit aux évêques de se rendre à celui de Ferrare. C'était pour prendre l'avis de son clergé qu'il convoqua l'assemblée de Bourges. Elle s'ouvrit au début de juin 1438. Charles VII avait donné rendez-vous aux ambassadeurs qu'Eugène IV et les Pères de Bâle lui envoyaient simultanément et qui, alternativement, plaidèrent la cause qu'ils venaient défendre. Le roi évita de se prononcer sur la mesure que Bâle venait de prendre contre le pape. Quant aux canons disciplinaires, ils furent modifiés avec le consentement présumé et effectivement donné plus tard de ceux qui les avaient portés. Le texte de Bâle ainsi retouché et imposé au royaume sous forme de loi, en date du 7 juillet 1438, est ce qu'on appelle

la Pragmatique Sanction de Bourges. Elle contient, d'une part, des réformes excellentes que le concile de Trente devait reprendre à son compte, tandis que d'autres articles « restreignaient la liberté du pape en matière de nomination aux bénéfices et attentaient à ses ressources financières » (p. 303). La Pragmatique n'est cependant pas une œuvre révolutionnaire : elle revenait simplement à l'état de choses en vigueur un siècle et demi plus tôt, au moment du départ des papes pour Avignon. Elle acceptait, de plus, la thèse de la suprématie conciliaire, qui avait prévalu aux conciles de Constance et de Bâle. Ce dernier était regardé alors comme œcuménique et l'on estimait que ses canons avaient été approuvés par Eugène IV, à l'exclusion seulement de ceux qui étaient postérieurs à la rupture de 1437 ; l'assemblée de Bourges, d'ailleurs, les avait modérés et adoucis. Aux yeux des Gallicans, « la Pragmatique Sanction était donc une œuvre incontestablement régulière et canonique ». Bien qu'elle ne soit demeurée en vigueur que peu de temps et que, en pratique, par suite de considérations d'ordre politique, on ne s'y soit guère conformé, elle fut la charte qui supplanta et remplaça tous les textes antérieurs ; elle est et elle reste l'expression la plus parfaite, la « tessère » du Gallicanisme, à laquelle celui-ci est demeuré invariablement fidèle jusqu'à la fin de l'Ancien Régime. « Sans doute, à la fin du XVIII^me^ siècle, il aboutira à la Constitution civile du Clergé ; mais parce qu'alors des éléments étrangers, protestants notamment, se sont mêlés à lui ; il n'est plus pur. Mais au XVI^me^ siècle et au commencement du XVII^me^, à une époque où de toutes parts déferlait vers Rome le flot du mécontentement, il servit, en France, de soupape de sûreté et l'on peut estimer sans grand risque d'erreur qu'il contribua puissamment à maintenir le pays hors des chemins de la Réforme » (I, p. 31).

* * *

Nous avons tenu à résumer les deux gros volumes de Mgr Martin en lui laissant souvent la parole afin de mieux respecter sa pensée ; nous avons voulu d'autre part mettre en relief ses idées maîtresses et faire ressortir les points de vue nouveaux qu'il soutient. Il avait déjà publié, en 1919, un travail sur *le Gallicanisme et la réforme catholique*, soit, en réalité, sur l'introduction en France des décrets du concile de Trente, puis, en 1929, un nouveau volume intitulé : *le Gallicanisme politique et le clergé de France*. La *Revue des Sciences religieuses*, qui lui tient de près, puisqu'elle est l'organe de la faculté de théologie catholique de Strasbourg dont il est le doyen, a donné, au cours de ces dernières années, diverses études se rapportant aux problèmes examinés par notre auteur : citons simplement les articles de M. de Lagarde sur *le « Songe du Verger » et les origines du Gallicanisme* (1934) ainsi que sur *Marsile de Padoue et Guillaume d'Ockham* (1937).

On trouve dans les deux volumes de Mgr Martin des chapitres que l'on ne s'attendait pas à rencontrer dans une étude sur le Gallicanisme : ainsi le conflit entre Boniface VIII et Philippe le Bel, raconté dans ses détails et en entier, sauf la fin : l'attentat d'Anagni. Comme il fallait, par contre, s'y attendre, le Grand Schisme obtient la part du lion : plus de 300 pages,

consacrées d'ailleurs davantage, ainsi que l'exigeait le sujet, aux théories émises et aux discussions échangées, qu'à l'origine même de la scission ou à l'histoire extérieure du concile de Constance, pour lesquelles l'auteur renvoie à Noël Valois d'une part, et, de l'autre, à la *Nouvelle histoire du concile de Constance* de Bourgeois du Chastenet (1718). Il utilise les deux premiers volumes des *Acta concilii constanciensis* de M. Finke. Il fait quelques renvois aux différents tomes du *concilium basiliense* en cours de publication. Il ne paraît pas connaître la thèse de M. Joseph Stutz sur Félix V, travail dont notre revue eut, en 1930, la primeur. Pour le concile de Bâle, sur lequel il passe beaucoup plus rapidement que sur celui de Constance, Mgr Martin n'utilise guère Pastor (Bd. I, livre 2, chap. 2, sur Eugène IV) : on ne peut lui en faire un reproche, l'exposé que l'historien des papes donne de ce synode étant lacuneux et mal ordonné ; il aurait pu signaler par contre le bon article que le cardinal Baudrillart a écrit sur ce même sujet dans le *Dictionnaire de théologie catholique*.

Mgr Martin consacrant un chapitre à Grégoire VII, au sujet de son point de vue quant à l'origine du pouvoir temporel, il aurait dû citer et discuter le livre de M. Wühr (*Studien zu Gregor VII*, Munich 1930) qui, contrairement à la thèse que soutient notre auteur avec M. Fliche, M. Arquillière et d'autres, croit, comme M. Viollet, pouvoir faire de Grégoire VII un partisan de la « hiérocratie ».

Mgr Martin n'est pas tendre pour Boniface VIII, d'accord en cela avec les historiens qui s'en sont occupés dernièrement : aussi bien M. Digard, dans un ouvrage posthume dont on a relevé l'impartialité, que M. Boase (qui n'est pas cité), auteur anglais dont le volume aboutit en somme à cette conclusion : c'est par son caractère plus que par ses idées que Boniface VIII s'est fait tant d'ennemis. Il y aurait eu, par contre, quelques réserves de plus à faire sur le compte de son antagoniste, Philippe le Bel, « ce grand silencieux, sur les mobiles des actes duquel nous serons probablement toujours réduits aux conjectures » et dont Mgr Martin reconnaît simplement que, dans telle occasion, « sa réponse fut d'une rare impertinence, que déguisait mal une naïveté affectée » (I, p. 197 et 193).

M. N. Valois dit qu'au concile parisien de 1398, la soustraction d'obédience ne fut votée qu'à une faible majorité : ce n'est pas l'impression que donne notre auteur. De même encore, M. Seidlmayer, l'un des collaborateurs de M. Finke, dans un livre paru cette année-ci chez Aschendorff à Münster, soutient, contrairement à ce que laisse entendre Mgr Martin, que le conciliarisme des premières années du schisme ne se rattache guère aux idées d'Occam. M. Finke, d'autre part, semble avoir prouvé que, durant les premiers mois de l'assemblée de Constance, la supériorité du pape sur le concile était encore reconnue et qu'un parti y est demeuré fidèle jusqu'au bout : ce n'est guère cette impression que laisse l'exposé de Mgr Martin, lequel, il est vrai, n'avait pas pour but de nous faire toute l'histoire du concile, mais de nous rappeler principalement l'attitude des Gallicans.

Au sujet du concile de Pise, il faudra utiliser désormais le livre de M. Joseph Vincke qui vient de paraître : *Briefe zum Pisaner Konzil* (Bonn, Hanstein, 1940).

Mgr Martin énumère avec complaisance les excellentes mesures de réforme que renferme la Pragmatique Sanction de Bourges et qui ont fait qualifier de salutaire et de saint, par de nombreux Gallicans, l'ensemble où s'incorporaient les articles restreignant la liberté et l'autorité du Souverain Pontife ; mais il semble résulter de l'exposé de notre auteur que ces articles ainsi que l'affirmation de la supériorité du concile général sur le pape — dispositions regardées trop souvent, il est vrai, comme l'essence et le tout de la Pragmatique — n'y occupent qu'une place plutôt secondaire. Il ajoute qu'elle n'est demeurée en vigueur que trois quarts de siècle : jusqu'au concordat de François Ier ; n'est-ce pas encore trop dire, et ne pourrait-on pas affirmer que, du moins quant aux nominations ecclésiastiques, elle a été abrogée déjà par la convention signée avec Rome, en 1463, par Louis XI ?

Mgr Martin nous confie dans son avant-propos qu'un éditeur lui avait demandé une histoire générale du Gallicanisme ; mais, ajoute-t-il, « pour la période des origines, la confusion, le manque de perspective, les contradictions des nombreux ouvrages déjà consacrés à ce sujet nous ont montré la nécessité de tout reprendre en détail et de soumettre faits et doctrines à un nouvel examen. A cette seule condition l'on pourrait discerner ce qui est vraiment gallican de ce que trop souvent l'on croit à tort être tel, et voir à quelle époque s'est formé le Gallicanisme ». L'imprécision règne d'ailleurs aussi bien au sujet de son expansion dans le temps que dans l'espace : Mgr Batiffol, par exemple, a parlé du gallicanisme de saint Cyprien et Mgr Martin cite, au début de sa conclusion, le propos d'un historien hongrois qui l'entretenait du « gallicanisme » de son pays, tourné, celui-là, non pas contre Rome mais contre Vienne, en s'appuyant sur la Papauté. Aussi notre auteur s'est-il efforcé de donner du mouvement dont il abordait l'étude une définition précise permettant de couper court à toutes les confusions. Il y a fait entrer trois éléments : 1° l'indépendance du roi de France en matière temporelle, indépendance qui ne fut plus contestée depuis Philippe le Bel, et qui lui fournit l'occasion de raconter les démêlés de ce dernier avec Boniface VIII ; 2° le rétablissement des anciennes franchises, limitant dans le royaume les interventions pontificales au sujet de la collation des bénéfices et du prélèvement des taxes ; enfin, 3° l'adhésion à la thèse de la suprématie du concile.

M. Pocquet du Haut-Jussé, dans un article paru en 1932 (et que cite d'ailleurs Mgr Martin), a fait ressortir avec raison qu'une des principales causes du conflit de Philippe le Bel avec le pape avait été la volonté, énoncée par celui-ci dans la bulle *Ausculta, Fili*, de nommer lui-même les évêques. N'aurait-il, dès lors, pas fallu insister moins sur la prétention de Boniface VIII de « s'immiscer dans le contrôle de la réforme de la politique intérieure du royaume » et davantage par contre sur le droit qu'il se réservait de repourvoir certains bénéfices ecclésiastiques ? En d'autres termes, le premier élément du Gallicanisme, tel que le définit notre auteur, ne serait-il pas à ramener au 2e, et, pour tout dire, ne pourrait-on pas simplement le supprimer ?

Les deux autres aspects se sont, nous l'avons déjà souligné, précisés simultanément. Dans la définition par laquelle débute l'ouvrage de Mgr Martin, aussi bien que dans la conclusion qui l'achève la théorie de la supériorité du concile est mentionnée en premier ; dans l'exposé proprement dit, c'est l'inverse : il n'y est question du conciliarisme qu'en dernier lieu, ou, plus exactement, le chapitre ayant trait à la suprématie du concile (Livre IV) vient trouver place entre deux autres (L. III et V) qui sont consacrés au rétablissement des anciennes libertés. On peut donc, on le voit, différer d'opinion quant à l'ordre à suivre dans l'examen de deux éléments qui ont été chronologiquement étroitement unis ; on le peut plus encore quant à la détermination du moment précis où ils étaient suffisamment développés pour pouvoir dire : le gallicanisme est né. A la page 333 du premier volume, son acte de naissance officiel est placé en 1407, soit à l'année où parurent les ordonnances royales du 18 février. Ailleurs, il est fixé un peu plus tôt : c'est Pierre Le Roy, abbé du Mont-Saint-Michel, le premier canoniste de son siècle, au témoignage de ses contemporains, et le principal artisan d'une élaboration doctrinale qui sut donner aux revendications des gallicans « l'apparence d'une réforme légitime » (t. I, p. 357) qui, vu le rôle éminent qu'il joua aux conciles parisiens de 1396, de 1398 et de 1406, est appelé le « père du Gallicanisme » (t. II, p. 332).

Le mouvement étudié par notre auteur est trop complexe pour qu'on puisse le rattacher à un unique personnage ainsi qu'à une date précise et pour qu'il soit possible d'en donner une définition qui satisfasse tout le monde et mette fin à jamais à toutes les confusions qui ont régné jusqu'ici à son propos. Mgr Martin a le très grand mérite d'avoir approfondi et renouvelé le sujet. Il nous présente un gallicanisme français. Il nous e décrit non sans plaider en faveur de certains personnages – Gerson, Pierre d'Ailly, d'autres encore — et surtout à propos de la Pragmatique Sanction de Bourges toutes les circonstances atténuantes. Il a voulu montrer que le Gallicanisme avait souvent été jugé trop sévèrement et qu'il fallait le mettre dans son cadre pour l'apprécier justement. Tel qu'il l'a défini, il l'a suivi de près, racontant son histoire jusqu'au milieu du XV^me^ siècle, avec une minutie et une richesse de documentation dignes des plus grands éloges, exposant son évolution avec une parfaite clarté et dans une fort belle langue, et dégageant aussi toujours mieux, à la lumière des faits, l'idée que lui-même s'en est formée et qu'il propose à notre appréciation. Après nous avoir entretenus naguère du Gallicanisme à l'époque du concile de Trente puis au temps de Richelieu, il nous a raconté maintenant ses origines jusqu'à la Pragmatique Sanction de Bourges. On ne peut que souhaiter qu'il achève son exposé et que, conformément à la demande de son éditeur, il nous donne une histoire complète du Gallicanisme.

L. Wæber.

REZENSIONEN — COMPTES RENDUS

Bulletin de l'Institut historique belge de Rome, fasc. XIX (1938) et XX (1939), 454 et 363 pages. Bruxelles et Rome. Le fascicule : 80 fr.

Deux travaux, parus dans la 2e de ces livraisons, ont une portée plus que locale pour l'histoire ecclésiastique. M. Joseph Vergote étudie chez les anciens et dans les textes chrétiens les principaux modes de supplices (p. 141-163). Les auteurs classiques, fait-il remarquer, sont, sur ce sujet, d'un laconisme déconcertant, à cause d'abord de la familiarité de leurs contemporains avec les procédés de torture, mais aussi en vertu d'un principe esthétique qui abhorrait toute peinture de la souffrance physique. Il existe des ouvrages qui se complaisent, au contraire, dans la description des peines les plus atroces. Les premiers auteurs chrétiens, utilisant vraisemblablement les procès-verbaux officiels des interrogatoires et des supplices infligés à leurs frères, nous en ont laissé souvent le récit détaillé ; malheureusement, ces mêmes actes judiciaires ont inspiré également nombre de descriptions anonymes, dans lesquelles la fantaisie et la légende sont entrées pour une large part. Les persécuteurs de l'empire romain ont infligé en général aux martyrs la procédure pénale ordinaire. On peut le démontrer en particulier pour l'Egypte, tandis que les actes de martyrs persans nous mettent en présence de supplices d'un genre assez différent. L'auteur, au moyen de nombreuses références antiques, soit latines soit grecques, comparées avec les textes chrétiens, précise nos connaissances quant aux principaux modes de supplice. Il les réduit à cinq : l'écartèlement des membres au moyen de l'*eculeus* ou du chevalet et de la roue, la lacération, la brûlure, la flagellation et enfin le *nervus*, c'est-à-dire les différentes méthodes usitées pour condamner l'accusé à l'immobilité dans sa prison. M. Vergote ne prétend aucunement épuiser le sujet ; il n'a visé qu'à fournir les cadres dans lesquels pourront s'intégrer les cas déjà connus et ceux qu'on pourra découvrir encore. — M. Gérard Garitte (p. 165-170) pense avoir retrouvé dans un manuscrit du Vatican (Vat. grec 1579) un fragment dû à saint Antoine du désert. Il s'agirait d'un passage extrait d'une traduction grecque d'*Admonitiones* rédigées par les disciples de l'ermite. Il serait faux dès lors de prétendre que ce dernier était sans culture et ne savait pas écrire ; notamment le recueil de lettres parvenues jusqu'à nous par des voies diverses offrirait de sérieuses garanties d'authenticité. — Signalons enfin, dans les deux livraisons (p. 357-406 de la première et p. 289-332 de la seconde), deux longs bulletins de M. Lucien de Bruyne, professeur à l'Institut pontifical d'archéologie chrétienne à Rome, résumant les nombreux travaux ou articles de revues parus, presque tous en langue italienne, au cours des années 1936 à 1938 et se rapportant plus ou moins directement à l'archéologie chrétienne.

L. Wœber.

L. Quaglia. Saint Bernard de Montjou, 1939, 64 pages. Grand-Saint-Bernard.

Le chanoine Quaglia a voulu écrire une courte biographie du fondateur de la maison religieuse à laquelle il appartient et dont il est l'archiviste : la prévôté des Saints Nicolas et Bernard de Montjou.

Bernard — que l'on n'a appelé Bernard de Menthon qu'à partir du XV^e^ siècle et vraisemblablement à tort — appartenait, semble-t-il, à la famille de Guiffroi, fils de Louis III l'Aveugle, roi de Provence et ancêtre lointain de saint Anselme, archevêque de Cantorbéry ; il était d'autre part neveu d'Ermengarde, épouse de Rodolphe III, le dernier des rois du second royaume de Bourgogne. Il entra au chapitre cathédral d'Aoste et y fut appelé aux fonctions d'archidiacre. Le chapitre d'Aoste était un chapitre de chanoines réguliers, mais dans lequel, comme dans beaucoup d'autres, la vie canonique tendait à disparaître, et c'est ce qui explique peut-être que Bernard l'ait quitté, avec quelques confrères, pour aller fonder au Montjou une maison de chanoines décidés à se conformer strictement à leur ancien idéal.

Un monastère existait déjà anciennement au col de l'important passage alpestre que constituait le Montjou. Il est attesté dès le début du VIII^e^ siècle et paraît avoir été dédié à saint Pierre. Il y avait également un couvent à Bourg-Saint-Pierre. Ce dernier fut saccagé et détruit, au X^e^ siècle, par les Sarrasins ; et, sans qu'on sache à quelle occasion, la maison religieuse du sommet du col disparut elle aussi : il n'en est du moins plus fait mention jusqu'au milieu du XI^e^ siècle, époque à laquelle Bernard la rétablit, lui affectant, semble-t-il, les biens de l'ancien monastère de Bourg-Saint-Pierre. L'église du Montjou ne fut construite qu'un peu plus tard : elle fut dédiée à saint Nicolas de Myre, dont le culte se propagea surtout, en Occident, depuis la translation de ses reliques, de Myre à Bari, en 1087, soit après la mort de saint Bernard. Cette église est mentionnée dès 1125, et l'auteur suppose qu'elle avait été précédée d'une chapelle dédiée à saint Michel.

Quant au col du Petit-Saint-Bernard ou Colonne de Jou, il possédait, depuis l'antiquité chrétienne, un sanctuaire construit en l'honneur de saint Germain d'Auxerre, mort à Milan, auprès de Valentinien III, et dont les restes furent, en 428, ramenés dans son diocèse. Saint Bernard fonda un autre hospice au sommet de ce col. Il était indépendant de celui du Montjou. Ce n'est que bien plus tard que les deux maisons furent unies : de 1466 jusqu'à 1752, année où le Petit-Saint-Bernard fut sécularisé et remis à l'ordre des Saints Maurice et Lazare qui le possède encore aujourd'hui.

En 1081, Bernard rencontra à Pavie l'empereur Henri IV, qui allait confirmer l'antipape Guibert et se proposait de lui recruter des partisans contre Grégoire VII, projet dont notre saint essaya, mais en vain, de le détourner. Il poursuivait, sur une plus vaste échelle que précédemment, les fonctions de prédicateur itinérant qu'il avait déjà remplies précédemment dans la vallée d'Aoste. Il se trouvait à Novare lorsqu'il fut atteint par la

maladie qui devait l'emporter. Il mourut dans cette ville, le 12 juin 1086 — date que l'auteur préfère à celle de 1081 — et y fut enterré dans la basilique de Saint-Laurent.

Le chanoine Quaglia parle ensuite, assez longuement, des reliques de notre saint, puis des miracles qui lui sont attribués et enfin de son culte. Il reproduit en particulier de longs extraits de la lettre adressée par Pie XI à l'évêque d'Annecy, en 1923, à l'occasion du millénaire de la naissance de saint Bernard.

Le pape, dans cette lettre, fait allusion aux divergences d'opinions qui existent au sujet de la date de la naissance de notre saint. L'auteur élude le problème, mais l'année qu'il adopte pour la mort de Bernard prouve suffisamment qu'il place sa naissance au XI^e^ et non pas au X^e^ siècle. C'est, ainsi qu'il le dit dans sa préface, un des points de la vie traditionnelle de saint Bernard qui, au cours de ces dernières années, a été revisé, à la suite, en particulier, de la publication d'une vie manuscrite du XII^e^ siècle, provenant des archives de la cathédrale de Novare, « document le plus ancien que nous possédions et qui offre les plus solides garanties de vérité historique » (p. 1).

L'auteur n'a utilisé que les sources antérieures au XV^e^ siècle, ou celles, postérieures, que celles-ci garantissent suffisamment. Il a éliminé en particulier les traits nouveaux empruntés à une vie qui se répand « au XV^e^ siècle, sous le nom de Richard de la Val l'Isère, légende du saint riche en détails sur son enfance et sa jeunesse, détails que les sources plus anciennes passent presque totalement sous silence, et qui n'inspire aucune confiance, étant remplie d'anachronismes, de traits puérils et fantaisistes ». Elle a été « popularisée par la prédication, le théâtre et l'iconographie, a peu à peu envahi l'opinion, s'est introduite dans la liturgie et a, depuis 500 ans, imposé à saint Bernard un masque qui a faussé sa physionomie ». (*Ibid.*)

M. le chanoine Quaglia nous a donné un essai, et, étant données les sources dont on dispose, il n'y avait guère moyen de faire autre chose. Il comble certaines lacunes par des suppositions, des citations, parfois naïves, d'anciens biographes ou par des développements qui ne manquent pas d'intérêt : par exemple les pages consacrées à nous rappeler l'utilisation que soldats et voyageurs ont faite du col du Montjou durant l'époque païenne. Les considérations qu'il fait sur l'origine des chanoines réguliers n'apportent pas encore la clarté et la précision qu'on cherche en vain, à ce sujet, dans les manuels ou les dictionnaires d'histoire ecclésiastique. Il renvoie plus d'une fois à des travaux de valeur discutable et il cite des extraits de l'office du saint sans assez préciser s'il y voit une source historique — ce qui n'est certainement pas son intention — ou simplement l'emploi par la liturgie de ce que l'histoire permet d'affirmer ou tout au moins de supposer. Le livre est enfin un essai comme présentation : la plaquette du chanoine Quaglia n'a pas été imprimée, mais simplement polygraphiée. Le travail dactylographique n'est, au surplus, pas irréprochable : certaines notes ont été oubliées ; au bas de la p. 15, il doit manquer quelques lignes ; plusieurs mots sont mal venus : on doit les

deviner plus qu'on ne peut les lire, du moins dans l'exemplaire que nous avons entre les mains.

Il faut, malgré tout, remercier l'auteur de nous avoir donné une vie du fondateur du Montjou qui soit en progrès sur celles que nous possédions jusqu'ici et qui permette, maintenant que l'initiative de Pie XI, faisant de saint Bernard le patron des montagnards et des alpinistes, lui a donné un regain de vie et de popularité, de mettre entre les mains des pieux lecteurs une biographie qui tienne compte des dernières conclusions de la critique. Il faut se réjouir de voir l'antique maison du Saint-Bernard, au moment où son activité missionnaire la rend justement célèbre, faire preuve, à son berceau, de préoccupations scientifiques et souhaiter que ce premier essai soit suivi de travaux plus importants. Que le chanoine Quaglia ou d'autres parmi ses confrères nous donnent l'histoire de la maison, bientôt millénaire, à laquelle ils appartiennent ; qu'ils nous fassent, en particulier, le récit de son expansion en Suisse occidentale, consacrant quelques études aux nombreux prieurés et hospices fondés par le Grand-Saint-Bernard dans nos cantons romands, maisons dont on connaît l'existence par la bulle d'Alexandre III de 1177 ainsi que par les anciens pouillés de notre diocèse ou des diocèses voisins, mais sur la bienfaisante activité desquelles on ne sait, pour l'instant, que fort peu de chose.

L. Wæber.

Scriptoria medii aevi Helvetica. Denkmäler schweizerischer Schreibkunst des Mittelalters. IV. Schreibschulen der Diözese Konstanz. Stadt und Landschaft Zürich. Herausgegeben und bearbeitet von **A. Bruckner.** Druck und Verlag Roto-Sadag A. G., Genf 1940.

In schwerer Zeit folgt den drei in dieser Zeitschrift besprochenen Lieferungen (vgl. Jahrg. 1935, S. 310-11 ; 1937, S. 201-3 ; 1938, S. 315-17) die vierte mit 119 Seiten Text, einer Farbtafel und über 100 Abbildungen auf 48 Tafeln.

Der Herausgeber erfreute sich für diesen Band der Unterstützung der Behörden von Kanton und Stadt Zürich sowie der Stadt Winterthur. Gewidmet ist er dem Oheim des Herausgebers, dem Basler Germanisten Wilhelm Bruckner, zum 70. Geburtstage.

Der Textteil befaßt sich zunächst (S. 11-19) mit der älteren Schriftentwicklung in Zürich und gibt sodann eine Beschreibung der Bibliotheken und Schreibstätten in Stadt und Landschaft Zürich (21-116). Daran schließt sich ein doppeltes Abbildungsverzeichnis (S. 117-19), einmal nach Tafeln und dann nach der Bibliotheksheimat.

Die Farbtafel ist dem Kodex der Zentralbibliothek Zürich Ms. Rh. 29 entnommen, der sehr wahrscheinlich in Rheinau selber entstanden ist. Da für die Entwicklung der Schrift in der älteren Zeit für das Beobachtungsgebiet nur sehr kümmerliches Material vorliegt, zieht der Bearbeiter seine Schlüsse paläographischer Art mit aller Vorsicht und formuliert sie äußerst behutsam.

Wichtig sind hier vor allem die erhaltenen Privaturkunden. Sie werden vollständig wiedergegeben auf den Tafeln II, XI-XIII, XV-XVII und XXIII und lassen allerlei interessante Feststellungen machen.

Die erste, aus dem Stiftsarchiv St. Gallen stammende Wartmann UB I Nr. 193, ist von einem sonst unbekannten Salerat geschrieben. Datiert ist sie vom 27. April 807. Die Rechtshandlung fand, entgegen den Ausführungen des Bearbeiters, nach Aussage ihres Wortlautes in Zürich selber statt : actum in uico publico turigo. Die zweite Abbildung auf der gleichen Tafel II gibt den « Vorakt von Bernigarius » wieder, der im Texte Perincher genannt wird. Hier fällt die Knappheit der Notizen auf und die gegenüber der Reinschrift andere Schreibart der Eigennamen.

Die Urkunde des Liubolf vom 7. Dez. 876 T. XI hat, wie die erstgenannte Urkunde, ein Chrismon und rahmt ähnlich die Silbe sup von supscripsi in ein viereckiges Gebilde mit einem Innenkreis ein. Originale sind beide Stücke, wenn auch die Signa der Zeugen nicht erscheinen und die Zeugennamen von Salerat bzw. von Liubolf geschrieben sind.

Dagegen bietet die zweite Abbildung auf der gleichen Tafel XI eine gleichzeitige Abschrift einer Urkunde vom 18. März 877 mit verderbter Jahreszahl.

Die nur ungefähr zu datierende Urkunde von c. 880 auf Tafel XII hat weder Chrismon nach Rekognitionszeichen. Daß die Unterschriften alle von der gleichen Hand und die Kreuze nur zum Teil gesetzt sind, ist für die Frage der Originalität in dieser Zeit des Tiefstandes des Privaturkundenwesens ebensowenig entscheidend wie, daß das Stück « Ohne Siegel » ist.

Bei dem zweiten Stücke der gleichen Tafel vom 4. Februar 883 fällt vor allem die ungeschickte Ausführung des Rekognitionszeichens auf, das hinter dem Worte subscripsi steht.

Deutlich hebt sich von diesen Urkunden die einzige im Original erhaltene Privaturkunde älterer Zeit im Rheinauer Archiv ab, die sich auf Tafel XIII oben befindet. Sie weist eine reine, gleichmäßige, karlingische Minuskel auf. Die Racholfurkunde auf der gleichen Tafel ist zum Jahre 889 zu setzen ist und nicht zu 899, wie die Beischrift will.

Eine Datierungsschwierigkeit bietet auch die Vtourkunde. Sie datiert : Actum in vronia Purchardo duce Regnante rege Ottone Notaui diem iouis X kl. dec. Lun. IIII. Erklärt man die luna 4 nicht als Goldene Zahl 4, sondern als Mondalter des betr. Tages, so kommt ein 22. November mit dem Mondalter vier für die gen. Personen nur im Jahre 955 in Betracht.

Nicht eindeutig ist endlich das Datum der Adelhardurkunde auf Tafel XXIII oben : Notaui diem mercurii L. duodecima Anno terciodecimo Chunradi imperatore. Hermanno duce ... Das Zürcher UB läßt die Wahl zwischen dem 6. Oktober 1036, dem 2. Februar und 29. Juni 1037. Die Beischrift der Tafel XXIII begnügt sich mit der Jahresangabe 1037. Beide nehmen also Königs- statt Kaiserjahre.

Die Urkunde vom 2. VI. 889 ist auch abgebildet im Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich = Tafel I. Die erste Abbildung einer Manuskriptseite auf Tafel I bietet ebenso die Möglichkeit, die hohe Fertig-

keit der Ausführung in den Scriptoria medii aevi Helvetica zu beurteilen. Sie gibt die erste Seite von Ms. Car. C. 1 der Zürcher Zentralbibliothek, einer Alkuinbibel. Die gleiche Seite liegt in Steffens Lateinischer Paläographie, 2. Aufl. Tafel 47 vor, in einer wirklich guten Wiedergabe. Aber die der Roto-Sadag wirkt doch in ihrer Tönung lebendiger. Das Blatt bietet verschiedene Schriftarten : Capitalis quadrata, Unziale, Halbunziale ; sonsthin als hauptsächlich verwandte Schrift die karlingische Minuskel.

Eine ähnliche Möglichkeit gibt Tafel IV und V = Ms. Rh. 43, p. 16, 17, 280 und 281 der Zürcher Zentralbibliothek. Auch dieser Band, der das Sacramentarium Gregorianum mit dem alkuinischen Supplemente enthält, ist entweder in Tours oder mindestens unter Turnoser Einfluß entstanden. Es ist möglich, daß er schon im 10/11. oder gar schon im 9/10. Jahrhundert in Rheinau war. Von ihm zeigt Tafel V links eine Capitalis quadrata in der schönsten Ausführung ; Tafel V rechts eine Unziale in verschiedener Stärke ; Tafel IV rechts bietet u. a. eine karlingische Minuskel mit starkem Turnoser Einschlag.

Eine eigenartige nach rechts geneigte Schrift weisen die beiden paläographisch verwandten Stücke auf Tafel IX mit ihren regelmäßigen, sorgfältigen Zügen auf. Das eine von ihnen = Ms. Rh. 51 der Zürcher Zentralbibliothek wurde um die Wende vom 9. zum 10. Jahrhundert von einem Ruadpert geschrieben (T. IX « rechts », nicht « links », wie die Beschriftung will). Das andere ist ein Bruchstück = Ms. Z XIV 10 der gleichen Bibliothek.

Im Gegensatze zu den oben angeführten Beispielen lassen die beiden Bilder auf Tafel XIV = Ms. Car. C. 132 f. 1 und 28 die dort gerühmte Schönheit in der Wiedergabe der Kapitalschrift sehr vermissen. Der Bearbeiter meint, daß die an diesem Bande beteiligten Schreiber im ganzen sorgfältig, regelmäßig und schön schreiben, « mit wenig Ligaturen und Kürzungen, auch hier einzelne Partien in breiter, gerundeter Führung der Buchstaben, einzelnes halbunzial anmutend ». Ob sich nicht eher die Plumpheit des 10. Jahrhunderts geltend macht ?

Tafel XVI veranschaulicht u. a. das älteste erhaltene Schriftdenkmal von St. Felix und Regula in Zürich, den bekannten Rodel, der in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts angelegt und von mehreren Händen geschrieben wurde.

Interessante Vergleichsmöglichkeiten bieten die beiden Initialen B der Tafeln XXII und XXIII unten. Die eine ist dem Ms. Car. C. 10, die andere dem Ms. Car. C. 30 der Zürcher Zentralbibliothek entnommen. Beide enthalten Augustini Enarrationes in psalmos, jenes der Wende vom 10. zum 11. Jahrhundert, dieses dem 11. Jahrhundert angehörend.

Einen Begriff von der Schönheit der liturgischen Bücher des 11. Jahrhunderts geben die beiden Bilder auf Tafel XXV oben (links = VD — vere dignum et iustum —, rechts Kruzifixus —) = Ms. Rh. 75 der Zürcher Zentralbibliothek.

Eigenartig ist die Miniatur aus Ms. Rh. 39, einer regula sancti Benedicti, die es verdient hätte, in voller Größe reproduziert zu werden.

Weitere Bilder bis ins 17. Jahrhundert, Neumen, Initialen, Einbände,

Wappendarstellungen, Schlußschriften u. a. erläutern trefflich die systematischen Ausführungen des Textteils, der sich bemüht, nach Möglichkeit die Bibliotheksgeschichte der in Betracht kommenden Institute darzulegen, worauf im einzelnen nicht einzugehen ist.

H. Foerster.

Hanisch Erdmann : Geschichte Rußlands. Bd. I : *Von den Anfängen bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts.* Mit 1 Karte, gr. 8° (250 Seiten) Freiburg i. Br. 1940, Herder. Geheftet 5 RM., Halbleinwand 6.40 RM., Halbleder 9 RM.

Dieser 1. Band der russischen Geschichte, der bis zum Ende der Regierung Pauls I. reicht, gibt auf 242 Seiten eine gute, gediegene und sachkundige Übersicht über die Ereignisse und die Entwicklung dieser langen Zeit. Erfährt auch der Kenner der Dinge nichts wesentlich Neues aus dem Werke, so ist es um so nützlicher für den mit dem Stoffe nicht Vertrauten. Nach einer Einleitung, die bis Seite 10 reicht, folgt die Darstellung der Geschichte selber, die der Verfasser ganz richtiger Weise in drei Abschnitte zerlegt : das alte Dnjeprrußland (Seite 11-54), den Moskauer Staat (Seite 55-139) und endlich Rußland als europäische Macht (Seite 140-242), das als solche vorzüglich mit Peter dem Großen beginnt, wenngleich diese Umwandlung bereits in der vorhergehenden Zeit eingeleitet wurde. Was wohltuend wirkt, ist dies, daß sich Herr Universitätsprofessor Dr. Hanisch (Breslau) nicht auf die politischen Ereignisse beschränkt, sondern, trotz des verhältnismäßig geringen Umfanges seiner Schrift, auf die sozialen und juristischen Verhältnisse der verschiedenen Perioden, auf den religiösen und kirchlichen Zustand, endlich sogar, wenn auch naturgemäß in ziemlich summarischer Weise, auf die Literatur eingeht, so daß das Ganze ein erfreulich umfassendes Bild russischen Lebens und Treibens gibt.

Im Einzelnen werden gewisse Punkte diskutierbar sein. So stellt es der Verfasser z. B. als ein sicheres Faktum hin (Seite 48), daß die russische Kirche ursprünglich zum bulgarischen Patriarchate gehört habe und erst später dem von Konstantinopel unterstellt worden sei. Allein dafür fehlt jeder geschichtliche Beweis. Die Annahme erscheint von vornherein als sehr unwahrscheinlich, da das bulgarische Patriarchat ein rein nationales war. Wie sollte es also dazu gekommen sein, die Russen in sich einzuschließen ? In Professor Golubinskis Kirchengeschichte begegnet man ähnlichen Tendenzen, die darauf hinausgehen, beweisen zu wollen, der Anfang des russischen Christentums sei nicht von Konstantinopel ausgegangen. Offenbar kehrt Golubinski diese Gesichtspunkte hervor, um im nationalrussischen Sinne die spätere Loslösung von der Jurisdiktion des Patriarchates um so wirksamer zu rechtfertigen dadurch, daß man sich zu sagen hat : « Im Anfange war das Patriarchat nicht da. Es ist im Grunde fast nur Usurpation gewesen, wenn es je eine Jurisdiktion in Rußland beansprucht und geübt hat. » So dachten aber nicht einmal die Schöpfer der jurisdiktionellen Sonderstellung der russischen Kirche. Boris Godunov

ließ das Moskauer Patriarchat von Konstantinopel und den östlichen Kirchen errichten und bestätigen. Und selbst Peter der Große holte sich für seine hl. Synode den Segen und die Anerkennung des Patriarchats von Konstantinopel, weil diese Männer sich dessen bewußt waren, daß die Kirche Konstantinopels, sowohl als die Mutterkirche Rußlands, als auch auf Grund von Canon 28 der Synode von Chalcedon und dem alten Brauche der Kirchen des Ostens zufolge, ihr Vorgesetzter war. Daß man bei der Christianisierung Rußlands die slavischen Kirchenbücher aus Bulgarien geholt hat, die nun einmal in diesem Lande existierten, wird unbestreitbar richtig sein. Ebenso haben öfters bulgarische Einflüsse auf das russische Kirchenleben stattgefunden. Aber das alles ändert nichts an der Tatsache, daß Rußland sein Evangelium von der Vaterstadt empfangen und stets zum dortigen Patriarchate gehört hat. Übrigens hat selbst Golubinski, trotz seines Ankämpfens gegen den konstantinopolitanischen Ursprung der russischen Kirche, meines Wissens von einer Zugehörigkeit derselben zum bulgarischen Patriarchat nichts gesagt. Wenn der Herr Verfasser Ursache zur Vermutung eines solchen Zusammenhanges zu haben glaubt, so ist das sein gutes Recht, aber er sollte dann sagen, daß es sich um seine persönliche Vermutung handelt.

Auch die Seite 67 aufgestellte Behauptung, der Zarentitel habe einen Anspruch auf Kaiserwürde bedeutet, und das Wort Zar komme von Cäsar her, ist nicht absolut sicher. Denn Peter der Große hat erst nach dem Nystadter Frieden mit Schweden den Imperatorentitel, zu nicht geringem Ärgernis vieler Altrussen, angenommen, und erst seitdem wurden die russischen Herrscher, die man bis dahin nur Zaren genannt hatte, auch Kaiser genannt. In der Kirchensprache gebraucht man heutzutage das Wort « Zar » nur für einen König, dagegen das Wort « Imperator » für einen Kaiser. Im ehemaligen österreichischen Kaiserstaate beteten die Unierten griechischen Gottesdienstes, und zweifelsohne ebenso die Orthodoxen, für ihren « Imperator », z. B. Franz Joseph, die im Königreich Ungarn dagegen für ihren « Zaren » König, Franz Joseph. Es scheint im Grunde, daß das Wort « Zar » früher darin keine bestimmte Bedeutung hatte. Es konnte ebensogut einen König, wie einen Kaiser bezeichnen. Konstantinopel heißt freilich bei den Slavenvölkern die « Zarenstadt ». Gegen die Ableitung des Wortes « Zar » von Cäsar spricht schon der Umstand, daß man in Konstantinopel niemals den wirklichen Herrscher « Cäsar » nannte und daß dort der Cäsarentitel nur untergeordneten Halbkaisern erteilt wurde. Es gibt viele Leute, die das Wort « Zar » aus dem Tartarischen herleiten wollen, denn der Titel entstand in Rußland, als die tartarische Oberherrschaft aufhörte. Es bleibt also mindestens nicht unbestreitbar, ob die Dinge darin so liegen, wie sie in der Schrift dargestellt werden. Es ist allerdings durchaus richtig, daß sich die bisherigen Großfürsten zu Moskau, seit sie den Zarentitel annahmen, bestimmt fühlten, einmal die Nachfolger der damals eben verschwundenen byzantinischen Herrscher zu werden. Wenn das Abendland, oder wenigstens einige seiner Herrscher, den Zarentitel zuerst nicht anerkennen wollten, so geschah das nicht so sehr aus Furcht vor einem dahinter verborgenen Anspruch auf Kaisertum,

als vielmehr aus starkem Konservatismus und weil man keine selbstbeigelegten Titel haben wollte.

Ich zweifle nicht daran, daß man noch andere Punkte aufgreifen könnte, die anfechtbar oder wenigstens nicht positiv gesichert sind.

Max, Herzog zu Sachsen,
Professor a. d. Universität Freiburg (Schweiz).

Codices latini antiquiores. A palaeographical guide to Latin Manuscripts prior to the ninth century. Edited by E. A. Lowe. Part III. Italy : Ancona-Novara. Oxford At the Clarendon Press. VII-48 S. mit 39 Taf.

Von dem bereits wiederholt an dieser Stelle besprochenen Standardwerk der klassischen Palaeographie (vgl. hier Bd. XXVIII (1934) S. 312-315 und Bd. XXXI (1937) S. 86-87) ist seit einiger Zeit auch der 3. Band erschienen, der die erste Hälfte der etwa 200 lateinischen, vor 800 geschriebenen Handschriften italienischen Besitzes umfaßt. Die allgemeinen Bemerkungen werden dem zweiten Halbband Italiens vorangeschickt werden. Im Vorwort zu diesem vorliegenden Faszikel gibt Lowe einige Erläuterungen mehr technischer Natur. Die paläographisch wichtigen Codices, auch wenn sie möglicherweise erst im frühen 9. Jahrhundert entstanden sind, wurden ebenfalls mitberücksichtigt. Von den einzelnen zeitlich und paläographisch verschiedenen Teilen eines Codex — man denke z. B. an den berühmten Lucca 490 — wurden entsprechend verschiedene Aufnahmen geboten.

Vollständig erfaßt wurden in diesem Band die Bibliotheken von Ancona (Archivio Capitolare), Assisi (Bibl. Comunale), Bologna (R. Bibl. Universitaria), Brescia (Bibl. Querinnana), Cava (Archivio della Badia), Cividale (R. Museo Archeologico), Firenze (Bibl. Medicea Laurenziana), Ivrea (Bibl. Capitolare), Lucca (Bibl. Capitolare), Milano (Bibl. Ambrosiana, Archivio Civico Storico, Università Cattolica del Sacro Cuore), Modena (Archivio Capitolare), Mombello (Archivio del Principe Pio), Monte Cassino (Archivio della Badia), Monza (Bibl. Capitolare), Napoli (Bibl. Nazionale), Novara (Bibl. Capitolare). Die übliche Beigabe der einschlägigen Faksimiles und paläographischen Literatur zu den einzelnen Codices vermittelt gleichzeitig ein unentbehrliches Hilfsmittel für die Beschäftigung mit diesen Bibliotheken. Wir besitzen darin einen der besten und modernsten bibliographischen Handweiser.

Für den klassischen Philologen und den Paläographen ist ganz besonders der vorliegende Band eine herrliche Fundgrube. Es sei bloß daran erinnert, daß erstmals die hervorragende Sammlung der Bobbieser Hss. der Mailänder Ambrosiana vollständig erfaßt ist, soweit die Codices vor 800 entstanden sind, daß u. a. die überaus wertvolle Sammlung der Luccheser und Neapolitaner Manuskripte, die frühen wichtigen Bände aus Monte Cassino hier zu finden sind. Erstmals haben wir da z. B. eine Photographie nach dem Originalpapyrus des Carmen de Bello Actiaco (vor

79 n. Chr.), dieses berühmten Stückes in Capitalis rustica cursiva, von dem jeder, der sich einmal mit Paläographie beschäftigt hat, Kenntnis hat. Wie ganz anders repräsentiert sich das Stück als in den bisherigen auf Grund von Nachzeichnungen hergestellten Abbildungen.

Schriftgeschichtlich zeigen sich hochinteressante Ausblicke, auf die indessen erst bei Besprechung des 4. im Druck befindlichen Bandes zusammenhängend einzutreten ist. Es sei wiederum betont, welch allgemein wichtiges Hilfsmittel unsere wissenschaftlichen Bibliotheken an diesem Opus ingens besitzen. *A. Bruckner.*

S. Petri Canisii Opera Omnia (Societatis Jesu Selecti Scriptores, III) II. Band ; **Meditationes seu Notae in Evangelicas Lectiones.**

I. Teil : **Meditationes de Dominicis**, tempus Adventus, Nativitatis Domini, Pachatis. Herausgegeben von **Friedrich Streicher** S. J. Lex. — 8° (xx-415 S.) Freiburg i. Br. 1939 Herder. Geheftet RM 23. — ; Leinen RM 25. — ; Kunstleder RM 26. —.

Le 13 mars 1591, le P. Aquaviva, Général de la Compagnie de Jésus, écrivait au P. Alber, Provincial d'Allemagne, une lettre (que le P. Streicher reproduit d'ailleurs dans sa préface) dont voici le résumé : de Fribourg, plusieurs m'avertissent que les publications de Canisius occasionnent de gros frais au Collège à cause, en particulier, du secrétaire du dehors qu'il faut entretenir, et qu'elles baissent au surplus, aussi bien comme vigueur que comme valeur intrinsèque. S'il en est ainsi, dites au Père de se ménager et ne laissez imprimer que ce qui est digne et de lui et de la Compagnie. Le Provincial — ce n'était plus le P. Bader, qui ne se serait pas fait dire la chose deux fois — répondit, le 2 juin : Canisius ne peut pas se passer d'écrire : c'est l'un de nous, le P. Ilsung, qui remplit désormais auprès de lui les fonctions de secrétaire, et il ne faut pas mésestimer les dernières productions littéraires du bon vieillard : le premier volume, que vous venez de recevoir, des *Notæ in evangelia de sanctis* vous en fournira la preuve.

Ces *Notæ* étaient des méditations sur les évangiles du Propre du Temps et du Propre des Saints. Bien qu'élaborées de longue date déjà dans l'esprit de notre saint, elles sont néanmoins le dernier ouvrage sorti de sa plume. Elles parurent pour la première fois, en deux volumes in-quarto, chez A. Gemperli, à Fribourg en Suisse (1591 et 1593). La 1re partie fut même rééditée en 1595. Au vu du succès obtenu, l'auteur préparait une nouvelle édition de cet ouvrage qui devait paraître en 1598, en trois volumes. La mort du saint, survenue à la fin de 1597, vint malheureusement suspendre l'entreprise. C'est cette édition, déjà mise au point par Canisius, corrigée et annotée encore par lui, que publie le P. Streicher. Le 1er volume va jusqu'au 6me dimanche après Pâques ; le 2me terminera le propre du Temps, tandis que le 3me sera consacré aux évangiles des fêtes de Notre-Seigneur, de la Vierge et des Saints.

Le plan de ces méditations est toujours le même : tout d'abord l'« argument », soit la substance de l'évangile du jour, suivi du texte même de

cet évangile ; après quoi viennent, plus ou moins développées, les réflexions que celui-ci suggère à notre docteur, lequel y ajoute, pour terminer, un certain nombre d'intentions de prières.

On cherchera en vain dans ce volume des allusions à des faits de l'histoire contemporaine. La dédicace nous apprend simplement que Canisius écrit au moment d'une épidémie. Ce qu'on y trouve, par contre, c'est la preuve de la largeur d'esprit et de la tolérance de notre saint (encore celle-ci — témoin ce qui est dit au 5me dimanche après l'Epiphanie — ne dépasse-t-elle pas certaines limites). Il se garde de toute généralisation hâtive aussi bien que de toute attaque facile. Rappelant, le jour de Pâques, que les saintes femmes ont été les premières à constater que le tombeau était vide, il écrit : « de mulieribus ego nunquam contemptibiliter loquar » (p. 287) : « quodsi totam historiam passionis, mortis, sepulturæ et resurrectionis dominicæ repetamus, fatendum est easdem matronas viris omnibus fuisse constantiores, fideliores, religiosiores et erga suum ac nostrum redemptorem in magnis etiam discriminibus magis officiosas » (p. 288) ; et il ajoute, dans un élan d'humilité : « meam segnitiem, pigritiam ac tarditatem, quæ in cultu Dei sæpe recurrit, cum harum mulierum vigilantia, alacritate et sedulitate haud immerito comparabo » (p. 289). Au sujet de la fréquence de la communion, il estime que ceux qui « peccatis letatilibus non gravati, ex amore et fiducia divinæ misericordiæ ad hunc vitæ panem dominicis saltem diebus sumendum accedunt longe rectius faciunt, sicut et Augustinus faciendum suadet, quam qui ex timore vel ob reverentiam duntaxat ab illo abstinent » (p. 306). Il déplore en tous cas que beaucoup (*plurimi*), par négligence, s'abstiennent de communier, même aux grandes fêtes (p. 307).

Les méditations de saint Canisius sont sans prétention aussi bien pour le fond que pour la forme : l'auteur ne visait pas à l'originalité, et on sent que le latin n'était pas la langue dans laquelle il prêchait. Ce vêtement impose à sa pensée une certaine uniformité. Il la paralyse quelque peu ; il la prive du moins de certaines nuances. Ce n'est plus le latin des humanistes : c'est celui des théologiens, nullement recherché, mais clair et compréhensible.

Le saint reste toujours calme, égal à lui-même. Tout au plus lui arrive-t-il de s'émouvoir dans la méditation consacrée à la nuit de Noël ou au dimanche de Pâques, deux circonstances où il sort de sa réserve habituelle, de la retenue qu'il observe ou que son langage lui impose : on sent, par exception, vibrer l'âme du saint docteur, on perçoit les élans de son cœur et les accents émouvants de sa piété.

Le volume, en grand format, se présente magnifiquement. Il est dédié à Mgr Besson. Il débute par la reproduction, sur papier glacé, d'un portrait de saint Canisius dû au pinceau de Léon Samberger. Par la typographie adoptée pour certains titres aussi bien que par les bois qui ornent le début et la fin des chapitres, l'éditeur de Fribourg-en-Brisgau a gardé à l'ouvrage l'aspect que lui avait donné, il y a trois siècles et demi, l'imprimeur de Fribourg en Suisse. Les références des innombrables passages de l'Ecriture et des Pères cités par Canisius sont indiquées en note.

On y trouve également les variantes que présente cette troisième édition (A_3) par rapport à celles de 1591-93 (A_1) et de 1595 (A_2).

Une petite remarque pour terminer. L'éditeur, dans les premières lignes de sa préface, insinue que Canisius fut enterré à l'église de Saint-Michel. En réalité, ses restes mortels furent déposés tout d'abord à Saint-Nicolas. En 1597, en effet, l'église du Collège n'existait pas encore : elle ne fut commencée qu'en 1604 et terminée en 1613 ; et ce n'est que douze ans plus tard, en 1625, lorsque fut tentée la première démarche en vue de la béatification du grand apôtre, que ses ossements furent transférés de la Collégiale à l'église de Saint-Michel, où ils sont demeurés depuis.

L. Wæber.

Hans Koch : Der Schwarze Schumacher. Der Harten- und Lindenhandel in Zug (1728-1736). Diss. phil. Zürich. Zug, Kalt-Zehnder, 1940.

Der Leser des Romans « Der Schwarze Schuhmacher » von P. J. Spillmann S. J., fragt sich immer wieder, wieviel daran wohl historisch getreu, wieviel psychologisch wahr sei. Die bisherige ergiebige Literatur, wir erinnern nur an die Darstellungen des Franz Karl Stadlin (1817) und des Konrad Bossard (1856), vermochte den Historiker nicht zu befriedigen. Landschreiber Dr. E. Zumbach schrieb in seinem Werke « Die zugerischen Ammänner und Landammänner », daß die biographische Literatur zur gerechten Beurteilung des merkwürdigen Mannes noch ungenügend sei, und daß besonders Schumachers Vorleben, Charakter und Beziehungen zu den fremden Staaten eingehender erforscht werden müßten.

Dieser Aufforderung antwortet die vorliegende Arbeit, die nicht nur die schon früher bekannten und benützten Protokolle des Stadt- und Amtsrates und des Stadtrates, sowie die handschriftlichen Aufzeichnungen des Oberstleutnant Franz Anton Dominik Zurlauben und des Landschreibers Beat Kaspar Hegglin wieder gesichtet und gewertet, sondern vor allem die « Eidgenössischen Abschiede » und die Korrespondenzen der auswärtigen Gesandten, wie sie u. a. in den Archiven von Paris, Wien und Rom liegen, neu zu Rate gezogen hat. Ein äußerst umfangreiches Quellenmaterial ist erschlossen und wissenschaftlich verarbeitet worden. Jeder Einzelzug, der den hochinteressanten Zugerhandel und die damit verwickelten Hauptpersonen betrifft, wird quellenmäßig belegt. Mit trefflichen Untertiteln gruppiert der Verfasser den überreichen Stoff, und mit großer Geschicklichkeit und Klarheit zeigt er, wie der Kampf um die französischen Pensionengelder sich mit demjenigen um die Salznutzung vermengt und verschärft, und wie das Ringen der beiden Führer, des Baron Fidel Zurlauben und des Schwarzen Schumacher, aus einer verschiedenartigen Auffassung von Volkssouveränität und Außenpolitik hervorgeht. Gerade die Berichte des französischen Ambassadeur De Bonnac in Solothurn und die Mitteilungen der kaiserlichen Gesandten gestatten, den Zugerhandel im Lichte des großen Kampfes zwischen der französischen Krone und dem Hause Habsburg zu betrachten und damit seine tiefe und volle Bedeutung zu ermessen.

Es läßt sich wohl kaum in Abrede stellen, daß im Vorgehen des Joseph Anton Schumacher nicht auch persönliche Feindschaft gegen den Ammann Beat Fidel Zurlauben mitgewirkt habe. Schumachers Großmutter, Katharina Eglin, war während der Ammannschaft eines Zurlauben als Hexe verbrannt worden. Der feingebildete, rednerisch begabte und selbstbewußte Schumacher war, zum mindesten so sehr wie seine Zeitgenossen, von großem Geltungsbedürfnis und politischem Ehrgeiz erfüllt. Aber es war letzten Endes, wie E. Zumbach andeutet und Hans Koch im einzelnen dartut, ein Streit um politische Auffassungen und materielle Vorteile. Die Zurlauben verfügten über eine reiche Geldquelle aus dem Burgundersalz, das sie dem Lande abgenommen hatten, und Schumacher betrieb den Handel mit dem tirolischen Salz. Beat Fidel Zurlauben war als Haupt der französischen Partei in Zug Nutzer und Verteiler bedeutender königlicher Gelder, und Schumacher hielt zu Österreich und übernahm selbst die Hauptmannschaft eines österreichischen Regimentes. Auch sein Sohn Joseph Leonz trat 1734 als Hauptmann in österreichische Dienste. Wie aber Schumachers Triumph und Herrschaft von einem Umschwung der Volksstimmung herrührten, so auch sein Sturz. Er wurde nach Ablauf seiner Ammannschaft, gleich wie seine früheren Gegner, vor Gericht gestellt. Das Urteil lautete auf lebenslängliche Verbannung und dreijährige Galeerenstrafe. Doch schon am 6. Juli 1735 starb der Führer der Harten in der Zitadelle zu Turin. Bald nach seiner Ankunft daselbst hatte er an seine geliebte Gattin einen rührenden Brief gesandt, der nicht nur von seiner treuen Gatten- und Vaterliebe, sondern auch von wahrhaft christlicher Ergebenheit getragen ist. Das Schreiben des Augenzeugen, Wachtmeisters Felchlin in Turin, bezeugt des weiteren, daß der Gefangene vor seinem Tode den Feinden verziehen hat. Schumacher selbst soll im Gefängnis sein Leben in folgende Verse zusammengefaßt haben:

Ille ego, qui quondam Tugiis dictator in oris,
Gallorum tacita victima fraude cado.
Exemploque meo probo, quod mala bestia vulgus,
non linquit summis crescere colla viris.

Äußerst charakteristisch für jene Zeit ist die Haltung des Volkes in der Landschaft, das sich gegen die willkürliche Verteilung der fremden Gelder durch die Stadt auflehnte und gleichmäßige Nutznießung aller Volksgenossen an den Pensionen und am Salzgeschäfte forderte. Die Auffassung von der Demokratie hatte sich völlig gewandelt. Nicht mehr das freie Bestimmungsrecht des Volkes, sondern der gleiche Nutzungsanteil jedes Landmannes an der Staatsgewalt und an den Staatseinnahmen stand nun im Vordergrund. Inhalt des demokratischen Prinzips war damals nicht mehr die Volksfreiheit, sondern das Recht jedes Volksgenossen auf den Ertrag der Herrschaftsrechte, die Dividende (p. 15).

Das Werk von Hans Koch, das in fließendem Stile niedergeschrieben und in einer buchtechnisch vorzüglichen Aufmachung herausgegeben worden ist, besitzt eine Reihe interessanter Illustrationen, so das vielsagende Porträt des Schwarzen Schumachers, die Bildnisse seiner Gegner Beat Fidel

Zurlauben und Klemens Damian Weber, die Wiedergaben des Schumacherhauses beim Zytturm und des Zurlaubenhofes. Unbestritten ist es eine sehr wertvolle und lehrreiche Bereicherung der schweizerischen Geschichtsschreibung.

Zug. *Dr. E. Gruber.*

Giovanni Galbiati: Ulrico Hoepli. Ein Lebensbild nach der zweiten italienischen Ausgabe, übertragen von Dora Fanny Rittmeyer. Mailand 1939.

Der gelehrte Präfekt der Ambrosiana in Mailand hat dem berühmten Verleger Italiens ein Denkmal gesetzt, das umso mehr Interesse verdient, als Ulrich Hoepli (1847-1935) mit seinem schweizerischen Vaterlande zeitlebens verbunden blieb. Als Anhang sind dem Werke mitgegeben eine Beilage Hermann Wegmanns: Aus der Chronik des Tuttwilerberges, sowie Gedichte von Alfred Huggenberger und Hermann Hoepli. Was Monsignore Galbiati schreibt, ist zu einem Kulturfilm des neuern Italiens geworden, der in 30 verschiedenen Bildern (Kapiteln) vor unsern Augen entrollt wird.

Ausgehend von der damaligen mailändischen Buchdruckerkunst und den ersten größern Bestrebungen zur industriellen Entwicklung Oberitaliens schildert Dr. Galbiati die Ankunft des Thurgauers U. Hoepli in Mailand (1871), wo er das Buchgeschäft Theodor Laengners käuflich erwirbt, das durch seine 65jährige Lebensarbeit zu einem erstklassigen, buchhändlerischen Unternehmen sich entwickeln sollte.

Von den wissenschaftlichen Werken nennen wir u. a. die *Monumenti antichi*, die bereits ungefähr 30 Bände zählen, die prunkvollen Bände, welche die schriftlichen Denkmäler des Klosters Bobbio und die Schätze der vatikanischen Bibliotheken und Archive enthüllen, der *Codice Atlantico*, der dem Studium des Meisters Leonardo da Vinci's ungeahnten Aufschwung gab, die Prachtbände des *Virgilio Ambrosiano del Petrarca*, des *Breviarium Grimani* und nicht zuletzt des *Codice Trivulziano della Divina Commedia*, der von seiner großen Liebe zu Dante zeugt. — Von der einfachen französischen Grammatik, die zu den Erstlingen seines Verlages gehörte, bis zu den Massenauflagen Benito Mussolinis, der Ulr. Hoepli zu seinem Verleger erkor, läuft eine Ehrenkohorte von Werken verschiedenster Art, die dem großen Verleger, Buchhändler und Antiquar einen einzigartigen Triumph bereiten. Kein Wunder, wenn ganz Italien seine Größe feierte: Pius XI., dessen Bild im Arbeitszimmer Hoeplis prangte, die königliche Familie, die Stadt Mailand mit ihrem reichen Kranze wissenschaftlicher Gesellschaften, die Universität Zürich, die ihn zu ihrem Ehrendoktor ernannte. Was er empfing, strahlte im Glanze nieversagender Wohltätigkeit zurück, so daß es schwer hält, all' seine Stiftungen aufzuzählen.

Monsignore Galbiati folgt dem Leben Ulrico Hoeplis mit einem großen Maß von Liebe und Begeisterung, die zusehends wächst, je mehr er sich mit der Persönlichkeit des Verstorbenen beschäftigt und sich zur glänzenden Apotheose steigert, wo er sich dessen erinnert, was Hoepli seiner zweiten Heimat an unvergänglichen Werten geschenkt hat. Das Gewand, in das der Präfekt der Ambrosiana seine Ausführungen kleidet, prangt in fest-

lichem Stile und meisterhafter Diktion. Wie bescheiden hat der Verfasser seine persönlichen Beziehungen zu Hoepli in den Mantel des Schweigens gehüllt!

Frl. Dora Rittmeyer hat mit der Übersetzung ins Deutsche eine Arbeit geleistet, die des Autors würdig ist. Sie hat sich trefflich in die vielgestaltige Sprache Galbiatis hineingearbeitet, so daß wir die Schlacken der Übersetzung kaum bemerken können. — Unrichtigkeiten sind mir keine aufgefallen außer in der Chronik des Tuttwilerberges; dort sollte (S. 105) statt Kaiser Heinrich III wohl Friedrich III stehen.

P. Staerkle.

P. André Murith F. M. Conv.: Jean et Conrad Grütsch de Bâle. Contribution à l'histoire de la prédication franciscaine au XV^me^ siècle. Thèse présentée à la Faculté des lettres de l'Université de Fribourg (Suisse). Fribourg 1940. XVI-104 S.

Ein Predigtschriftsteller, dessen Werke im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts fast dreißig Mal gedruckt worden sind, muß doch eine Bedeutung gehabt haben; es wird sich verlohnen, ihm unsere Aufmerksamkeit zu schenken, die Geschichte der mittelalterlichen Predigt kann daraus Gewinn ziehen. Die Frage, mit der sich P. Murith in seiner Freiburger Dissertation beschäftigt, ist diese: Stammen die Sermones, die unter dem Namen des Basler Franziskaners Johann Grütsch so oft gedruckt worden sind, wirklich von ihm oder sind sie Eigentum des Freiburger (Schweiz) Franziskaners Konrad Grütsch, der sich 1459 selber als Verfasser eines Predigtlexikons bezeichnet? Das Resultat, zu dem P. M. kommt und das durchaus annehmbar scheint, lautet: Der wirkliche Verfasser ist der Franziskaner Konrad Grütsch. Johann Grutsch aus Basel ist zwar der leibliche Bruder Konrads, ist aber nicht Franziskaner, sondern Weltgeistlicher und Professor des Kirchenrechtes an der Basler Universität.

Die saubere, streng methodisch durchgeführte Arbeit geht so vor, daß sie getrennt darlegt, was wir von Johann Grütsch und was wir von Konrad Grütsch wissen; sie studiert dann wieder getrennt die Johann und Konrad zugeschriebenen Sermones, um im letzten Kapitel die alleinige Autorschaft von Konrad Grütsch zu beweisen.

Die Arbeit erhebt sich durchaus über das Niveau einer gewöhnlichen historischen Doktordissertation. Sie offenbart eine große Akribie und ein reifes Urteil. Wenn ich einige Kleinigkeiten anmerke, in denen ich mit dem Verf. nicht ganz einverstanden bin, so soll das nur das Interesse bezeugen, mit dem ich seinen Ausführungen gefolgt bin. Die Beweisführung (S. 28), daß Konrad spätestens 1423 in den Orden eingetreten und 1409 geboren sei, scheint mir nicht ganz schlüssig zu sein. Ich möchte eher annehmen, daß er die in Straßburg 1425/27 abgeschriebenen Traktate als Lector artium und nicht als Student von 16-17 Jahren niedergeschrieben hat, und dementsprechend sein Geburtsjahr um 1400 ansetzen. P. M. nimmt (S. 32) an, daß Konrad in Paris studiert habe. Aus den beiden Dokumenten,

die er anführt, folgt das aber nicht, sondern eher das Gegenteil. Konrad wird als studens *loco* Parisius bezeichnet, d. h. er studiert zwar in Wien, genießt aber die Privilegien eines Pariser Studenten. Dieser Brauch scheint in der Zeit des Schismas aufgekommen zu sein, als die Anhänger Urbans VI nicht mehr, wie es das Ideal war, in dem zur Avignoner Obedienz gehörenden Paris studieren konnten. Wenn S. 32 gesagt wird : « Conrad Grütsch s'est rendu vraisemblablement à Vienne moins pour s'inscrire à l'université que pour suivre les cours du lecteur du couvent », so darf man nicht übersehen, daß das Wiener Franziskanerkloster (wie das Dominikanerkloster) der Universität inkorporiert war und daß die Vorlesungen des Hauptlektors als Universitätsvorlesungen galten. Die Ordensstudenten hörten dazu auch Vorlesungen anderer Universitätsprofessoren und wohnten an der Universität den Actus scholastici (Principia, Disputationes, Promotiones) bei. Das Studium in Heidelberg (S. 34/35) diente jedenfalls der Vorbereitung auf das Magisterium, zu dessen Erlangung eine weitere Reihe von Jahren Universitätsbesuch verlangt wurde. Die Promotion zum Magister in sacra pagina wird dann wohl durch den Ordensgeneral kraft päpstlicher Vollmacht erfolgt sein. Bei der Behandlung der in den Sermonen eingehaltenen Methode (S. 59/60) drängt sich die Frage auf, ob sie wirklich so, wie sie vorliegen, gehalten worden sind oder ob sie nur Material bieten sollten, das der Prediger frei gestalten mußte. Die S. 62/63 angeführten Texte dürften der Niederschlag wirklich gehaltener Predigten sein. Das « Alphabetum sermonum » Konrad Grütschs (S. 75) entspricht dem, was sonst im Mittelalter gern als « Distinctiones » bezeichnet wird, ist also eine Art Realenzyklopädie für Prediger oder ein Predigtlexikon. Und zuletzt : das Abhängigkeitsverhältnis der verschiedenen Werke unter einander müßte doch genauer festgestellt werden ; P. M. weist zwar ein paar Mal, mehr im Vorübergehen (S. 91, 95 f.), darauf hin. Ob nicht die S. 52/53 angeführten Daten die Tage bezeichnen, an denen die Sermones ursprünglich gehalten worden sind ?

Freiburg. P. *Gabriel M. Löhr* O. P.

Erich Foerster : Das Erbe der Flüchtlingsgemeinden. Sammlung gemeinverständlicher Vorträge Nr. 186. Tübingen, Paul Siebeck. 1939. 32 S.

Die vorliegende Schrift ist ein Vortrag des Pfarrers der Deutschen reformierten Gemeinde in Frankfurt a. M. a. D. zur Gedenkfeier der deutschen evangelisch-reformierten Gemeinde in Hamburg. Ton und Inhalt der Schrift berühren aber deswegen doch sympathisch und vornehm. Man darf selbstverständlich von der Schrift nicht mehr erwarten als der Verf. geben will : einen knappen Überblick über die geschichtliche Entwicklung der Kirche, wie er sie sieht. Der Hauptakzent des Problems, das F. erörtert, liegt auf der Frage nach der kirchlichen Autorität. Daher wendet sich das Interesse auch weniger der Darstellung der Anfänge der Kirche zu, sondern dem zweiten Teil (13 ff.), der das Verhältnis der lutherischen und reformierten Kirche zum Staat untersucht. Der Begründung

der lutherischen Landeskirchen steht F. natürlich kritisch gegenüber. Hinsichtlich der Lösungsversuche Zwinglis und Calvins übernimmt er die Ergebnisse und Anschauungen, die W. Köhler in seinem Buch über das Zürcher Ehegericht und Genfer Konsistorium dargelegt hat. Daher meint er auch beispielsweise (p. 18) : « Vom Individuum aus geurteilt war das Leben eines Züricher Bürgers unter dem Krummstab zweifellos leichter und freier gewesen ». Andere Äußerungen stimmen mit diesem Gedanken überein. Ob Zwingli nicht doch an die Einführung des Kirchenbanns gedacht hat ? F. scheint das nicht anzunehmen. S. 17 finden sich einzelne kleine irreführende Formulierungen. Im 3. Teil bietet der Verf. einen knappen Einblick in die Verfassung freier Gemeinden ; er zeigt, wie hier eine Lösung der Spannung zwischen Autoritätsnotwendigkeit und Freiheit angestrebt wird. Die Schrift vermag auch Andersdenkenden manche nützliche Anregungen zu vermitteln. *Oskar Vasella.*

---

1. **Bauschrift zur Einweihung der neuen katholischen Kirche St. Peter und Paul in Aarau.** 18. August 1940. [Aarau, Kath. Pfarramt 1940]. 142 S.

2. **Pfarrkirche Uznach.** Gedenkschrift zur Konsekration, Sonntag, den 22. September 1940. Uznach, K. Oberholzers Erben (1940). 80 SS.

Gelegenheitsschriften zur Einweihung neuer Kirchen sind für gewöhnlich keine sehr wissenschaftliche Literatur. Die beiden vorliegenden Broschüren machen insofern eine Ausnahme, weil in ihnen der historische Teil bedeutend besser ausgebaut wurde, als es sonst in ähnlichen Fällen üblich ist, und vor allem, weil die Bearbeitung desselben nicht auf gut Glück einem weltlichen oder geistlichen « Lokalhistoriker », sondern zünftigen Geschichtlern anvertraut wurde.

In der Aarauer Festschrift hat Dr. G. Boner einen Abriß der Geschichte der katholischen Kirche in Aarau bis 1876 geboten (8-40) ; daran schließt sich ein Verzeichnis der katholischen Pfarrer von Aarau vor 1528 und von 1803-1876 (40-43). Wenn der Arbeit auch kein wissenschaftlicher Apparat beigegeben ist, so spürt man doch, daß ihr ernste Forschung zu Grunde liegt. — Geschichtliches, wenn auch nicht kirchengeschichtliches Interesse darf auch der Beitrag beanspruchen, den Dr. P. Ammann-Feer über das ehemalige Feergut, auf welchem heute die Pfarrkirche gebaut wurde, und besonders über das Feerhaus, das heutige Pfarrhaus, beisteuerte (105-119).

Noch bedeutender ist der geschichtliche Gehalt der Uznacher Festschrift. Dort hat Dr. P. Laurenz Kilger O. S. B. eine sehr wertvolle Geschichte der Pfarrei Uznach bis zum Brande von 1762 beigesteuert, die auf eingehendem Studium der gedruckten Quellen und weitgehender Benutzung ungedruckter Archivalien beruht (5-35) ; sie ist umso wertvoller, als uns die Belege in den Anmerkungen geboten werden. — Im gleichen Sinne hat Alois Blöchlinger die Geschichte der Pfarrei bis zur Gegenwart weitergeführt (54-63).

Daneben enthalten beide Festschriften alles Wünschenswerte über das Zustandekommen des neuen Kirchenbaues : die Aarauer Festschrift in

ziemlicher Ausführlichkeit, die Uznacher hingegen sehr knapp, aber doch hinreichend. Beide Festschriften sind ein Beweis dafür, wie sich mit gutem Willen aus einer solchen Gelegenheitspublikation etwas sehr Wertvolles gestalten läßt. *Dominikus Planzer* O. P.

Otto Joseph-Albert, S. J. : Kirche im Wachsen. Vierhundert Jahre Jesuitenorden im Dienste der Weltmission, xv-203 S., Freiburg i. Br. 1940, Herder. RM 3,60.

C'est le sous-titre qui est le principal, c'est-à-dire qui indique le contenu réel de ce petit livre. Le P. Otto, qui a déjà fait paraître, en 1939, un gros volume : « Gründung der neuen Jesuitenmission durch General Pater Johann Philipp Roothaan », a voulu condenser dans cette plaquette l'activité missionnaire des Jésuites depuis la fondation de la Compagnie jusqu'à nos jours.

Convertir au Christ les terres nouvellement découvertes était l'un des buts principaux — l'auteur serait porté à dire même : le but primordial — poursuivi par saint Ignace. Dans les consultations qui eurent lieu en 1539 au sujet du projet des constitutions de la Compagnie, on exigeait de tous ses membres, comme condition essentielle, qu'ils fussent prêts à partir pour les Missions (p. 8), et ce fut de même la perspective de l'activité missionnaire de l'Ordre qui fut le point de départ de sa reconstitution sous Pie VII (p. 104).

L'auteur parcourt les divers continents et, dans des pages qui se lisent agréablement, bien que plusieurs soient chargées de noms et de chiffres, il expose les succès obtenus par les Jésuites et énumère, avec cartes à l'appui, les stations, universités, séminaires et collèges qu'ils possèdent actuellement en Afrique, dans le Proche-Orient, dans les Indes, en Extrême-Orient et dans les deux Amériques. On se rend compte, par les faits, du désastre qu'a été pour les Missions la suppression de la Compagnie, comme aussi, d'autre part, de tout le mérite qui revient au P. Roothaan, sous le Généralat duquel (1829-1853) furent rénovées et restaurées tant d'entreprises momentanément interrompues. Le P. Otto arrive, en terminant, à cette constatation : de 1928 à 1938, les Jésuites missionnaires ont augmenté de près de 1300, soit donc de plus qu'il y en avait, dans leurs différentes stations, au moment de la suppression. Pendant ces dix ans, le nombre des membres de l'Ordre consacrés à l'évangélisation des païens s'est développé proportionnellement beaucoup plus (52 %) que ne l'aurait fait supposer l'accroissement de la Compagnie prise dans son ensemble (22 %). A l'heure actuelle, le 15 % (au lieu du 11 % en 1928) des Jésuites existants travaillent dans les Missions. Si la guerre actuelle ne paralyse pas leurs entreprises, lors du 400^{me} anniversaire de la fondation (1940), ils seront plus de 4000 missionnaires.

L'auteur est fier de rappeler les instructions que saint Ignace donnait, en 1555, aux premiers Jésuites qui partaient pour l'Abyssinie : développer les écoles, même jusqu'à l'enseignement universitaire, travailler à la formation de prêtres et d'évêques indigènes, créer des œuvres de charité et

d'assistance médicale, instruire et aider la population au point de vue économique et ménager autant que possible les coutumes du pays (p. 14). Il signale, d'autre part, le règlement envoyé, un siècle plus tard, en 1659, par les supérieurs de la Compagnie aux religieux qui se trouvaient au milieu des populations païennes : « Vous ne devez aucunement les contraindre à modifier leurs usages, aussi longtemps que ceux-ci ne sont pas nettement *(apertissime)* en contradiction avec la foi et les mœurs ; votre but n'est pas de leur apporter nos conceptions, mais la doctrine du Sauveur, qui ne rejette les coutumes d'aucune peuplade, mais désire au contraire les conserver. » C'est, dans une large mesure, pour avoir abandonné la méthode d'évangélisation des Jésuites, écrit le prince de Löwenstein dans la préface, que, durant près d'un siècle, l'entreprise des Missions a périclité.

Presque inévitablement dans un livre tel que celui-ci, certaines pages sentent le plaidoyer *pro domo ;* reconnaissons du moins qu'il est fait très discrètement. On y trouve aussi — c'est à l'heure actuelle toujours plus ou moins le cas dans les Etats nationalistes — quelques phrases pour magnifier la race et célébrer indirectement le régime. L'auteur parle, dans son introduction, « de ces Jésuites allemands qui, au cours des XVII^me^ et XVIII^me^ siècles, en même temps qu'ils apportaient la croix du Christ dans de lointains pays et aidaient à y implanter son Eglise, ont été les premiers aussi, au-delà des mers, à mettre en œuvre la science et le savoir-faire allemands en vue de la culture universelle des temps modernes, gagnant ainsi à l'Allemagne de nouveaux amis et de nouveaux admirateurs. Aujourd'hui encore, l'activité missionnaire des Jésuites, en même temps qu'elle est une héroïque participation à l'établissement du règne de Dieu parmi les païens, contribue aussi, de la manière la plus noble, à faire apprécier par l'univers les méthodes et l'activité allemandes ». Ce n'est pas tout à fait ce qu'auraient écrit les Pères Valignano, Ricci et Nobili, dont nous venons de rappeler les vues si dégagées de toute préoccupation nationaliste.

Il est parlé aussi dans ce livre, surtout vers la fin, de Jésuites suisses : le P. Fidèle Joset, qui vécut parmi les Indiens d'Amérique ; le P. Franz Schubiger, à la mission de Mahar ; le P. Théodore Amstad, qui fit à cheval, aux Etats-Unis, l'équivalent de quatre fois et demie le tour du globe ; le P. Joseph Willy, le *scholar* le plus important qu'ait possédé la mission de Bombay et qui fonda, à Mangalore, de 1879 à 1885, le collège universitaire des Jésuites italiens. Il est bien spécifié, dans le texte, qu'il s'agit, dans chacun de ces cas, de « Deutsch-Schweizer », mais le chapitre est intitulé : « Auch die Deutschen fehlen nicht. »

Encore une fois, nous n'attachons pas plus d'importance que l'auteur lui-même à ces quelques coups d'encensoir ainsi qu'à ces apparences d'accaparement, qui n'enlèvent rien à la valeur de son livre. Le P. Otto souligne que, faute de certains travaux préparatoires, qui manquent encore, on ne peut, à l'heure actuelle, songer à écrire l'histoire complète et définitive de l'activité missionnaire des Jésuites. Il a voulu simplement en tracer une esquisse, à l'occasion du quatrième centenaire de la Compagnie et il l'a dédiée aux amis des Missions, tout spécialement à la jeunesse et au peuple chrétien. Il a pleinement réussi. *L. Wœber.*